Karl Peter Thunbergs
Reiſen.

Zweyten Bandes zweyter Theil.

Beſchluß der Nachrichten von Japan und den Japanern. Rückkunft des Verfaſſers nach Batavia und Reiſe in das Innere der Inſel Java. Reiſe nach der Inſel Ceylon und Aufenthalt daſelbſt. Rückreiſe nach Schweden.

Erſte Abtheilung.

Fernere allgemeine Bemerkungen und Nachrichten, Japan und die Japaner betreffend

zu Ergänzung der im Vorhergehenden bereits mitgetheilten.

Erſter Abſchnitt.

Staatsverfaſſung, Polizey, Geſetze und Rechtspflege in Japan, nebſt einigen andern ſtatiſtiſchen Nachrichten von dieſem Reiche.

Japan iſt bekanntlich auf allen Seiten von Waſſer umfloſſen, und beſteht aus drey großen, und einer zahlreichen Menge kleiner Inſeln. Alle dieſe werden in ſieben Theile, und dieſe wieder in acht und ſechzig Landſchaften, und in ſechs hundert und vier Gerichtsbezirke eingetheilt.

Jetzt iſt der Kubo, oder der ſogenannte weltliche Kaiſer, Herr dieſes ganzen Landes, und unter ihm regieret ein Prinz oder Fürſt in jeder Landſchaft. Die größeren von dieſen Fürſten heißen Daimio, und die kleineren, Siomio. Wenn einer von ihnen einen Fehler begeht, hat der Kaiſer das Recht ihn abzuſetzen, auf eine Inſel zu verweiſen, oder ſelbſt am Leben zu ſtrafen.

Alle dieſe Fürſten ſind ſchuldig, jährlich eine Reiſe nach Hofe zu machen, ſich daſelbſt ſechs Monath lang aufzuhalten, und ihre ganze Familie, zum Unterpfande ihrer Treue dort allezeit wohnen zu laſſen. Im erſten Theile dieſes Bandes habe ich Gelegenheit gehabt, dieſer Reiſen umſtändlicher zu erwähnen. Der Fürſt ſelbſt reſidirt in der ihm anvertraueten Provinz, und iſt dem Kaiſer, in Rückſicht auf ſeine Provinz ſowohl, als auf ſein perſönliches Thun und Laſſen verantwortlich. Ihm gehören die ſämmtlichen Einkünfte aus ſeiner Provinz; davon muß er aber auch ſeinen Hof, ſeine Kriegsmacht, die Landſtraßen und dergleichen unterhalten, und ſeine jährliche Hofreiſe, mit einem der Größe und Beträchtlichkeit ſeines Gouvernements angemeßnen Staat und Prunk, beſtreiten, desgleichen anſehnliche Geſchenke mit nach Hofe bringen. Die Städte, wo ſolche Fürſten ihre Hofhaltung haben, ſind meiſtens von bedeutender Größe, liegen an einem Hafen oder großen Fluſſe, und ſind mit Wall und Graben umgeben. Das Schloß des Fürſten liegt gewöhnlich an einem Ende der Stadt; es iſt von weitläuftigem Umfange, von Mauern und Gräben eingeſchloſſen, mit ſtarken Thoren verſehen, und mit hohen Thürmen geziert. Gemeiniglich beſteht es, wie das Schloß des Kaiſers zu Jedo, aus drey Abtheilungen, deren jede für ſich gut befeſtigt, und wovon die innerſte für den Fürſten ſelbſt; die zweyte für den vornehmern Hofſtaat, und die erſte, oder äuſſere, für das Militair und die geringern Hofbedienten iſt.

In Anſehung des Schloſſes und Hofes des weltlichen Kaiſers verweiſe ich auf dasjenige, was ich bey Gelegenheit meines Aufenthalts in Jedo davon geſagt habe.

Der Kubo genießt, auſſer den anſehnlichen Geſchenken die jeder Fürſt von den Produkten ſeiner Landſchaft ihm jährlich bringen muß, noch beſondre Einkünfte aus einigen ſogenannten Kaiſerlichen Provinzen, die man Kron- oder Domanialprovinzen nennen könnte, und deren fünf ſind, desgleichen aus einigen Kaiſerlichen Städten, die von Gouverneuren oder Bugio regiert werden. Die Abgaben werden in Produkten und Waaren jeder Landſchaft oder Stadt abgetragen. Die fünf Kaiſerlichen Kronländer liefern 148 Man und 1200 Kokf Reis, welches ungefehr 44 Billionen und 400 Millionen Säcke ausmacht. Das Man hält 100,000 Kokf, ein Kokf 300 Balis oder Säcke, und jeder Sack über ein Lieſpfund. Die Einkünfte aus ganz Japan belaufen ſich wenigſtens auf 2328 Man, 6200 Kokf.

Der Kaiſer iſt zwar der oberſte Herrſcher, doch lenkt er das Ruder der Regierung nicht allein, ſondern gemeinſchaftlich mit einem Staatsrath, der aus ſechs, gewöhnlich etwas bejahrten und vorzüglich verſtändigen, Männern beſteht.

In den älteſten Zeiten, welche in Dunkel und Ungewißheit eingehüllt ſind, ſcheint Japan, wie andre Länder, von Hausvätern oder kleinern Fürſten regiert worden zu ſeyn, die ſich hernach unter Ein Oberhaupt vereinigt haben.

Die zuverläſſige Geſchichte von den Japanſchen Regenten nimmt mit dem Jahr 660. vor Chriſti Geburt ihren Anfang, da die Regierung einem gewiſſen Syn Mu, aus einem angeſehenen Geſchlechte, das den Namen Tenſio Dai Sin führte, übergeben wurde. Dieſer Syn Mu iſt der erſte Stifter der Monarchie in Japan, er hat eine richtige Zeitrechnung eingeführt,

welche der Aere Nin O den Namen gegeben hat, und ſowohl die Regierungsform und Verfaſſung ſelbſt, als auch die Geſetze verbeſſert. Die Regenten aus dieſem Stamme hießen gewöhnlich Dairi, ſelten Mikaddo, Dai, Tai, Tenſe oder Oo. Hundert und neunzehn Dairi haben bis zur Zeit meines Aufenthalts in dieſem Lande, nach einander den Thron beſtiegen, doch iſt ihre Macht und Gewalt, in drey verſchiedenen Zeitperioden, ſehr verſchieden geweſen.

Bis 1142. regierte der Dairi, ohne alle Mitwürkung, allein und unumſchränkt. Von jener Zeit an, bis auf das Jahr 1585. war die weltliche Macht zwiſchen dieſem älteſten und rechtmäßigen Beherrſcher des Reichs, und dem ſogenannten weltlichen Regenten, oder Generaliſſimus über die Armee, getheilt. Endlich von 1585. an, hat ſich ſeine Gewalt nur auf das erſtreckt, was Religion und Gottesdienſt, oder wenn ich ſo ſagen kann, die Kirche, betrifft.

Der unumſchränkten Monarchen aus dem Geſchlechte der Dairi, waren bis 1142. ſechs und ſiebenzig geweſen. In dieſem Jahre entſtanden innerliche Unruhen zwiſchen den Fürſten oder Unterregenten der Provinzen, welche unglückliche, bürgerliche Kriege zur Folge hatten. Um dieſen ein Ende zu machen, wurde die Oberbefehlshaberſchaft über die Kriegsmacht, einem gewiſſen Joritomo, mit dem Titel eines Generaliſſimus, aufgetragen. Dieſer tapfre Feldherr dämpfte zwar die entſtandenen Unruhen, zog aber auch einen großen Theil der Kaiſerlichen Gewalt an ſich, und vererbte dieſen Antheil auf ſeine Nachfolger. So blieb die Herrſchaft bis zum Jahre 1585. zwiſchen dem Dairi und dem Reichsfeldherrn getheilt. Um dieſe Zeit aber, hatte ein Bauernſohn, Taiko Sama, ſich zum oberſten Kriegsbefehls-

haber hinauf geſchwungen. Dieſer zwang alle Fürſten der Provinzen ſich ihm zu unterwerfen, und beraubte endlich den Dairi aller Macht, die er bisher in weltlichen Angelegenheiten und der Regierung des Landes gehabt hatte. Von Joritomo, welcher der erſte beſondre weltliche Monarch war, bis auf Je Baru, der zu meiner Zeit regierte, haben ein und vierzig Kubo regiert und zu Jedo reſidirt. Als Kämpfer im Jahr 1693. aus dieſem Lande abreiſete, regierte noch der Kubo Tjinajos; er war damahls im drey und vierzigſten Jahr ſeines Alters und im zwölften ſeiner Regierung, die in allem neun und zwanzig Jahre gewährt hat. Ihm ſind gefolgt; Je Nob Koo, regierte von 1709 bis 1712; Je Tſu Ku Koo, von 1713 bis 1716; Joſi Mune Koo, von 1716 bis 1751; Je Singe Koo, von 1751 bis 1761; da der bey meiner Abreiſe 1776. noch regierende Kubo, Je Far Koo, den Thron beſtieg.

Außer dem Kubo iſt alſo, wie geſagt, noch ein Regent vorhanden, den die Holländer den geiſtlichen Kaiſer nennen, und deſſen Macht gegenwärtig auf die Angelegenheiten, welche die Religion und das Kirchenweſen betreffen, eingeſchränkt iſt, obwohl er in gerader und ununterbrochener Linie, die vor mehr als zweytauſend Jahren ihren Anfang nahm, von dem älteſten Alleinherrſcher des Reichs abſtammt. Dies iſt der Dairi.

Dieſem Dairi, oder Pabſte, wird nun eine ganz unbeſchränkte, gleichſam göttliche Verehrung bewieſen. Seine Perſon wird für heilig angeſehen, und zwar für allzuheilig, als daß er von irgend einem andern als denen zu ſeiner Bedienung verordneten Perſonen, am wenigſten von einer fremden Mannsperſon, geſehen werden, oder auch nur ſich der Luft und Sonne ausſetzen dürfte. Daher kommt er ſelten aus ſeinen Zimmern; will er

höchſtens einmahl im Garten friſche Luft ſchöpfen, ſo wird er, von dazu beſtellten Trägern, auf den Schultern dorthin getragen, zuvor aber wird ein Zeichen gegeben, daß Jederman ſich entfernen und Niemand ihn ſehen möge. In den wenigen Tagen da wir uns in ſeiner Reſidenzſtadt aufhielten, geruhete er einmal in dem innern Bezirke ſeines Schloſſes unter freyem Himmel friſche Luft zu ſchöpfen, welches dann durch ein beſonderes Zeichen von der Mauer rund um das Schloß kund gethan ward. Er wird gebohren, lebt und ſtirbt in dem Bezirke ſeines Hofes, findet und genießt alle Vergnügungen innerhalb deſſelben, und kommt in ſeinem ganzen Leben nicht heraus. Seine Haare, Nagel und Bart dürfen nicht am Tage gereinigt oder beſchnitten werden, ſondern dies muß, ohne Zweifel ebenfalls ſeiner Heiligkeit wegen, heimlich, des Nachts wenn er ſchläft, geſchehen. Er ſpeiſet jedesmahl von neuen Tellern und Schüſſeln, welche hernach gewöhnlich entzwey geſchlagen werden, um zu verhüten, daß ſie nicht in unheilige Hände fallen. Sein Tiſchgeräth beſteht daher nur aus den ſchlechtern Sorten von Porcellain. Eben dieſe Art von Aufwand, herrſcht auch mit ſeinen Kleidungsſtücken, die aber, wenn er ſie einmal gebraucht hat, nicht zerriſſen, ſondern an ſeine Hofbediente weggeſchenkt werden. Auſſer am Hofe weiß niemand, oder doch gewiß nur ſehr wenige, ſeinen Namen ehe, als lange nach ſeinem Tode.

Sein ganzer Hof, an welchem viel Pracht und Aufwand, jedoch jetzt nicht mehr ſo ſehr als ehemals herrſcht, beſteht faſt nur aus Perſonen von ſeiner eignen Verwandſchaft, welche aber auch alle Aemter und Bedienungen bey Hofe, und die einträglichſten Prälaturen und geiſtlichen Pfründen im Lande bekommen. Er hat zwölf Gemahlinnen, von welchen eine die Vornehmſte, oder Kaiſerinn iſt.

In alten Zeiten hielt er ſeinen Hof, wo es ihm beliebte, bald an dieſem, bald an jenem Orte. Jetzt reſidirt er unabänderlich in der Stadt Miako. Der Schloßbezirk iſt von großem Umfange, und macht für ſich ſelbſt ſchon eine anſehnliche Stadt aus. Er iſt mit Mauern, Gräben, Bollwerken und Thoren verſehen. In der Mitte ſteht der Pallaſt des Dairi, der mit hohen Thürmen prangt, und worin er mit ſeinen Gemahlinnen wohnt. Rund umher ſind die Wohnungen für ſeinen hohen und niedern Hofſtaat, für ſeine zahlreiche Dienerſchaft, und für die Prieſter, welches die Gelehrten an ſeinem Hofe ſind.

Der Kubo hält zu Miako, zum Dienſte des Dairi, einen Statthalter, und, zur Sicherheit ſeiner geheiligten Perſon, eine Wache. Beyde ſind aber auch dem Kubo für allen Aufruhr verantwortlich. Ihr Aufenthalt iſt ebenfalls im Umfange des Schloßbezirkes.

Am Hofe des Dairi werden Wiſſenſchaften und Gelehrſamkeit getrieben, und man kann ihn wie eine Akademie, und zwar die einzige im Lande, anſehen.

Der vornehmſte Hofbeamte des Dairi, iſt der, welchen die Holländer den Oberrichter nennen. Er iſt gleichſam ſein Vicarius, oder eine Art Hofmarſchall. Er beſorget in ſeinem Namen alles an ſeinem Hofe, und beſonders auch alle kirchliche Angelegenheiten auſſerhalb deſſelben. Er fertigt auch die Päſſe für alle, welche oben ins Reich, und nach dem Hofe des weltlichen Kaiſers reiſen, aus. Indeſſen wird dieſer ſehr angeſehene Herr nicht vom Dairi ſelbſt, ſondern vom Kubo angeſetzt, welcher gewöhnlich einen Mann von Jahren und Verſtand, der ſchon wichtige und hohe Aemter bekleidet hat, und Vermögen beſitzt, dazu nimmt. Da aber die Einkünfte dieſes Ehrenamtes geringe und ſehr

unzureichend ſind, ſo wird der, welcher es bekleidet, auf dieſem erhabnen Poſten gemeiniglich zum armen Mann.

Seitdem die Macht des Dairi herabgeſetzt iſt, genießt er die Staatseinkünfte aus der Stadt Miako und der dazu gehörigen Provinz, auſſerdem aber einen beträchtlichen Zuſchuß aus der Schatzkammer des Kubo, der großen Summen nicht zu gedenken, die ihm für die Titel, welche er ertheilt, bezahlt werden.

Es gehöret nämlich bis auf den heutigen Tag zu ſeinen Gerechtſamen, Ehrentitel zu conferiren. Selbſt der Kubo und der Kronprinz bekommen Titel von ſeiner Hand, auch die höchſten Beamten am Hofe des Kubo, wenn dieſer ſie dazu empfiehlt. Auch giebt es mit vornehmen Titeln von ihm verſehene Geiſtliche oder Prälaten, ſowohl an ſeinem Hofe, als bey den Tempeln im Lande.

Der Dairi hat noch immer den erſten Rang im ganzen Reiche, und der Kubo muß entweder in eigner Perſon, oder durch eine Geſandſchaft, entweder jährlich oder nach Verlauf einer gewiſſen Zeit, ihm die Aufwartung machen, und, nach allgemeiner Landesſitte, Geſchenke mitbringen. Joritomo und andre weltliche Kaiſer ſind in eigner Perſon nach Miako gereiſet, um ihm dieſe Huldigung zu leiſten. In ſpätern Zeiten aber hat dies mehr und mehr abgenommen, und endlich iſt es gar unterblieben. Die Fürſten der Provinzen warten aber dem Dairi nie auf ſolche Art feyerlich auf; auch thut es der Holländiſche Ambaſſadeur nicht auf ſeiner Reiſe nach Jedo.

Als Kämpfer ſich in Japan aufhielt, regierte der Dairi Kinſeckwo Tei, der im Jahr 1687. den Thron beſtiegen hatte. Seit dieſer Zeit haben folgende re-

giert: Naka no Mikaddo no Jn, von 1709 bis 1735; Sakkura Matie no Jn, von 1735 bis 1746; Momi Zon no Jn, von 1746 bis 1761; Zentoogozio, von 1761 bis 1769; und Figaſi jamma no Jn von 1770 an, welcher bey meiner Abreiſe auf dem Throne ſaß.

Man vergleiche hier übrigens, was ich im Vorhergehenden bey Beſchreibung der Stadt Miako vom Dairi und deſſen Hofe ſchon angeführt habe.

Von der vortreflichen Polizey in Japan und den darauf ſich beziehenden Einrichtungen habe ich im erſten Theile dieſes Bandes mehrmals Nachricht zu geben Gelegenheit gehabt. Beſonders herrſcht in allen Städten eine faſt unnachamliche Ordnung zu Aufrechthaltung öffentlicher Ruhe, Sicherheit, Bequemlichkeit und Wohlfahrt. Einiges hievon habe ich bey dem, was ich von den Städten Nangaſacki und Jedo geſagt habe, ſchon erwähnt. Es ſind nämlich in jeder Stadt vier Bürgermeiſter, von denen jeder ein Jahr lang den Vorſitz hat, das Wort führt und Ninban heißt. Auſſer dieſen iſt über jede Straße ein Ottona geſetzt, der gleichſam ein Commiſſarius iſt, und den Bürgermeiſtern von allem was vorfällt, Rapport abſtatten muß. Er hat verſchiedene Stadtdiener zu ſeinem Dienſte unter ſich. Sein Amt iſt, alle, die in ſeiner Straße gebohren werden, ſterben, heyrathen, verreiſen, wegziehen oder ankommen, aufzuſchreiben und die Einigkeit unter den Einwohnern zu erhalten zu ſuchen. Er hat das Recht, die Verbrecher gefangen zu ſetzen und ſogar in Feſſeln zu legen. Er wird von den Einwohnern einer Straße gewählt und aus der Caſſe der Straße beſoldet; die Miethsleute haben aber bey ſeiner Wahl keine Stimme. Jeder Ottona hat auch drey Beyſitzer zu Gehülfen, einen Secretair, und einen

Caſſirer. Die Stadtdiener ſind zugleich Spionen, die dem Ottona von allem genaue Nachricht bringen műſſen. Jede Stadt iſt mit Thoren verſehen; aber auch jede Straße hat ihre beſonderen Thore, die, bey entſtandenen Unruhen, wenn ſie verſchloſſen werden, alle Gemeinſchaft mit andern Straßen abſchneiden, ſo, daß keiner der Lårm und Unruhe anſtiftet, mit der Flucht entkommen kann; des Nachts ſind ſie allezeit verſchloſſen, ſo, daß niemand aus oder ein kann. Von einem ſolchen Thore zu einem andern ſind gemeiniglich dreyßig bis ſechzig Klafter. Die Hausmiethe wird monatlich bezahlt, und zwar nach der Gröſſe der Zimmer, die man bewohnt, welche nach der Anzahl der Fußbodenmatten beſtimmt wird. — Von den unűbertreflichen Feueranſtalten habe ich Seite 114 dieſes Bandes geredet. Hier hole ich noch nach, daß die Bűrgerſchaft, ſowohl Hausbeſitzer als Miethsleute, zu Verhűtung von Feuersbrűnſten ſelbſt Wache halten muß. Solcher Nachtwachen ſind zwey, und dieſe ſind ſo unverletzlich, daß niemand bey unvermeidlicher Lebensſtrafe ſich an ihnen vergreifen darf. Die eine hålt ſich allezeit auf der Hauptwache auf, und kann, wenn Gefahr vorhanden iſt, verdoppelt werden. Die andere iſt die umhergehende, welche ich am angefűhrten Orte beſchrieben habe. Jede Straße hat ihre eigne Wache, Wachhåuſer und Löſchgeråthſchaften. In allen Gaſthöfen, Wirthshåuſern und Krűgen, geht es ſo friedlich zu, daß man ſelten von Schlågerey oder betrunknen Leuten hört. In jeder Stadt ſind viele Wirthshåuſer zur Bequemlichkeit der Reiſenden; dieſe Håuſer ſind reinlich und liegen in guten Gegenden der Stadt.

Die Dörfer habe ich ſchon gelegentlich beſchrieben; ſie liegen meiſtens an den öffentlichen Landſtraßen und

unterſcheiden ſich von den Städten dadurch, daß ſie nur Eine Straße haben und offen ſind. Auch in den kleinſten Dörfern ſind eine Menge kleiner Herbergen vorhanden, wo für Reiſende Thee und andere Erfriſchungen immer in Bereitſchaft gehalten werden.

An den Landſtraßen findet man alle zwey, höchſtens alle vier, Meilen Poſthäuſer, wenn ich ſie ſo nennen kann, wo allezeit Pferde und Träger die für Geld, Menſchen, Gepäcke und Waaren tragen, zu haben ſind. Die Taxe, wornach man dieſe bezahlt, iſt nach der Beſchwerlichkeit und Länge der Wege eingerichtet, mithin in verſchiedenen Gegenden verſchieden, aber genau und richtig beſtimmt.

So wachſam die Polizey iſt, und ſo pünktlich und ordentlich ihre Einrichtungen befolgt werden, eben ſo ſtrenge ſind auch die Geſetze.

Um ſo viel möglich zu erhalten, daß die in öffentlichen Aemtern ſtehende Perſonen ehrlich und zuverläſſig ſeyn mögen, iſt eingeführt, daß jeder, ohne Unterſchied, beym Antritt ſeiner Bedienung, einen ſehr ſcharfen Eid ſchwören und ſolchen auch wohl jährlich erneuern muß. Manchmahl müſſen ſie auch umwechſeln, um nicht an einem Orte zu alt und mit der Zeit verleitet zu werden.

Die Wirkung der Strenge der Geſetze iſt ſehr groß und in die Augen fallend. Schwerlich giebt es irgend ein Land, wo weniger gegen die Geſetze gehandelt wird. Und da nie das mindeſte Anſehen der Perſon ſtatt hat, und die Geſetze uralt, ohne Abänderungen, Erklärungen und Verdrehungen ſind, ſo wachſen die Unterthanen nicht nur mit zuverläſſiger Kenntniß deſſen, was ſie zu thun und zu unterlaſſen haben, auf,

ſondern das Beyſpiel und unſträfliche Betragen der Alten leuchtet ihnen auch darin vor.

Die meiſten Verbrecher werden mit dem Tode beſtraft, nicht wegen Größe oder Geringfügigkeit des Verbrechens, ſondern weil man ſich unterſtanden hat, die geheiligten Geſetze des Reichs zu übertreten, und die Gerechtigkeit zu beleidigen, welche, nächſt der Religion, für das Allerheiligſte gehalten wird. Geldbuße betrachtet man als mit Gerechtigkeit und Vernunft ſtreitend; der Reiche, glaubt man, würde dabey von aller Strafe frey und dies würde höchſt unrecht und ungereimt ſeyn. Todtſchlag wird mit der Todesſtrafe geahndet, und wenn er in einer Stadt oder auf öffentlicher Straße geſchehen iſt, ſo wird nicht nur der Mörder, ſondern bisweilen auch die Anverwandten und Angehörigen, ja die Nachbaren deſſelben, beſtraft, je nachdem ſie mehr oder weniger dazu mit beygetragen, oder doch die That zu hindern unterlaſſen haben. Den Säbel gegen jemand zu ziehen, koſtet das Leben. Alle Schleichhändler werden ohne Schonung am Leben geſtraft, imgleichen alle, die Theil daran gehabt haben, ſowohl die Verkäufer als Käufer der Waare. Alle Todesurtheile müſſen vor der Vollziehung vom Staatsrathe zu Jedo unterſchrieben werden, und vor dem Urtheilsſpruche muß ein förmliches Verhör vor dem dazu geſetzten Richter und mit Abhörung der Zeugen hergehen. Die Miſſethäter werden gewöhnlich im Gefängniſſe ſelbſt, ins Geheim, mit dem Säbel enthauptet, wiewohl auch in einigen Fällen öffentliche Creutzigung oder andre öffentliche und zwar ſchmerzliche Todesſtrafe üblich iſt. Verbrecher die den Tod nicht verdient haben, werden entweder auf Lebenslang mit Gefangenſchaft beſtraft, oder nach einer entfernten Inſel verwieſen, und dabey ihr

ganzes Vermögen confiſcirt. In den Städten werden oft die Bewohner einer ganzen Straße um eines einzigen Verbrechers willen geſtraft; der Herr wegen der Vergehung ſeines Knechts, die Aeltern wegen deſſen, was die Kinder begangen haben, und zwar nach Verhältniß ihres Antheils an dem Vergehen. In dem durch Philoſophie und lautere Religion aufgeklärten Europa wird der, welcher jemand verführt oder zum Böſen verleitet, ſelten; Aeltern und Anverwandten hingegen, welche die Erziehung ihrer Kinder und Angehörigen verſäumten oder vernachläſſigten, nie beſtraft: dagegen finden dieſe ſogenannten Heiden dergleichen Beſtrafung nicht unbillig.

Gefängniſſe ſind zwar hier zu Lande, wie anderwärts, ſehr unangenehme Aufenthaltsörter, ſie werden aber reinlich und geſund gehalten, und beſtehen außer den Gemächern für die Gefangenen, aus einem Zimmer zum peinlichen Verhöre, einem Gemache zu den Hinrichtungen, Küche, Eßſaale und Badſtube. Vor den Städten und Dörfern ſieht man bisweilen an der linken Seite Kreuze und Pfähle aufgerichtet; dies ſind die Richtplätze, wo, in vorigen Zeiten mehr als heutiges Tages, die Delinquenten aus der Welt geſchaft wurden.

Da die Strafen in dieſem Lande ungewöhnlich hart und, wie ſchon geſagt, die Geſetze unveränderlich ſind, ſo kann man mit Wahrheit behaupten, daß hier weit weniger Verbrechen und geſetzwidrige Handlungen begangen und beſtraft werden, als in andern volkreichen Ländern, wo, außer den vielen Strafen, die jährlich vollzogen werden, viele Verbrecher und die Geſetze übertretende Perſonen, verborgen bleiben, Gelegen-

heit zu entkommen haben, oder auf andre Art der verdienten Ahndung entgehen.

Die Dollmetſcher haben mich verſichert, und ich kann nicht leugnen daß es mir ſehr auffiel, daß es Geſetze gebe, denen von der Strafe der Uebertreter nichts beygefügt, und daß in Beziehung auf manche Verbrechen die Strafe nicht allgemein bekannt ſey; ſie glaubten aber, (vermuthlich hatten ſie ihre guten Gründe,) man müſſe ſich deshalb nicht weniger vor Verbrechen und Vergehungen hüten, wenn ſchon der Regent nicht für gut befunden habe, die Art der Strafe zu beſtimmen und bekannt zu machen. Damit aber niemand Unkunde der Geſetze vorſchützen möge, findet man ſie in allen Städten und Dörfern, zu öffentlicher Anſicht und täglichem Durchleſen, mit großen Buchſtaben geſchrieben und auf einem mit Gitterwek umgebenen ofnen Platze aufgeſtellt, der in den Städten gleich innerhalb des Thores und in den Dörfern mitten auf der Straße iſt. Die Befehle deſſen, was geſchehen oder unterlaſſen werden ſoll, ſind ſehr kurz, ohne Beſtimmung der Strafe und ohne beygeſetzte Drohungen.

Die öffentlichen Abgaben der Einwohner ſind in verſchiedenen Provinzen und, eben ſo, auch in den Städten und auf dem Lande, verſchieden. Der Kubo bezieht, auſſer den anſehnlichen Geſchenken, welche er jährlich von den Provinzialfürſten und den Holländern bekommt, die ſeinigen aus gewiſſen Städten und Landſchaften. Die Fürſten erheben die ihrigen, jeder aus ſeiner Provinz und den darin befindlichen Städten; ſie ſind aber nach der Lage, dem Reichthum, dem Umfange, der Volksmenge und dem Anbau ſehr ungleich. Jeder Hauseigenthümer bezahlt von ſeinem Hauſe, nach Maaßgabe der Fronte deſſelben an der Straße, eine

feſtge-

feſtgeſetzte Steuer, hiernächſt muß er den öffentlichen Beamten beſtimmte Geſchenke machen, auch an die Tempel und zum Dienſt der Götter eine gewiſſe Contribution erlegen. Die Stadt Nangaſaki beſteht aus ungefehr neunzig Straßen, hat zwey und ſechzig Tempel und ihre ſämmtlichen Abgaben betragen etwa drey Mangokf. Das platte Land entrichtet nach dem Ertrage des Feldes ſeine Steuern, die gewöhnlich in Reis beſtehen. In waldichten und weniger cultivirten Gegenden, ſind die Auflagen geringer. Indeſſen ſind ſie im Ganzen durchgehends ſehr beträchtlich. Ein Rentmeiſter, oder Vogt, treibt ſie ein. Das Ackerland wird, in dieſer Rückſicht, nach Verſchiedenheit der Fruchtbarkeit und Güte, in drey Klaſſen eingetheilt. Wer ein Stück Feld urbar macht, benutzt es zwey bis drey Jahr ganz ſteuerfrey. Damit man immer genau wiſſe, wie groß eines jeden Feld ſey, und wie viel davon an den Fürſten der Landſchaft abgetragen werden müſſe, wird es oft, nicht ſelten zweymahl des Jahrs, im Frühling und in der Erndtezeit, gemeſſen. Gewöhnlich machen die Abgaben von Landgütern und Aeckern etwas über die Hälfte, oft über zwey Drittheil des ganzen Ertrages aus. Um ſie genau zu beſtimmen, wird ein Stück Land gemeſſen, das Korn oder der Reis auf demſelben abgeſchnitten und gedroſchen, und darnach ausgerechnet, wie viel das Ganze ungefähr beträgt. Der Boden oder das Feld, gehört allezeit entweder dem Landesherrn oder dem Fürſten, und der Landmann und Bauer beſitzt es nur zu Lehn, ſo lange er es gehörig bearbeitet.

Es iſt wahr, die Einrichtungen in dieſem Lande kommen einem Ausländer oft ſonderbar vor, und nicht ſelten ſind ſie mit vielem Zwange verbunden, doch ſind

ſie zum Theil gewiß vortreflich und in vielen Fällen nöthig. Im Allgemeinen ſind in Japan ſowohl die oberſte Landesregierung, als die übrigen Beamten und öffentlichen Staatsbedienten, mehr als in den meiſten andern Ländern, auf das Wohl des Landes, auf die Erhaltung der Ordnung und auf Sicherſtellung der Unterthanen und ihres Eigenthums bedacht.

Zweyter Abſchnitt.

Religion der Japaner, und was ſich darauf bezieht.

Die Religion iſt in ganz Japan überhaupt heidniſch, doch giebt es mehrere unterſchiedene Secten, die gleichwohl alle in größter Eintracht, ohne Streit und Zank, mit einander leben. Jede Partey hat ihre beſonderen gottesdienſtlichen Gebäude und ihre beſonderen Götter.

Der ſogenannte geiſtliche Kaiſer, der Dairi, iſt das Oberhaupt der Kirche, gleichſam der Pabſt, und ernennt die vornehmſten Prieſter.

Ihre Götter bilden die Japaner unter einer beſtimmten, meiſtentheils widrigen und ungeheuren Geſtalt ab. Ueberhaupt fingiren ſie ſich viele Götter und beynahe für jede Lebensart und Handthierung einen beſondern Gott, ungefähr wie die alten Griechen und Römer; ſie haben daher höhere und niedere Götter. Ein ewiges und allmächtiges Weſen, höher als alle andere Götter, iſt ihnen zwar nicht unbekannt, aber die Erkenntniß deſſelben, iſt ſehr in Dunkel und Aberglauben verhüllt. Kein heidniſches Bild dieſes höchſten Gottes habe ich indeſſen ſo groß und majeſtätiſch gefunden, als hier in zwey Tempeln, in deren einem es von ganz unglaublicher Größe vorhan-

den iſt, in dem andern aber ſeine unendliche Macht durch eine unzählige Menge auf beyden Seiten ſtehender kleiner Götter, vorgeſtellt wird. Seite 127 und 128 des erſten Theils, habe ich dieſe Bilder, nebſt den Tempeln worin ſie ſtehen, genauer beſchrieben.

Der Tempel ſind viele; die meiſten ſtehen außerhalb um die Städte herum, und zwar an den höchſten und ſchönſten Stellen, die Wege dahin, ſind oft mit Alleen von Cypreſſen und mit ſchönen Thoren geziert. In den meiſten Tempeln iſt ein beſondrer und abgetheilter Platz für das Bild des Gottes, welcher bisweilen auf einem Altare ſitzt, und ſein Rauchwerk, Blumen und andere Zierrathen um ſich her liegen hat. Die Tempel im ganzen Lande, ſtehen das ganze Jahr hindurch täglich offen, werden aber an den gewöhnlichen Feſttagen am häufigſten beſucht. Viele ſpazieren auch bey gutem Wetter dahin, um ſich da ein Vergnügen zu machen.

Der Prieſter bey jedem Tempel ſind viele, obgleich ihre Geſchäfte ſehr geringe und wenig ſind. Sie beſtehen darin, den Tempel rein zu halten, die Lichte und Lampen anzuzünden, und diejenigen Blumen dem Gott vorzuſetzen, die ihm heilig und, der Meinung der Japaner nach, die angenehmſten ſind. Oeffentlichen Gottesdienſt, Religionsvorträge, Geſang und dergleichen, hat man in den Tempeln gar nicht; ſondern jeder, der kommt, verrichtet ſein Gebet, und läßt etwas zur Opfergabe zurück. Kein Fremder wird von den Tempeln ausgeſchloſſen; ſelbſt die Holländer dürfen ſie beſuchen und werden, wenn in kleinen Städten die Wirtshäuſer beſetzt ſind, in dieſelben einquartiert, welches, auf der Reiſe nach Jedo, auch uns einmal wiederfuhr.

Einige Tempel ſind vor andern beſonders merkwürdig, und zu ſolchen werden auch aus allen Provinzen des Reichs Wallfahrten, wie von den Muhammedanern nach Mekka, angeſtellt. Von dieſer Art iſt vorzüglich der Tempel Iſie. Dieſer iſt dem älteſten Gotte des Landes, oder dem höchſten himmliſchen Gotte, Tenſio Dai Sin, geweihet, und der älteſte im ganzen Lande, aber auch der unanſehnlichſte, und jetzt vor Alter dermaßen verfallen, daß er mit der größten Sorgfalt kaum noch vor dem völligen Einſturze geſchützt werden kann. In demſelben findet ſich nur ein Spiegel und an den Wänden hie und da einige Streifen weiſſen Papiers aufgehängt, welches anzeigen ſoll, daß kein Unreiner ſich dem Gotte nähern, oder ihm gefallen kann, und daß das allſehende Auge alles ſieht. Der Kaiſer, welcher dieſen Tempel nicht in eigner Perſon beſuchen kann, fertigt jährlich im erſten Monathe eine Geſandſchaft dahin ab. Alle Unterthanen, weß Alters oder Geſchlechts ſie ſeyn mögen, ſind ſchuldig, wenigſtens Einmal in ihrem Leben, eine Reiſe hieher zu machen; viele machen ſie alle Jahr. Die Vornehmen kommen gleichwohl ſelten hin; ſie maßen ſich, hier wie andrer Orten, ihre beſonderen Privilegien an, die mehr der Bequemlichkeit als dem was ſie thun ſollten angemeſſen ſind. Dieſe Wallfahrten können zu jeder Zeit geſchehen, gemeiniglich aber werden ſie in der ſchönſten Jahrszeit, in den Frühlingsmonathen, verrichtet. Eine ſolche Wallfahrt gethan haben, iſt verdienſtlich, und wirkt dem Pilgrim einen Ablaß für das ganze Jahr. Auf meiner Reiſe nach Jedo, ſah ich dergleichen Pilgrimme zu Tauſenden; oft waren ſie ſo arm, daß ſie unterweges ihr Brod betteln mußten. Dieſe arme Leute trugen nach Landesſitte

auch ihr Bette mit ſich, das aus einer Strohmatte beſtand, welche ihnen über der Schulter hieng. Die meiſten trugen auch einen kleinen Eimer, um daraus zu trinken und ihre Almoſen darin zu empfangen. Auf dieſe Gefäße iſt der Name des Beſitzers geſchrieben, damit man, auf den Fall, wenn er auf der Wallfahrt umkommen oder natürlichen Todes ſterben ſollte, wiſſen möge, wer er geweſen iſt. Wenn die Wallfahrter zu Jſie angekommen ſind, werden ſie von einem Prieſter nach dem Tempel geführt, wo ſie ihr demüthiges Gebet verrichten und, gegen ein Geſchenk an den Prieſter, einen Ablaß bekommen, der aus einigen, in einer länglichen Doſe von dünnem Zinn verwahrten, dünnen zinnernen Blättchen, (wie unſre geſchlagene Gold- und Silberblättchen) beſteht.

Herrſchende Religionen kann man in Japan eigentlich zwey annehmen: ſie werden Sinto und Budsdo genannt.

Die erſtere, oder Sinto, iſt die eigenthümliche und älteſte Religion dieſes Landes, ob ſie gleich weniger Anhänger hat. Jn ihrer erſten Einfachheit ſcheint ſie viel edler geweſen zu ſeyn als ſie jetzt erſcheint, da ſie mit der Zeit durch fremde Ceremonien mehr und mehr entſtellt worden iſt, auch ſcheinen ihre Lehren vor dieſem mehr Klarheit gehabt zu haben, als heutiges Tages, ſeitdem Jrrwahn und Aberglaube ſie allmählig mehr verdunkelt haben. Vielleicht ſchreibt ſie ſich urſprünglich gar von den Juden, nach dem Aufenthalte derſelben in Babylonien, her. Jhre Anhänger erkennen und glauben ein erhabenes Weſen, das in den höchſten Himmeln wohnt, nehmen aber auch noch geringere Untergötter an. Beym höchſten Gotte ſchwören ſie ihre Eide, glauben aber übrigens, daß er weit darüber erhaben ſey, ihrer Verehrung zu bedürfen. Die

niedrigeren Götter beten ſie an; ſie glauben, daß dieſe über die Erde, das Waſſer, die Luft u. ſ. w. herrſchen, und die Menſchen glücklich oder unglücklich machen können. Von der Unſterblichkeit der Seele und einem glückſeligen oder unglückſeligen Zuſtande nach dem Tode, haben ſie allerdings, jedoch nur dunkle, Begriffe: die Seelen der Tugendhaften, ſagen ſie, kommen nach einem Orte, der unter den Himmeln iſt, die Seelen der Gottloſen aber müſſen lange unter den Himmeln umher ſchwärmen, um für ihre Sünden zu büßen. Wanderung der Seele in Körper der Thiere oder andere Körper, glauben ſie alſo nicht. Ihre ganze Religion geht darauf aus, tugendhafte und rechtſchaffene Menſchen in dieſem Leben zu ſeyn. Sie befleißigen ſich tugendhaft zu leben, und den Geſetzen des Landes zu gehorchen, um ſolchergeſtalt ein in jedem Betracht unverletztes Gewiſſen zu bewahren. Sie eſſen kein Fleiſch, vergieſſen nicht gern Blut, und rühren keinen todten Körper an. Sündiget jemand in einem dieſer Stücke, ſo wird er, wie die Juden nach dem levitiſchen Geſetze, eine Zeitlang für unrein gehalten. Teufel giebt es nach ihrer Meinung keine andre, als die, welche in den Füchſen als deren Seelen wohnen; dieſe Thiere werden nämlich in Japan für ſehr gefährlich und ſchädlich angeſehen. Obgleich die Bekenner dieſer Religion die Ueberzeugung haben, daß ihren Göttern alles bekannt und es mithin unnöthig ſey ſie um etwas zu bitten, ſo haben ſie doch ſowohl Tempel als gewiſſe Feſttage. Die Götter heißen bey ihnen Sin oder Kami, und ihre Tempel Mia. Dieſe beſtehen aus mehrern Zimmern oder Gallerien mit Fenſtern und Thüren, die, nach hieſiger Art, eingeſetzt und herausgenommen werden können. Der Fußboden iſt mit

Strohmatten bedeckt, und das Dach ſteht ſo weit vor, daß es einen erhöheten Gang bedeckt, auf dem man um den Tempel herum gehen kann. In dieſem Tempel findet man keinen abgebildeten Gott, oder ſonſt ein Bild, um das höchſte, unſichtbare Weſen vorzuſtellen. Bisweilen aber ſteht doch in einer Schachtel oder Doſe ein kleines Bildniß eines Untergottes, dem der Tempel heilig iſt. Mitten im Tempel befindet ſich gewöhnlich ein großer, von Metall gegoſſener und polirter Spiegel, der die Hereintretenden erinnern ſoll, daß, ſo wie man in demſelben die Flecken des Geſichts ſieht, die unſterblichen Götter auch die geheimen Flecken ihrer Herzen ſehen. Mit welcher Andacht die Sintoiſten, ſowohl an ihren Feſten, als auch ſonſt, ſich dieſen Tempeln nahen, habe ich oft mit der größten Verwunderung geſehen. Sie wagen es nicht dem Hauſe ihres Gottes nahe zu kommen, wenn ſie auf irgend eine Art unrein ſind. Sie waſchen ſich deswegen vorher ſehr ſorgfältig, ziehen ihre beſten Kleider an, und waſchen ſich die Hände noch einmahl vor dem Tempel. Darauf treten ſie mit ernſter Würde hinein, gehen vorwärts und ſtellen ſich vor den Spiegel. Alsdenn bücken ſie ſich mit der tiefſten Ehrfurcht ganz bis zur Erde nieder, kehren ſich wieder gegen den Spiegel, verrichten ihr Gebet und geben ein Opfergeſchenk. Zuletzt klingeln ſie dreymal mit einer im Tempel befindlichen kleinen Glocke, und gehen weg, um den Reſt des Tages in Vergnügen und mit Luſtbarkeiten zuzubringen. Die Prieſter bey dieſen Tempeln ſind von zweyerley Art. Diejenigen welche die im Tempel vorfallenden Geſchäfte verrichten, ſind Weltliche und Ungelehrte, um nicht die Geheimniſſe der Religion offenbaren zu können. Die andern ſind Geiſtliche, und pflanzen die Geheim-

niſſe ihrer Religion auf ihre Schüler fort, aber mit der eidlichen Verpflichtung, nie etwas davon bekannt zu machen. Die weltlichen Prieſter laſſen ſich den Bart, nicht aber die Haare auf dem Kopfe ſcheeren, und tragen nach japaniſchem Gebrauch weite Kleider, auf dem Kopfe aber einen lakirten Hut mit herabhangenden ſeidenen Schnüren. — Seit Einführung der Religion des Budsdo in Japan, haben die Sintoiſten verſchiedne Lehren und Gebräuche angenommen, die ſie anfangs nicht kannten. Dennoch aber, und auch des mannichfaltigen Aberglaubens ungeachtet, womit ſie von Zeit zu Zeit befleckt worden, iſt dieſe Religion unſtreitig die beſte im Lande. Der Kubo bekennt ſich zu derſelben, und iſt ſchuldig, jährlich einmal, entweder ſelbſt oder durch eine Geſandſchaft, einen ihrer Tempel zu beſuchen, ſeinen Gottesdienſt darin zu verrichten, und zugleich anſehnliche Geſchenke zurückzulaſſen.

Die andere Hauptreligion, Budsdo genannt, iſt von der weſtlichen Küſte Oſtindiens, namentlich aus Malabar, Coromandel und Ceylon hergekommen. Budha, welches ohne Zweifel mit Budsdo einerley iſt, iſt der Name eines Propheten unter den Braminen, der ungefähr tauſend Jahr vor Chriſti Geburt auf Ceylon gebohren ſeyn ſoll, und Stifter dieſer Secte geweſen iſt, welche ſich hernach über ganz Oſtindien und bis an die äußerſten Gränzen Aſiens ausgebreitet hat. In China iſt ſie erſt lange Zeit nach ihrer Entſtehung zu einigem Anſehen gelangt; von da iſt ſie nach Corea, und ſo weiter nach Japan gekommen, wo ſie ſehr allgemein angenommen iſt, und mit der alten Sintoreligion vermiſcht, verſchiedne Misgeburten des Aberglaubens hervorgebracht hat. Ihre vornehmſten Lehrſätze beſtehen darin, daß die Seelen, ſowohl der Menſchen als

der Thiere, unſterblich ſind, daß es Strafen und Belohnungen nach dem Tode giebt; daß ſowohl jene als dieſe ihre Stufen haben, daß die Selen laſterhafter Menſchen in Thiere, und endlich, wenn ſie ſich beſſern, wieder in Körper von Menſchen wandern. Den höchſten Gott nennen die Anhänger dieſer Religion, Amida, und den Teufel, Jemma.

Außer den Prieſtern bey den Tempeln giebt es auch einige geiſtliche Orden, die, zum Theil mehr zum Theil weniger, heilig ſind. Der Orden der Blinden iſt einer der ſonderbarſten in der Welt und vielleicht einzig in ſeiner Art; er beſteht bloß aus blinden Leuten die im ganzen Reiche zerſtreut ſind. — Der Orden der Jamabbo oder Bergmönche, von welchen oben, Seite 35 ſchon etwas vorgekommen, iſt ebenfalls merkwürdig. Er iſt vor etwa zweyhundert Jahren geſtiftet, und hat ſein Oberhaupt, oder ſeinen General, zu Miako, welcher ſeinen Untergebenen nach Verdienſt Ehrentitel ertheilt. Das äuſſere Zeichen einer ſolchen Ehre, beſteht in einer um den Hals herabhangenden Schnur, mit unterſchiedlichen Troddeln, die nach dem verſchiednen Range auch von ungleicher Länge ſind. Die Mönche von dieſem Orden tragen einen Säbel an der linken Seite, in der Hand einen Stock mit einem kupfernen Knopfe und einer Tritonsſchnecke, (Murex Tritonis), um darauf, wie auf einer Trompete zu blaſen; auf dem Kopfe haben ſie eine Mütze, auf dem Rücken einen Beutel und ein paar Schuh um auf den Bergen damit zu gehen; oft auch eine Schnur wie ein Roſenkranz. Sie führen ein ſehr beſchwerliches und mühſeliges Leben. Sie ſind ſchuldig, einmal im Jahr mit vieler Gefahr, wilde Wälder zu durchwandern und bis zum Gipfel der höchſten Berge hinauf zu klettern. Sie

müſſen ſich ganz vorzüglich der Reinlichkeit befleißigen, und daher oft in kaltem Waſſer baden; auf den Gebirgen leben ſie bloß von Wurzeln und Kräutern. Uebrigens kann man ſie mit den Zigeunern vergleichen; ſie ſtreifen baarfuß das ganze Land durch, und heilen Krankheiten, ſchaffen geſtohlne Sachen wieder, wahrſagen und ſo weiter.

Nonnenklöſter ſind, ſchon länger als ſeit tauſend Jahren, geſtiftet, obwohl ihre Anzahl den in Europa vorhandenen bey weitem nicht gleich kommt.

Alle Orden und Secten haben allezeit ihr Oberhaupt oder ihren General zu Miako, und bey jedem Tempel oder Kloſter ihre Vorſteher. Auſſerdem haben ſie auch am Hofe des weltlichen Kaiſers zu Jedo ihre geiſtlichen Bevollmächtigten, die in den zwiſchen ihnen in weltlichen Angelegenheiten in den Provinzen entſtandnen Streitigkeiten, wie auch über die Verbrechen geiſtlicher Perſonen, entſcheiden; wenn aber ein Todesurtheil an ſolchen vollzogen werden ſoll, ſo muß es vorher allezeit vom Ordensoberhaupte unterſchrieben ſeyn.

Die mit Titeln verſehenen Geiſtlichen, ſowohl bey Hofe zu Miako und zu Jedo, als bey den Tempeln im Lande, haben, nach Rang und Würden, ihre beſondre Kleidung. Unter andern ſah ich einen ſolchen Prälaten in der Nähe eines Kloſters vor der Stadt Nangaſacki, der lange, faſt auf die Erde gehende, Beinkleider und einen weiten Mantel mit einer langen Schleppe anhatte. Er war ein ſehr freundlicher und leutſeliger Mann, und ließ ſich vermittelſt der Dolmetſcher in eine lange Unterredung mit mir über allerhand Dinge ein, die mir aber bey weitem nicht ſo viel Vergnügen machte, als die um ſeinen Tempel ſtehenden Gewächſe und Sträuche.

Religiöſe Gelübde geſchehen häufig von abergläubigen Leuten. Einer unter unſern beſten Dolmetſchern, ein bejahrter Mann, hatte vor langer Zeit das Gelübde gethan, nie Schuh zu tragen. Er machte auch dies Jahr in den Wintermonathen auf dieſe Art die Reiſe mit der Holländiſchen Geſandſchaft nach Jedo, und ertrug, mit ſeinen bloßen Füßen, alles Ungemach der Kälte ſehr geduldig, und ohne die mindeſten nachtheiligen Folgen davon zu ſpüren.

Von den religiöſen Feſten und Feyertagen, iſt ſchon im ſechſten Abſchnitte der fünften Abtheilung vorläufig einiges vorgekommen. Jetzt will ich ſie ausführlicher beſchreiben.

Die gewöhnlichen Feſte, ſind die monathlichen. Von dieſen iſt das vornehmſte, der erſte Tag jedes Monaths, an welchem die Japaner des Morgens früh aufſtehen, ſich feſtlich ankleiden, ihre Vorgeſetzten und Freunde beſuchen, und denſelben zum neuen Monathe Glück wünſchen; dieſer Tag wird ſeit uralten Zeiten überall im ganzen Reiche gefeyert. Wenn der Vollmond eintritt, am funfzehnten Tage im Monathe, wird der zweyte Feſttag gefeyert; an dieſem beſuchen die Leute die Tempel mehr als an den vorhergehenden. Der dritte Feyertag iſt von geringerer Erheblichkeit, und fällt auf den acht und zwanzigſten, oder den Tag vor dem Neumonde.

Auſſer dieſen monathlichen Feſttagen feyern ſie noch fünf andre, die jährlich einmal einfallen. Der erſte unter dieſen iſt das Neujahrsfeſt. An dieſem Tage gehen ſie des Morgens ſehr zeitig, in ihrem koſtbarſten Anzuge, zu ihren Vorgeſetzten, Freunden und Anverwandten, um ihnen ein glückliches Jahr zu wünſchen. Der übrige Theil des Tages wird mit Eſſen,

Trinken, Beſuchen der Tempel und mancherley Vergnügungen hingebracht. Einige machen bey dieſer Gelegenheit auch ein, wiewohl unbedeutendes, Geſchenk. Oft giebt auch der älteſte in der Familie eine Abendmahlzeit. Das ganze Land iſt in dieſer Zeit in allgemeiner Bewegung, welche drey volle Tage währt. Der ganze erſte Monath wird hernach beynahe zu nichts anderm, als zu Vergnügungen und Zeitvertreiben angewandt.

Das andre jährliche Feſt fällt auf den dritten Tag des dritten Monaths; das dritte auf den fünften Tag des fünften Monaths; das vierte auf den ſiebenten Tag des ſiebenten Monaths, und das fünfte auf den neunten Tag des neunten Monaths. Dieſe Tage, welche ſämmtlich eine ungerade Zahl haben, werden von den Japanern für unglückliche Tage gehalten, und deswegen gefeyert, und man verrichtet keine Arbeit oder Geſchäfte an denſelben, ſondern wendet ſie zu Vergnügungen, Glückwünſchungen, und, wiewohl nur in geringem Maße, zum Dienſt der Götter an. An dieſen Feyertagen ſtellen ſie am liebſten ihre Hochzeiten, Gaſtgebote und andre Luſtbarkeiten an, weil ſie glauben, daß die Götter an der Freude der Menſchen Wohlgefallen haben.

Auch die übrigen feyerlichen Beluſtigungen der Japaner, ſind mit zu ihrem Gottesdienſte zu rechnen. Dies ſind in vielem Betracht, eine Art Schauſpiele. Die feſtlichſten ſind, das Laternenfeſt und das ſogenannte Matſuri.

Das Laternen- oder Lampenfeſt wird am Schluſſe des Auguſts gefeyert, und von den Eingebohrnen Bong genannt. Es währt drey Tage, iſt aber am zweyten Abend und in der darauf folgenden Nacht am feyerlichſten. Es iſt zum Andenken und zur Ehre der Ver-

ſtorbnen geſtiftet, weil man glaubt, daß dieſe jährlich in dieſen Tagen, und zwar am erſten Abend zu ihren Verwandten und Freunden, jeder zu ſeinem Hauſe und ſeiner Familie, zurückkommen, und da bis zur zweyten Nacht bleiben, wo ſie weggejagt werden müſſen. Bey ihrer Ankunft werden, zu ihrer Bewillkommung, bey allen Begräbnisſtellen Bamboſtangen aufgerichtet, an welche eine Menge Laternen mit Lichtern, und zwar ſo dicht bey einander aufgehängt werden, daß die ganzen Berge wie erleuchtet ausſehen. Dieſe Laternen brennen bis neun oder zehn Uhr des Nachts. Am zweyten Abend, wenn ihrer Meynung nach die Seelen der Verſtorbenen wieder weggejagt werden ſollen, werden kleine Fahrzeuge von Stroh, mit Laternen und brennenden Lichtern verſehen, um Mitternacht in Proceſſion mit Geſang, Muſik und vielem Geſchrey nach dem Strande der See gebracht, aufs Waſſer geſetzt, und Wind und Wogen überlaſſen, bis ſie entweder Feuer fangen und aufbrennen, oder von den Wellen ausgelöſcht werden. Beyde Arten von Erleuchtungen mit vielen tauſend Feuern, machen für das Auge einen ungewöhnlich ſchönen Anblick.

Das Feſt Matſuri wird an einem Feſttage, und einem Gott zu Ehren gefeyert. Zu Nangaſacki zum Exempel, wo ich dieſer Feyerlichkeit beywohnte, wird es zum Gedächtniſſe des Suwa, Schutzgottes dieſer Stadt gefeyert. Es fällt auf den neunten Tag des neunten Monaths, welches der Geburtstag dieſes Gottes iſt. Die Feyer wird mit Muſik, Tanz und Comödien begangen. Sie nimmt ſchon am ſiebenden ihren Anfang, da die Tempel beſucht, Gebete verrichtet, und Schauſpiele angeſtellt werden. Der neunte aber wird mit vielem Pomp und großem Koſtenauf-

wand gefeyert, und zwar jedesmal auf eine andre Art, ſo, daß es in dem einen Jahre damit nicht ſo, als in dem andern, gehalten werden darf. Die Koſten werden von den Einwohnern der Stadt beſtritten, und verhältnißweiſe auf jede Straße vertheilt. Wir ſämmtlichen Holländer waren eingeladen, dieſem Feſte beyzuwohnen. Es wurde auf einem großen freyen Platze in der Stadt gefeyert. An der Seite war ein großes Gebäude, das wie eine große auf Ständern ruhende Scheune ohne Wände ausſah, und mit Dach und Bänken verſehen war, für die Zuſchauer aufgerichtet, die durch Wachen vor dem Gedränge des Volks geſchützt wurden. In dieſem Hauſe ſahen die Magiſtratsperſonen, die Geiſtlichen, die Fremden und andre Vornehmere zu. Zu allererſt ſah man die Prieſter, ſchwarz und weiß gekleidet, mit dem Bildniſſe des Suwa ankommen, und ihre Plätze einnehmen. Zehn bis zwölf Perſonen ſpielten auf Inſtrumenten, und beſangen die Thaten der Götter und Helden, während Mädchen dazu tanzten, welchen der Tanz recht gut anſtand. Die Muſik war ein bloßes Geraſſel, welches ihrem Gotte angenehmer, als menſchlichen Ohren, geweſen ſeyn mag. Auf die Prieſter folgte ein großer Sonnenſchirm mit dem Namen und Wapen der Straße, der feyerlich einhergetragen wurde, nebſt maskirten Muſikanten mit Trommeln, Pfeifen, Glocken und Geſang. Hierauf kamen die Kunſtſtücke ſelbſt, die für jede Straße verſchieden waren; nach ihnen einige Acteurs, und zuletzt die Einwohner der Straße, in Proceſſion, von einer Menge andrer Leute begleitet. Dieſer Zug dauerte beynahe eine ganze Stunde, worauf ſie in der nämlichen Ordnung wieder abzogen, da denn eine andere Proceſſion einher kam, her-

nach eine dritte, und ſo ferner den ganzen Vormittag. Die Einwohner einer jeden Straße wetteiferten mit den andern in Pracht und Erfindung zur Feyer dieſes Feſtes, und um meiſtens ſolche Sachen aufzuweiſen, welche die Erzeugniſſe, Bergwerke, Berge, Wälder, Seefahrt, Künſte, Handwerker u. ſ. w. derjenigen Landſchaft anzeigen, von welcher die Straße ihren Namen führt, und aus welcher ſie ihre Einwohner bekommen hat.

Hochzeiten und Begräbniſſe können auch mit zu den religiöſen Feyerlichkeiten der Japaner gerechnet werden, ob ſie gleich dieſelben nicht mit der Pracht, als die Europäer und verſchiedne andre Völker, begehen.

Die Trauung geſchiehet auf einem ſchönen und erhabnen Platze vor der Stadt, in Gegenwart der Anverwandten und Prieſter. Braut und Bräutigam treten zuſammen vor einen aufgerichteten Altar, mit einer Fackel in der Hand. Unterdeß hierauf der Prieſter ein Gebet laut herbetet, zündet zuerſt die Braut, welche zur Rechten ſteht, ihre Fackel an einer brennenden Lampe an, darauf zündet der Bräutigam die ſeinige an der brennenden Fackel der Braut an, und nun wünſchen die Anweſenden dem Brautpaare Glück.

Die Todten werden hier zu Lande entweder zu Aſche verbrannt, oder in die Erde begraben. Die erſtere Sitte ſoll ehemals allgemeiner üblich geweſen, jetzt aber nur bey den Leichen der Vornehmen gebräuchlich ſeyn. Das Verbrennen geſchieht nicht allezeit auf einem Scheiterhaufen, unter freyem Himmel, ſondern bisweilen in einem dazu eingerichteten kleinen ſteinernen Hauſe mit einem Schornſteine. Die Aſche wird in ein koſtbares Gefäß geſammelt, eine Zeitlang im Hauſe des Verſtorbnen verwahrt, und hernach in die

Erde begraben. Sowohl Männer als Weiber, in Norimon getragen, folgen der Leiche, wie auch die hinterbliebenen Wittwen und Kinder, nebſt einem großen Haufen ſingender Prieſter. Nachdem einer von den Prieſtern einen Lobgeſang geſungen hat, ſchwenkt er dreymal eine brennende Fackel über der Leiche, wirft ſie darauf von ſich, und einer von den Kindern oder Verwandten nimmt ſie auf und ſteckt den Scheiterhaufen damit in Brand. Diejenigen, welche man ohne Verbrennen beerdigt, werden in der Stellung, wie die Japaner gewöhnlich ſitzen, in einen hölzernen Sarg geſetzt, und ſo in die Gruft geſenkt. Während und nach der Beerdigung, werden wohlriechende Gewürze in und auf das Grab geworfen, und zuletzt ſchöne Blumen auf und um daſſelbe gepflanzt. Hernach wird der Todte von den Hinterbliebenen mehrere Jahre, oft ihr ganzes Leben hindurch, anfangs täglich, in der Folge wöchentlich, und zuletzt jährlich, beſucht, nicht zu gedenken, daß alle Jahr das Laternenfeſt den Verſtorbenen zu Ehren gefeyert wird.

Die Japaner trauern auch förmlich um ihre Todten eine Zeitlang. Die gewöhnliche Zeit der tiefſten Trauer iſt aber doch nur fünf Tage. Bey Landestrauern um fürſtliche Perſonen darf in dieſen Tagen keine Muſik gehört werden.

Die Japaner haben ihre Philoſophen und Sittenlehrer alter Zeiten. Dieſe Männer werden den Prieſtern und heiligen Perſonen gleich geachtet, und ihre Lehren ſind, wie die Lehren andrer Religionsſecten, angenommen worden. Die vornehmſte von denen, die Achtung und Anſehen gewonnen haben, iſt die Lehre Sjuto oder Kooſi, welche in Europa unter dem Namen der Moral des Confucius bekannt iſt. Sie ſtammt

bekannt-

bekanntlich aus China her, wo Confucius vier hundert Jahr nach Budsdo gebohren wurde. Ihre Anhänger beten zwar eigentlich keinen Gott an, glauben auch nur Belohnung des Guten und Beſtrafung des Böſen in dieſer Welt, ſetzen aber doch das höchſte Gut in ein tugendhaftes Leben. Sie glauben, die Welt gehöre einer allgemeinen Weltſeele, ohne ſonſt einen Gott zu erkennen; ſie haben auch weder Tempel noch irgend eine Art Gottesverehrung. Ihre Religion beſteht wie geſagt, hauptſächlich darin, tugendhaft zu leben, gegen jedermann recht zu handeln, und aufrichtigen Herzens zu ſeyn. Zugleich ſchreibt ihre Sittenlehre viele und vortrefliche Regeln zur Regierung des Staats und zu einem wohlanſtändigen und artigen Betragen vor. Sie verbrennen ihre Todten nicht, ſondern legen ſie, wie man in Europa thut, in einen Sarg, und begraben ſie in die Erde. Den Selbſtmord halten ſie nicht nur für erlaubt, ſondern rühmen ihn auch als einen Beweis von Heldenmuth.

Das Chriſtenthum wurde in Japan, ſogleich nach der Entdeckung dieſes Landes, von den Portugieſen eingeführt. Ein junger Japaner, der zu Goa getauft ward, unterrichtete die Portugieſen von den Vortheilen, die ſie ſich in Japan, ſowohl in Anſehung des Handels als der Fortpflanzung der chriſtlichen Religion, zu Nutze machen könnten. Die Portugieſen hatten damals völlige Freyheit, allenthalben zu reiſen, zu handeln und zu predigen. Der Handel war ſehr einträglich, und das Bekehrungsgeſchäft, welches die Jeſuiten ſeitdem ſie im Jahr 1549. zuerſt nach Japan und zwar nach der Provinz Bugo gekommen waren, im ganzen Lande trieben, gieng ſo glücklich von Statten, daß verſchiedne Provinzialfürſten,

als die Fürſten von Bungo, Arima, Omura und verſchiedne andre, den chriſtlichen Glauben annahmen. Eine Menge Portugieſen hatten geheirathet, und ſich in verſchiednen Städten von Japan niedergelaſſen. Nach vierzig Jahren, nämlich 1582, war die katholiſche Religion hier in ſolchem Anſehen, daß eine Geſandſchaft von Japanern nach Rom an Pabſt Gregor den dreyzehnten, mit Briefen und Geſchenken, geſchickt ward. Durch den unglaublichen Gewinn im Handel und durch die ſchnellen Fortſchritte des Chriſtenthums, wurden die Portugieſen bald übermüthig, und es währte nicht lange, als ihre Habſucht und ihr Stolz ſie ſtürzten. In eben dem Verhältniſſe, als ihr Reichthum und Anſehn zunahmen, machten ſie ſich den Japanern unerträglich und zuletzt verhaßt, ſo, daß ſchon 1586 ein kaiſerlicher Befehl erſchien, daß die Chriſten ausgerottet werden ſollten, worauf heftige und gewaltige Verfolgungen gegen ſie ausbrachen, wobey bloß im Jahr 1590. über zwanzig tauſend Perſonen umgebracht wurden. Dieſem allem ungeachtet nahmen doch noch viele Eingeborne den chriſtlichen Glauben an und in den Jahren 1591 und 1592, zählte man zwölf tauſend Bekehrte und Getaufte. Ja der Kubo Feide Jori war ſelbſt ein Chriſt, ſo wie auch ſein Hof und ſein Kriegsheer der chriſtlichen Religion zugethan war; und es iſt wahrſcheinlich, daß, wenn die Portugieſen ſich vorſichtig und ruhig verhalten hätten, die angefangne Verfolgung gegen ſie aufgehört haben würde. Aber ſtatt deſſen wuchs ihr Hochmuth und ihre Herrſchſucht, und das ungebührliche Benehmen eines Biſchofs gegen einen von den Provinzialfürſten brachte es endlich dahin, daß ſie ganz geſtürzt, und ihrem einträglichen Handel ſowohl, als der chriſtlichen Religion in dieſem Lande ein Ende ge-

macht wurde. Bey Gelegenheit einer Reiſe nach dem kaiſerlichen Hofe im Jahr 1596. wurde nämlich ein ſolcher Fürſt von jenem ehrſüchtigen Prälaten ſo beſchimpft, daß er ſich genöthigt ſah, bey ſeiner Ankunft zu Jedo darüber beym Kubo zu klagen. Im folgenden Jahre fing alſo die Verfolgung der Chriſten aufs neue an; den Geiſtlichen wurde verboten zu predigen; ein Theil derſelben ward aus dem Lande gejagt, und die Kaufleute nach der Inſel Dezima verwieſen. Zugleich wurde eine Verrätherey entdeckt, welche die Portugieſen gegen den Kaiſer angeſtiftet hatten, um ihn vom Throne zu ſtoßen. Die Holländer, welche damals Krieg mit den Portugieſen führten, hatten nemlich eins ihrer Schiffe weggenommen, auf welchem ſie einen Brief eines japaniſchen Hauptmanns Namens Moro, an den König von Portugal fanden, der einen Anſchlag gegen das Leben und den Thron des Kaiſers enthielt. Dieſe Verrätherey beſtätigte ſich hernach noch durch mehrere, von dieſem Moro nach Macao geſchriebne Briefe. Es wurde daher beſchloſſen, daß alle Chriſten, die ihre Religion nicht abſchwören wollten, aus dem Reiche vertrieben, oder ohne alle Schonung getödtet werden ſollten. Die Verfolgung wurde hernach vierzig Jahr hindurch ununterbrochen fortgeſetzt, und endigte ſich im Jahr 1638. auf eine ſchreckliche Weiſe dadurch, daß ſieben und dreyßigtauſend Chriſten, welche ihre letzte Zuflucht nach der Feſtung Simabara genommen hatten, belagert, ſich zu ergeben gezwungen, und alle an Einem Tage umgebracht wurden. Dadurch war die chriſtliche Religion nun in Japan ausgerottet, und aller Handel von Europa dahin hatte ein Ende. Die Japaner, welche ſich einbildeten, daß die ſchlechten Handlungen der Chriſten von ihrer Religion unzertrennlich wären, nahmen darauf

die kräftigſten Maaßregeln gegen die Wiedereinführung derſelben, und verboten allen Portugieſen aufs ſtrengſte, jemals ihre Küſten zu betreten. Um nun aufs genaueſte auszuforſchen, ob etwa noch chriſtliche Japaner im Lande verborgen ſeyn möchten, trafen ſie verſchiedene Anſtalten, wovon noch heutiges Tages die, daß zu Anfange jeden Jahres, das Crucifix und einige Heiligen-Bilder mit Füßen getreten werden, zu Nangaſacki und in den umliegenden Gegenden ſtatt findet.

Dritter Abſchnitt.

Zuſtand der Wiſſenſchaften, Künſte und dergleichen, in Japan.

Die Wiſſenſchaften überhaupt ſind in Japan bey weitem nicht zu der Höhe, wie in Europa, gelangt. Selbſt der Ackerbau, den die Japaner für das allernothwendigſte halten, und auf welchen ſie ſich mit einem Eifer und Fleiß legen der nicht ſeines gleichen hat, ſelbſt dieſer wird nicht wiſſenſchaftlich getrieben, geſchweige denn andre Wiſſenſchaften, deren Nothwendigkeit und Nutzen ſie nicht einſehen und auch keinen Antrieb haben, ſich mit denſelben zu beſchäftigen.

Die vaterländiſche Geſchichte wird freylich von allen, die nicht zu den unterſten Volcksklaſſen gehören, ohne Unterſchied getrieben, und iſt, was die früheren Zeiten betrift, vielleicht gewiſſer und zuverläſſiger, als die Geſchichte der meiſten anderen Länder.

Die Aſtronomie wird zwar geliebt und geachtet. Dennoch ſind die Japaner nicht im Stande, ohne Hülfe chineſiſcher und holländiſcher Kalender einen rich-

tigen Kalender zu verfertigen noch eine Sonnen= oder Mondſinſterniß auf Minuten und Sekunden auszurechnen.

Die Medicin hat bis jetzt noch gar keine bedeutende Fortſchritte gemacht, wird es auch ſchwerlich jemals thun; die Anatomie iſt ihnen etwas ganz unbekanntes, und ihre Kenntniß der Krankheiten iſt ſehr geringe, verworren und oft fabelhaft. Von Phyſik und Chemie wiſſen ſie nicht viel mehr, als was ſie in ſpäteren Zeiten von europäiſchen Aerzten gelernt haben. Botanik und Kenntniß der Arzneymittel machen ihre ganze Arzneykunde aus.

Da ich Arzt bin, wird man es mir nicht übel nehmen, wenn ich bey dieſer Gelegenheit von den japaniſchen Aerzten, und der Art, wie ſie ihre Kunſt ausüben, etwas umſtändlicher rede.

Der Aerzte giebt es mehrere Gattungen. Einige lernen nur die Medicin, und befaſſen ſich bloß mit Heilung innerlicher Krankheiten. Andre üben die Chirurgie aus. Noch andere brennen nur mit Moxa, andere treiben blos das Stechen mit Nadeln; andere endlich gehen umher und frottiren.

Die, welche dieſe letztere Operation verrichten, durchſtreichen des Abends die Gaſſen, ſchreyen und bieten ihre Dienſte an. In einem Lande, wo Erkältungen ſo häufig und gemein ſind, thut dies Reiben über den ganzen Körper gute Dienſte.

Das Brennen mit Moxa und das Stechen mit Nadeln ſind zwey wichtige und im ganzen Lande überall gebräuchliche Operationen, die hier wohl ſo oft als in Europa das Aderlaſſen vorgenommen werden. Die Moxa, die Art ihrer Zubereitung,

und ihren Gebrauch und Wirkung habe ich im erſten Theile Seite 133. bereits beſchrieben. Hier habe ich daher nur noch folgendes hinzuzufügen: Sie wird nicht nur als ein Heil- ſondern auch als ein Vorbauungsmittel gegen Krankheiten gebraucht. Das Brennen wird faſt an allen Theilen des Körpers, beſonders an den fleiſchigen, vornemlich auf dem Rücken angewendet. Der Operateur pflegt ſich die Stellen dazu ſorgfältig auszuſuchen, und zwar haben ſie beſondere gedrukte Tabellen dazu. Dies Brennen iſt in den meiſten Krankheiten von Wirkſamkeit, beſonders bey Pleureſie, Zahnſchmerzen, und, wo es am meiſten Nutzen leiſtet, bey Gicht und Erkältungen.

Das Stechen oder Prickeln mit Nadeln geſchieht meiſtens in der Abſicht, um Kolicken dadurch zu heilen, beſonders diejenige Art derſelben, welche hier Senki heißt, und gewöhnlich eine Folge vom Sakki trinken iſt. Der Unterleib iſt daher der Theil, an welchem dieſe Operation vorgenommen wird. Sie bohren in denſelben mehrere, oft neun, Löcher hinein, um ihrer Meinung nach den Wind herauszuziehen. Indeſſen werden auch wohl andere fleiſchige Stellen dazu ausgeſucht. Die Nadeln, welche hiezu gebraucht werden, ſind fein, beynahe wie ein Haar, und werden von Gold und Silber gemacht, und zwar von privilegirten Leuten, außer welchen niemand ihnen die nöthige Härte, Biegſamkeit und Feinheit, zu geben verſteht. Indem man ſie durch die Haut hineinbringt, werden ſie zwiſchen den Fingern gedrillt, um knochenartigen Theilen auszuweichen.

Diejenigen, welche ſich mit Heilung innerlicher Krankheiten beſchäftigen, werden für vornehmer gehal-

ten, und unterſcheiden ſich von den Uebrigen dadurch, daß ſie ſich den ganzen Kopf kahl ſcheeren. Sie bedienen ſich nie anderer, als einfacher Mittel, und zwar am gewöhnlichſten in einem Decocte, um den Schweiß oder den Urin zu treiben. Von zuſammengeſetzten Medicamenten wiſſen ſie nichts. Einen großen Theil jener Arzeneymittel könnten ſie zwar im Lande ſelbſt bekommen; ſie kaufen ſie aber ſehr häufig von den Chineſern. Bisweilen fühlen die Aerzte auch nach dem Pulſe, und dies währt alsdenn ſehr lange, eine ganze Viertelſtunde, zuerſt an dem einen, und hernach am andern Arme, gerade als wenn das Blut nicht aus einer und derſelben Quelle nach beyden Pulſen flöſſe. Ihre Kenntniß der Fieber und andrer innerlicher Krankheiten, kann nicht anders, als ſehr geringe und ihre Cur muß ſehr unſicher ſeyn, da ſie keine Kenntniß der Anatomie und Phyſiologie haben, nicht einmal vom Umlaufe des Geblüts etwas wiſſen, auch die Mittel, welche ſie verordnen, nur wenig kennen. Die einzigen, welche etwas mehr davon verſtehen, ſind entweder Aerzte bey Hofe, oder holländiſche Dolmetſcher, als welche Gelegenheit haben, ſich einige beſſere Einſicht durch den Umgang mit europäiſchen Aerzten zu verſchaffen. Das Aderlaſſen haben zwar einige wenige Aerzte und Dolmetſcher dann und wann verrichtet; aber ſie nehmen dieſe Operation nur ſelten vor, und alsdenn allezeit mit vieler Furchtſamkeit. Ich gab ihnen nicht allein die nützlichſten und zuverläſſigſten Anweiſungen dazu, ſondern munterte ſie auch, wo es nöthig war, dazu auf, und mußte zu dem Ende ſogar meinen Schülern zu Jedo meinen ſilbernen Schnäpper, nebſt andern für ſie brauchbaren chirurgiſchen Inſtrumenten ſchenken.

Die gewöhnlichen, und dieſem Lande eignen, Krankheiten, ſind die oben erwähnte Kolik, triefende Augen, und Verhärtung der Drüſen. Von der Kolik werden gar viele Leute, auch Fremde die ſich hier einige Zeit aufgehalten haben, befallen. Die Krankheit iſt heftig und ſehr ſchmerzhaft, und läßt an mehreren Stellen Geſchwulſt zurück, beſonders verurſacht ſie den Waſſerbruch (Hydrocele). Rothe und triefende Augen, ſind unter den Bauern und armen Leuten auf dem Lande ſehr allgemein, und entſtehen theils vom Dampfe der Kohlen, womit im Winter die Zimmer geheizt werden, theils von dem Geſtanke, den ihre Abtritte und Urinplätze hervorbringen; verhärtete Drüſen ſind ebenfals äußerſt häufig; und ich habe bemerkt, daß ſie oft in Krebsſchäden übergehen. Beſonders entſtehen dergleichen am Halſe, und werden alle Tage größer; anfangs ſind ſie nur von der Größe einer Erbſe, endlich werden ſie wie eine Fauſt dick. Da die Hitze am Tage oft ſehr ſtark iſt, und, wenn der Wind ſich alsdenn aufmacht, die Schweißlöcher ſich leicht verſchließen und die Ausdünſtung gehindert wird, ſo bekommen die Leute ſehr oft heftige Rhevmatiſmen, ſo wie in den Sommermonathen, aus der nämlichen Urſach, Diarrhöen und die rothe Ruhr, denen nicht nur die Japaner, ſondern auch die Europäer ausgeſetzt ſind. Eben das geſchieht auch wohl, wenn ſie von den hieſigen Früchten, beſonders von den Kakifeigen, die ſo ſehr ſchön ſchmecken, zu viel eſſen.

Die Kinderpocken und die Maſern, ſind in Japan ſchon ſeit ſehr langer Zeit bekannt und allgemein; man bekümmert ſich aber wenig darum. Ich habe auch nicht viele geſehen, die dadurch gelitten hätten. Die Einimpfung der Blattern kennt man nicht. Die

Die Waſſerſucht im Kopfe (Hydrocephalus) hatte ich Gelegenheit, bey einem drey und dreyßigjährigen Manne zu ſehen, der auf unſrer Reiſe nach Jedo zu mir kam, und von mir Rath begehrte. Er erzählte, er habe ſie vor neunzehn Monathen davon bekommen, daß er, indem er mit einem andern gefochten, mit einem Bambostocke, der gleichwohl mit Leinwand überzogen geweſen, verſchiedne Schläge auf den Kopf empfangen. Von der Scheitel bis an den Hinterkopf ſah man eine Geſchwulſt, die wie ein Finger dick war, und die Hirnſchalknochen ſtanden ſo ſehr in die Höhe, daß die Fontenelle ganz weich zu fühlen war. Eine Art Frieſel, das die Europäer hier den rothen Hund nennen, graſſirt hier während der wärmſten Sommermonathe Auguſt und September, beſonders unter den Europäern. Sie währt bisweilen mehrere Wochen, bisweilen ganze Monathe. Der Ausſchlag iſt erhoben, uneben und roth, ohne Fieber. Bisweilen verſchwindet er zum Theil, bisweilen wird er ſtärker, beſonders von der Mittags- und Abendhitze. Oft iſt er ohne Jucken; wenn dies aber ſich einfindet, ſo iſt es des Abends und Nachts am ſtärkſten, und mit vieler Unruhe und Schlafloſigkeit verbunden. Zu Zeiten iſt dies Jucken von ganz eigner Art, das man alsdenn am meiſten fühlt, wenn man ſich regt, ſich auf einen Stuhl ſetzt, den Rücken an die Wand lehnt, im Bette liegt oder die Arme krumm macht. Man empfindet ſodann ein Prickeln in der Haut als wenn man mit tauſend Nadeln geſtochen würde; und das hört auf, ſobald man den bewegten Theil des Körpers, ſelbſt in der nämlichen Stellung, ſtill hält. Das Geſicht iſt von dieſem Ausſchlage frey, der ſich übrigens über den ganzen Körper, ſogar über die Fingerſpitzen, erſtreckt.

Man bekommt dieſe Krankheit auch wohl mehr als einmal während eines Aufenthals in Japan.

Die Luſtſeuche iſt ohne Zweifel durch die Europäer nach Japan gekommen. Veneriſche Zufälle und Krankheiten ſind hier jetzt ſehr allgemein nnd man trift eine Menge Leute an, die damit behaftet ſind. Bis auf meine Zeit wußten die hieſigen Aerzte dergleichen nicht anders, als durch blutreinigende Decocte zu ſchwächen oder zu vertreiben. Ich hatte eine Partey ätzenden Queckſilberſublimat aus Holland mitgebracht, und fand, wie nöthig man dies Mittel habe. Nichts deſto weniger konnte ich nichts davon an die hieſigen Aerzte verkaufen, denn dieſe waren in Anſehung des Nutzens und Gebrauchs dieſes ſichern, aber zugleich gefährlichen, Mittels ganz unwiſſend. — Von der Speichelcur hatten ſie durch die holländiſchen Feldſcheere zwar etwas gehört, und einigen Begrif davon; hielten ſie aber für eben ſo ſchwer vorzunehmen, als dem Patienten gefährlich. Die übrige Arten den Mercurius zu gebrauchen, kannten ſie nicht. Ich nahm mir daher vor, den Practiſirenden, ſowohl den eigentlichen Aerzten als den Dolmetſchern, von Zeit zu Zeit kleineParteyen von meinem Sublimate zu ſchenken, und ſie zugleich im Gebrauch deſſelben, zu unterrichten. Sie machten ſich dieſen Unterricht dankbar zu Nutze. Namentlich von den Dolmetſchern fingen verſchiedene an, mit dieſem, bisher hier unbekannten Heilmittel, veneriſche Zufälle zu heilen. Die oft ſo ſchleunige Wirkſamkeit dieſer Curart, hielten ſie anfänglich faſt für ein Wunderwerk; und wirklich macht es mich äußerſt glücklich, dieſes Heilmittel hier bekannt gemacht zu haben, wenn ich bedenke, daß durch daſſelbe in Zukunft viele Tauſende

von Halsfiſtelſchäden und andern ſchrecklichem Symptomen dieſer garſtigen Krankheit, (dergleichen ich auf meiner Reiſe durch dies Land ſo oft mit Betrübniß zu ſehen, Gelegenheit hatte,) können befreyet werden!

Die Rechtsgelehrſamkeit macht hier kein weitläuftiges Studium aus. Kein Land hat ein dünneres Geſetzbuch und weniger Richter, als dieſes. Erklärungen der Geſetze und Advocaten ſind hier etwas ganz Unbekanntes. Aber in keinem Lande werden die Geſetze ſtrenger und ſorgfältiger gehandhabt, ohne Anſehung der Perſon, ohne Privatabſichten, und ohne Parteylichkeit. Die Geſetze ſind ſcharf, und der Prozeß iſt kurz. Man erinnere ſich, was ich oben hievon geſagt habe.

Die Sittenlehre der Japaner, beſteht nicht in künſtlichen Syſtemen, ſondern in einfachen und vernünftigen Lehren, welche durch ein tugendhaftes Leben auszuüben, ihr Beſtreben iſt. Und dieſe Moral wird von allen hieſigen Religionsparteyen gelehrt, und nie von der Religion ſelbſt getrennt, mit welcher ſie in ſo enger Verbindung ſteht.

Von auswärtigen Sprachen lernen diejenigen, welche die Wiſſenſchaften treiben, und chineſiſche Bücher und Schriften leſen wollen, die chineſiſche. Die Dolmetſcher und einige Aerzte lernen auch das Holländiſche, und einige von ihnen verſtehen auch etwas, wiewohl nur gar ſehr wenig Latein.

Die Kriegswiſſenſchaft iſt bey dieſem Volke, wie bey andern morgenländiſchen Völkern, ſehr einfach. Muth, Tapferkeit, Standhaftigkeit und Liebe zum Vaterlande, erſetzen, was ihnen an Regeln und förmlicher Kunſt Krieg zu führen, abgeht; und mit dieſen Eigenſchaften haben ſie allezeit geſiegt, und ſich niemals

von einem Feinde unterjochen laſſen. Des erſten Krieges wird in der japaniſchen Geſchichte 471 Jahr vor unſrer Zeitrechnung erwähnt. Hernach ſind ſie einigemal durch auswärtige Kriegsheere beunruhigt worden. Im Jahr 1284, als die Mogolen China eingenommen hatten, wurde der Feldherr Mooku mit 4000 Fahrzeugen, und 240,000 Mann hieher geſchickt, um Japan zu erobern; aber er konnte ſeinen Zweck nicht erreichen.

Die Buchdruckerkunſt iſt in Japan unſtreitig alt. Die Japaner haben aber dabey allezeit Platten gebraucht, und gebrauchen ſie noch, ohne daß ſie bewegliche Buchſtaben kennen. Sie bedrucken nur eine Seite des Papiers, weil daſſelbe dünn iſt, und die Schwärze ſonſt durchſchlagen würde. — Ich hatte Gelegenheit, verſchiedne japaniſche gedruckte Bücher zu ſehen; beſonders wurden mir zu Jedo dergleichen gezeigt. Eins war darunter, welches bey der vormaligen Anweſenheit der Portugieſen gedruckt war; es war in länglichem Quartformat, von Japaniſchem Papier, und, das Titelblatt ausgenommen, ganz und gar mit japaniſchen Buchſtaben gedruckt. Auf dem Titelblatte ſtand oben Racvyoxv, welches die Dolmetſcher nicht ins Holländiſche überſetzen konnten, in der Mitte das portugieſiſche Wappen in länglicher Figur, und unten: In Collegio Japonico Societatis Jeſu cum facultate ſuperiorum, Anno MDXCVIII. Die Dolmetſcher ſagten, es ſey ein Wörterbuch, doch ohne das Portugieſiſche dabey zu enthalten. Es war von der Dicke eines Daumen. *) — Herr Sunnan, mein

*) Ein andres, und zwar ſehr rares, in Japan gedruktes Wörterbuch, habe ich im erſten Theile dieſes zweyten Bandes Seite 27 beſchrieben.

fleißiger und geſchickter Schüler ſchenkte mir ein gedruktes japaniſches Wörterbuch, mit dem Titel Tjimenſo, in Octav, das aus zwanzig Theilen beſteht, und zu den Beſchreibungen auch Abbildungen enthält, die aber elend genug ſind. Jeder Theil iſt nur eine, höchſtens zwey, Linien dick. — Einige andre gedruckte botaniſche Bücher bekam ich zu Jedo zu Kauf, die zum Theil aus vielen, zum Theil aus wenigen Bänden beſtehen, zum Theil gute, zum Theil ſchlechte Abbildungen enthalten. Dahin gehört Sooqua Jenſo, in drey Theilen, ſowohl Beſchreibungen, als, wiewohl nur ſchlechte, Abbildungen, von lauter japaniſchen Gewächſen, enthaltend. Morokuſi Komorſi, ein anders Herbarium, das zugleich von vierfüßigen Thieren, Fiſchen, Vögeln, Handwerkern und Oekonomie handelt, es ſoll zuerſt in China gedruckt ſeyn, es beſteht aus mehreren Theilen; die Figuren ſind klein und äußerſt ſchlecht. Kimooſi iſt der Titel einer neuen in Japan gedruckten Ausgabe dieſes Werks, in Quart, in dreyzehn Theilen, die etwas beſſer und ſchöner iſt. Das ſchönſte japaniſche Herbarium hat den Titel: Foka no jamma Kuſa; es beſteht nur aus einem Theile in Octav, und enthält kaum andre, als japaniſche Kräuter; die Abbildungen ſind ſchön und deutlich. Noch ein anderes ſah ich, das ſieben Theile, und Quartformat hat. Auch bekam ich ein gedrucktes Buch in groß Quart, zwey Theile, mit illuminirten Abbildungen japaniſcher Fiſche, zu Kauf. Dies iſt eins der ſchönſten in dieſem Lande herausgegebenen Bücher; die Figuren ſind nicht nur ſo gut geſtochen, ſondern auch illuminirt, daß ſie in Europa ſehr gerühmt werden würden.

Die Kunſt in Kupfer zu ſtechen, kennen die Japaner ebenfalls. In der Zeichenkunſt und Mahlerkunſt ſtehen ſie den Europäern weit nach, ob ſie gleich in Anſehung derſelben, einen ſehr wichtigen Vorzug vor dieſen haben, den nämlich, daß ſie allezeit etwas das in der Natur wirklich vorhanden iſt, zum Exempel, Thiere, Gewächſe oder was es ſonſt ſeyn mag, vorſtellen, nicht aber, (zum Beyſpiel auf Tapeten oder bey andern Mahlereyen) Figuren von Dingen, die nicht exiſtiren, mit andern vermiſchen.

Die Feldmeßkunſt, und die Kunſt Plätze und Gegenden aufzunehmen, und Landcharten zu verfertigen, iſt ihnen auch nicht ganz unbekannt. Sie haben ſowohl vom ganzen Lande richtige geographiſche, als auch von ihren Städten zuverläſſige, topographiſche Charten. Außer der Generalcharte vom ganzen Reiche ſah ich dergleichen von den Städten Jedo, Miako, Oſaka und Gangaſali, die ich auch, obgleich mit vieler Gefahr und unerachtet des ſtrengſten Verbots, ſolche an Fremde zu verkaufen, oder aus dem Lande kommen zu laſſen, doch zu kaufen und mit zu nehmen Gelegenheit fand. Dieſe Karte und Grundriſſe ſind denjenigen, die Kämpfer zu ſeiner Zeit, wiewohl mit weniger Schwierigkeit, nach Europa mitbrachte, völlig gleich.

Die Japaner ſchreiben, wie die Chineſer, in ſenkrecht herabgehenden Reihen oder Zeilen, und dabey von der Rechten zur Linken. Sie gebrauchen dazu Tuſche, welche ſie jedesmahl, wenn ſie etwas ſchreiben wollen, auf einem kleinen Steine mit Waſſer reiben, und einen Pinſel von Haaſenhaaren, womit ſie alsdann von dieſer Tuſche nehmen und die Buchſtaben gleichſam malen. Dieſe Schreibgeräth-

ſchaften pflegen, beſonders die Kaufleute in einem Käſtchen oder Beſtech, worin zugleich Rechenbrett und Waage liegen, bey ſich zu tragen, wie die Abbildung auf der erſten Kupfertafel zeigt: nemlich, Fig. 1. Form und Zeichen der Stücke Tuſche; Fig. 2. der Schreibpinſel, wie eben damit geſchrieben wird; Fig. 3. Etui oder Käſtchen mit den Schreibgeräthſchaften, einer Waage und dem Rechenbrett, a. der Schreibpinſel, b. ein ausgehöhlter Stein, die Tuſche darauf zu reiben, c. eine kleine Büchſe mit Waſſer dazu. d. eine kleine Schnellwage mit e. dazu gehöriger Waagſchaale und f. Gewichte g. ein Rechenbrett mit gerundeten Steinen oder Kugeln, die auf einem Drate hin und her geſchoben werden und die Einer und Zehner bedeuten.

Die Dichtkunſt iſt auch bey den Japanern beliebt; ſie bedienen ſich derſelben, um das Andenken ihrer Götter, Helden und merkwürdigen Männer, zu verewigen.

Auch die Muſik wird ſehr geſchätzt. Aber bisher haben ſie weder ihre muſikaliſchen Inſtrumente zu einiger Vollkommenheit, noch in ihre Muſik vorzügliche Harmonie zu bringen gewußt. Bey der öffentlichen Feyer ihrer Feſte, und bey andern Gelegenheiten, gebrauchen ſie Trommeln, Pfeifen, Saiteninſtrumente, Glocken, Schellen und dergleichen mehr. Das Frauenzimmer liebt die Muſik ungemein; ſie lernen auch die angeführten Inſtrumente, beſonders aber eine Art Laute mit vier Saiten ſpielen. Dies geſchieht dergeſtalt, daß ſie mit den Fingern gegen die Saiten ſchnellen; ſie können ganze Abende damit zubringen, obgleich dieſe Muſik eben nicht angenehm klingt. Auf der beygefügten Kupfertafel ſieht man ein japaniſches Frauenzimmer mit dieſem Inſtrumente in der Hand abgebildet. Fig. 4.

An der Schauſpielkunſt finden die Japaner großes Vergnügen, doch iſt die Kunſt der Acteurs, und der Werth der Stücke eins ſo geringe als das andre. Ich hatte verſchiedne mal, ſowohl zu Nangaſaki als zu Oſaka, Gelegenheit, ihren Schauſpielen beyzuwohnen. Auch habe ich ſchon im 1ſten Theile dieſes Bandes Seite 129 einiges davon einfließen laſſen. Die Zuſchauer ſitzen, in einem dazu eingerichteten Hauſe, auf Bänken. Vor ihnen iſt ein erhöheter, aber ſchmaler und enger Platz, welcher die Bühne vorſtellt. Auf dieſer erſcheinen ein oder zwey, ſelten mehr Schauſpieler zugleich; dieſe ſind allezeit auf eine gar beſondere Art gekleidet; und man ſollte ehe glauben, ſie träten auf um zu ſchrecken, als um zu beluſtigen. Ihre Action ſtimmt hiermit überein; ſie iſt ſeltſam und ungereimt, und beſteht in künſtlichen Wendungen und Drehungen des Körpers, die ſie mit vieler Mühe gelernt und geübt haben. Gewöhnlich wird eine Heldenthat oder eine Liebesgeſchichte eines ihrer Götter und Helden vorgeſtellt. Dieſe Schauſpiele ſind gemeiniglich in Verſen abgefaßt, manchmal werden ſie auch von Muſik begleitet. Das Theater iſt, wie bey uns, mit einem beweglichen Vorhange verſehen; das Nöthigſte von dem, was zur Verſinnlichung der Vorſtellung erfordert wird, wird zwar auf die Bühne gebracht; ſonſt aber fehlt es gänzlich an Anſtalten und Verzierungen, wodurch dieſe kleinen Theater mit den europäiſchen auch nur einigermaßen verglichen werden könnten. Daß das Schauſpiel bey den Japanern etwas dazu beytrüge, die Sitten des Volks zu veredlen, habe ich eben ſo wenig gefunden, als das Schauſpiel in Europa dieſen Zweck zu befördern ſcheint. Es iſt hier auch gar nicht einmal ſo beſchaffen, daß dies als eine Abſicht deſſelben angeſehen werden kann;

ſondern

ſondern es ſoll hier mehr beluſtigen, als das Herz beſſern; mehr die Acteure bereichern, als den Zuſchauern würklich nützen.

Auch die Tanzkunſt wird in Japan ſehr geliebt. Geſellſchaftliche Tänze aber, bey welchen die welche ſich ein Vergnügen machen wollen, ſelbſt tanzen, hat man nicht, ſondern nur Tänze oder pantomimiſche Ballette, die zur Beluſtigung der Zuſchauer aufgeführt werden und entweder einen Liebeshandel oder eine Heldenthat vorſtellen. Dieſe Art Zeitvertreib, wird vorzüglich an Feſt- und Feyertagen, auch ſonſt zu Ausfüllung müſſiger Stunden, oder zur Unterhaltung der Fremden, vorgenommen. So ließ man z. B. um uns ein Vergnügen zu machen, Tänzerinnen holen. Dieſe ſind meiſtentheils junge und reich gekleidete Mädchen aus öffentlichen Häuſern; junge Knaben tanzen bisweilen auch mit.

Der Hof des Dairi, zu Miako, iſt eigentlich der Ort, und zwar der einzige im ganzen Reiche, wo die Wiſſenſchaften und Studien förmlich, und von Mehreren gemeinſchaftlich, getrieben werden, alſo gleichſam die Univerſität und Academie von Japan. Hier werden Studirende erzogen, unterhalten und unterwieſen. Vornehmlich wird Poeſie, Landesgeſchichte, Mathematik, Aſtronomie und dergleichen gelehrt. Alle Kalender werden hier gemacht; auch werden hier alle Bücher, die Kalender aber zu Iſie, gedruckt.

Oeffentliche Schulen, zu Unterweiſung der Kinder, ſind an den meiſten Orten eingerichtet. Man lehrt aber darin hauptſächlich nur Leſen und Schreiben.

Die Erziehung kennt man hier nicht als eine Wiſſenſchaft oder Kunſt; man übt ſie aber nach deſto

richtigern Grundſätzen und mit deſto beſſerm Erfolge aus. Die Kinderzucht iſt ſehr ſtrenge, und doch werden die Kinder faſt durchgängig ohne Schläge und andre körperliche Züchtigungen erzogen. In den erſten Jahren ſingt man den Kindern Volkslieder vor, um ihnen Beſtreben nach Tugend und Tapferkeit früh einzuflößen. Hernach werden ſie auf eine ernſthaftere Art zum Guten angeführt. Beſonders hält man ſie zu ſtrengem Gehorſam an, und ſucht ihnen mit guten Beyſpielen vorzuleuchten.

Manufactur- und Kunſtarbeiten, werden im ganzen Lande häufig verfertigt, und Handwerker aller Art, findet man überall. In einigen Arbeiten übertreffen die Japaner weit die Europäer; in andern hingegen ſtehen ſie denſelben nach; Eiſen- und Kupferarbeiten machen ſie ſehr gut. Ihre ſeidnen und baumwollnen Zeuge ſind zum Theil eben ſo gut, zum Theil beſſer, als ähnliche Fabricate anderer indiſcher Länder.

Ihre lackirten Arbeiten von Holz, beſonders die alten, laſſen alles was andre Völker, ſelbſt die Chineſer und Siamer, in dieſer Gattung hervorgebracht haben, weit hinter ſich zurück. Sie machen ſie von dem feinſten Fichten- und Cedernholze, und überziehen ſie mit dem allerbeſten Lackfirnis, den ſie vom Firnisbaume (Rhus vernis) nehmen, einem Baume, welcher in verſchiednen Gegenden des Landes häufig wächſt. Dieſen Lack, welcher heraus fließt wenn der Baum verwundet wird, ſammelt man in Gefäßen. Das von dreyjährigen Stämmen iſt das Beſte. Anfangs iſt es etwas hell, und ſo dick wie Rohm; in der freyen Luft wird es dicker und ſchwärzlich. Wenn Doſen, Schachteln, Käſtchen, Tiſche und andre Sachen damit, ohne

daß es mit anderm vermiſcht iſt, beſtrichen werden, ſo iſt es durchſichtig, ſo, daß jede Ader des Holzes durchſcheint. Gewöhnlich wird ein dunkler Grund untergelegt, und alsdann wird es wie ein Spiegel. Oft gebrauchen ſie den feinen Schlamm dazu, welcher ſich unter den Schleifſteinen in den Trögen ſammelt, manchmal aber fein geſtoßne Kohlen. Bisweilen wird ſchwarze, bisweilen rothe Farbe in den Firnis gemiſcht, bisweilen auch fein zermalmtes Blattgold; hernach werden die lackirten Sachen gewöhnlich mit goldnen und ſilbernen Blumen und Figuren geziert, welche auf den Firnis geſetzt werden, die ſich aber mit der Zeit wegſcheuern. Manchmal ſind dieſe Blumen und Figuren über das Lack erhoben, beſonders bey den alten lackirten Arbeiten, die in großem Werth ſtehen, ſelten ſind, und ſehr theuer bezahlt werden. Dieſer Firnis, welcher ganz hart, und wie ein durchſichtiges und ſchwer abzulöſendes Harz oder Gummi wird, verträgt keinen Stoß, ſondern ſpringt davon beynahe wie Glas, dagegen kann er kochend heißes Waſſer ſehr gut vertragen. In den Häuſern überzieht man damit, hier zu Lande, Thür- und Fenſterpfoſten, ferner Schränke, Coffer, Kaſten, Doſen, Schachteln, Säbel, Fächer, Theetaſſen, Suppenſchalen, Norimon, und faſt alles Hausgeräth, das von Holz verfertigt wird.

Von Sowas, welches eine Miſchung von Gold und Kupfer iſt, machen ſie ſehr ſchöne Arbeit, die auf eine den Europäern bisher noch unbekannte Art mit Tuſche blau oder ſchwarz gemacht wird.

Die Kunſt Glas zu machen, haben die Japaner erſt in ſpätern Zeiten von den Europäern gelernt, und verfertigen ſowohl gefärbtes als ungefärbtes, desglei-

chen allerhand Geſchirr; aber Scheibenglas zu Fenſtern wiſſen ſie nicht zu verfertigen. Auch das Glasſchleifen verſtehen ſie, und verfertigen Fernglåſer davon, kaufen aber von den Hollåndern Spiegelglas dazu.

Von den Europåern haben ſie auch die Kunſt, Taſchenuhren zu machen, gelernt, dergleichen ſie in ihren Håuſern bisweilen gebrauchen.

Auf die Bearbeitung der Metalle verſtehen ſie ſich ſehr gut. Von ihrer beſondern Geſchicklichkeit das Kupfer zu ſchmelzen, in kleine Stangen zu gießen und ihm die vorzügliche Farbe zu geben, wodurch das Japaniſche Kupfer ſich vor allem andern auszeichnet, iſt weiter oben Seite 131. das Nöthige geſagt. In Stahlarbeiten ſind ſie Meiſter: ihre vortreflichen Såbel geben den ſicherſten Beweis davon.

Papier wird im Lande in erſtaunlicher Menge gemacht, zum Schreiben und Drucken, zu Tapeten, zu Schnupftüchern, zu Kleidern, zum Einpacken und Einwickeln, u. dergl. m. Die Gröſse und Feinheit des Papiers iſt ſehr verſchieden. Sie verfertigen es aus der Rinde eines gewiſſen Maulbeerbaums (Papiermaulbeerbaums, (Morus papyrifera) auf folgende Art. Wenn im Decembermonathe die Blåtter von den Båumen abgefallen ſind, werden die Zweige drey Fuß lang abgeſchnitten, in Bündel gebunden, in einem großen bedeckten Keſſel in die Höhe ſtehend in Lauge ſo lange gekocht, bis die Rinde ſo gekrumpfen iſt, daß unten am Ende das bloße Holz einen halben Zoll hoch zu ſehen iſt. Darauf werden ſie herausgenommen, in die freye Luft geſetzt, daß ſie kalt werden, alsdann der Långe nach aufgeſchnitten, und die Rinde abgenommen. Sodann wird die Rinde wieder drey bis vier Stunden in Waſſer

eingeweicht, und wenn ſie weich geworden iſt, die feine ſchwarze Haut mit einem Meſſer abgeſchabt. Darnach trennt man die grobe Rinde von der feinen, welche weißeres Papier giebt. Je älter die Zweige ſind, deſto gröber wird das Papier. Nunmehro wird die Rinde abermals in reiner Lauge gekocht, dabey mit einem Stocke beſtändig umgerührt, und ſo lange immer friſche Lauge zugegoſſen, bis die Faſern ſich abſondern. Darauf wird dieſe gekochte Rinde in einem Bache, und zwar in einem Siebe liegend, unter beſtändigem Umrühren gewaſchen, bis alles wie ein feiner Brey wird, und, in Waſſer gelegt, wie Mehl auseinander geht. Dies Waſchen muß mit vieler Behutſamkeit geſchehen und erfordert viel Mühe. Ferner wird zu dieſem Brey- oder Mehlartigen ein Decoct von Reis und Manihot-Eibiſch (Hibiscus Manihot) gegoſſen, und das Ganze ſo lange umgerührt, bis es mäßig dick und ſteif wird. Hierauf wird es in ein weites Gefäß, und aus dieſem jedesmal ſo viel, als zu einem Bogen oder Blatte nöthig iſt, in die Formen gegoſſen, welche ſodann, mit dazwiſchen gelegtem Stroh, um ſie bequemer abnehmen zu können, in Haufen auf einander geſetzt werden. Die Formen ſind von Grashalmen gemacht. Nunmehro werden die Blätter oder Bogen mit einem Brette bedeckt, und allmählig gepreßt, zuerſt gelinde, hernach ſtärker, damit das Waſſer ganz heraus gebracht werde. Wenn dies geſchehen iſt, werden ſie auf Bretter gelegt, an der Sonne getrocknet, und zum Verkauf und Gebrauch zuſammen gelegt. Schlechtes Papier wird vom oſtindiſchen Maulbeerbaume (Morus indica) gemacht. Wie eine Art dickes Papier, als Zeug, zu Kleidern gebraucht wird, iſt S. 186. beſchrieben.

Von der Verfertigung des feinen Japanſchen Porcellans iſt daſelbſt S. 69., und der ungeheuer großen irdenen Kruken S. 68. geredet. Im Ganzen iſt aber doch das Japanſche Porcellain, jene vorzügliche Sorte ausgenommen, dick, plump und ſchlecht gemahlt, und ſteht an Schönheit dem Chineſiſchen weit nach.

Da die Japaner beynahe gar keine Meublen gebrauchen, ſo leiſten ſie in dieſer Art von Arbeit faſt nichts. Was ſie aber von dergleichen, wie auch von Hausgeräth, verfertigen, machen ſie ſauber und künſtlich.

Zu meinen technologiſchen Nachrichten und Bemerkungen von Japan gehört übrigens auch noch das, was ich von der Benutzung und Verarbeitung der Naturprodukte dieſes Landes, beſonders aus dem Pflanzenreiche, theils in meiner Reiſebeſchreibung zerſtreut angeführt habe, theils unten in einem beſondern Abſchnitte noch anführen werde.

Wie es um die Baukunſt in Japan ſteht, iſt aus dem, was ich im erſten Theile von den Häuſern der Japaner geſagt habe, zu erſehen.

Die Steuermannskunſt und die Schiffsbaukunſt iſt bey den Japanern nicht hoch geſtiegen. Dies kann auch nicht anders ſeyn. Kein Japaner hat die Freyheit, die Gränzen ſeines Vaterlandes zu verlaſſen, und fremde Länder zu beſuchen; vielmehr iſt dies bey Lebensſtrafe verboten. Weite Seereiſen, welche die Japaner ehemals mit eignen Schiffen nach Corea, China, Formoſa, Java und andern Ländern anſtellten, können daher nicht mehr vorgenommen werden. Sie ſegeln alſo nur an ihren Küſten und zwiſchen ihren Inſeln umher. Dieſe Schiffahrt kennen und benutzen ſie aber ſehr gut, und zwar mit einer unglaublichen Menge ſo-

wohl großer und kleiner Kauffahrteyfahrzeuge als mit Fiſcherböten. Selten gehen ſie indeſſen dabey weiter in die See, als daß ſie noch das Land ſehen, und jeden Abend in einen Hafen einlaufen, oder ſonſt einem entſtehenden Sturme entkommen können. Den Kompaß kennen und gebrauchen die Japaner. Ich hatte Gelegenheit, ihn genau zu unterſuchen. Er iſt in zwölf Striche, wie die Schiffer es nennen, abgetheilt, nämlich zuerſt nach den vier Hauptweltgegenden, Oſten, Norden, Weſten und Süden, und dann zwiſchen jedem von dieſen wieder in zwey. Dieſe Windſtriche haben ihre Namen von gewiſſen Thieren: die drey nördlichen heißen: Ne, Ratze; Us, Stier, Kuh; Tora, Tiger; die drey öſtlichen: U, Haſe; Tats, Drache; Mi, Schlange; die drey ſüdlichen: Uma, Pferd; Fituſi, Widder; Saru, Affe; die drey weſtlichen: Ton, Huhn; Jnu, Hund; J, Wildſchwein *). Norden heißt: Kitta; Oſten, Figaſi; Süden, Minnami und Weſten, Nis.

Vierter Abſchnitt.

Von der Landwirthſchaft, beſonders dem Ackerbau, der Japaner.

Den Ackerbau hält man in Japan mit Recht für das Nothwendigſte und Nützlichſte zur Erhaltung und zum Wohlſtande des Reichs. Auch ſteht er in keinem Lande in ſolchem Anſehen, wird in keinem mit dem Eifer und

*) Dies ſind ungefähr dieſelben Benennungen, als die, welche die zwölf himmliſchen Zeichen führen; ohne Zweifel ſind ſie auch davon hergenommen. S. weiter oben S. 192.
A. d. U.

der Sorgfalt getrieben, als hier, wo niemals, weder auswärtige noch einheimiſche Kriege, auch keine Auswanderungen, die Volksmenge vermindern, und wo man nie darauf denkt, weder andre Länder zu erobern, noch aus andern Ländern unnütze, wohl gar ſchädliche, Produkte einzuführen; ſondern im höchſten Grade darauf bedacht iſt, daß kein Fußbreit Erde unbenutzt liegen bleibe, und, daß das was die Erde hervorbringt, nicht unnütz angewandt werde. Die gar nicht urbar zu machenden Berge ausgenommen iſt der Boden überall, Ebenen, Hügel und Berge, und dieſe bis auf den höchſten Gipfel, angebauet. Belohnungen und andere Aufmunterungen bedarf es dazu nicht in einem Lande, wo der, welcher das Feld bauet, für den nützlichſten Bürger geachtet, und wo er nicht durch den vielfachen Zwang, der in andern Ländern die Aufnahme des Ackerbaues hindert und zu allen Zeiten gehindert hat, gedrückt und eingeſchränkt wird. Zwar ſind die Abgaben des Landmanns von ſeinen Produkten in Natura, ſehr hart und viel; dagegen bauet er aber auch übrigens ſein Feld mit mehr Freyheit, als in manchen Ländern die Beſitzer adelicher Güter das ihrige. Hofdienſt und Frohnarbeit; harte, oft tyranniſche Behandlung, von Edelmann, Amtmann, Pächter, Verwalter, Schreiber, Voigt und dergleichen; Unterthänigkeit, Leibeigenſchaft und andre Bauernſklaverey; unentgeldliche oder ſo gut als gar nicht bezahlte Fuhren und Dienſte zum Vortheile des Landesherrn oder der Befehlenden im Lande. Kriegsfuhren, Kriegsdienſte, Militairconſcription, Enrollirung der Söhne zu Soldaten, in Regimentscantons; die Pflicht, Soldaten zu ſtellen und zu halten; unentgeldliche Arbeit zum Behuf der Landſtraßen,

Brücken, öffentlichen oder herrſchaftlichen Gebäude, Kirchen, Pfarrgebäude und wie alles das heißen mag, was in europäiſchen Staaten den Bauer auf die ſchreyendſte Art einſchränkt und niederdrückt: von dieſem allem, kennt und erfährt der Bauer in Japan niemals das Allergeringſte. Zäune und andere Befriedigungen um Gärten, Aecker und Wieſen anzulegen, und zu unterhalten, Holz dazu und zum Brennen weit her zu fahren, und dergleichen, hat er nicht nöthig. Gemeinheit der Grundſtücke: als Gemeinwieſen, Gemeindehölzung, gemeine Hut und Weide, und was ſonſt dahin gehört, hindert ihn eben ſo wenig, den Boden, der ihm gehört, nach ſeinem Gefallen und aufs Vortheilhafteſte zu gebrauchen, als vertheilte und zerſtreute Lage der einzelnen Aecker, Wieſen und Gärten. Nur Einem Zwange iſt der Landmann hier unterworfen: dieſem, daß jeder ſchlechterdings gehalten iſt, ſein Feld jährlich zu beſtellen, wiedrigenfalls er denjenigen Theil, welchen er unbeſtellt läßt, verliert, und ein andrer, der ihn beſtellen kann und will, denſelben bekommt. Dies aber iſt ein Zwang, der zur Aufnahme des Ackerbaues gereicht. Der Bauer muß alſo, er wolle oder nicht, alle Mühe und alle ſeine Zeit zur Bearbeitung ſeines Feldes anwenden, wobey ihm Frau und Kinder treulich beyſtehen. Wieſen, Aenger, Triften und andre bloß zur Weide beſtimmte Plätze, trift man im ganzen Lande nicht an, ſondern alles ohne Unterſchied wird entweder beſäet oder mit Erdfrüchten bepflanzt; denn Viehheerden oder eine Anzahl Reit- und Kutſchpferde hält hier niemand. Auch nehmen hier keine allzuweitläuftige Tobackspflanzungen dem nöthigern Getreide den Platz weg, eben ſo wenig als zum Brantweinbrennen und anderm eben nicht löbli-

chen Gebrauche Korn geſäet wird. Kein Wunder bey allen dieſen Einrichtungen und Gewohnheiten, daß das Land, wie ich ſchon mehrmals gerühmt habe, nicht nur ſo ganz über alle Vorſtellung angebauet, ſondern auch unglaublich bevölkert iſt, und zugleich ſeine unzählichen Einwohner ganz allein, ohne fremde Einfuhr, ernähren kann.

Auf der andern Seite aber überſteigt es auch allen Glauben, wie viel Mühe, Sorgfalt, Emſigkeit und Unverdroſſenheit der Japaner bey ſeinem Ackerbau anwendet. Beſonders zeigt ſich dies bey Urbarmachung und Beſtellung ſteiler Berge. An den Seiten derſelben bleibt nichts unangebaut liegen. Wenn der Fleck auch nicht größer als zwey Fuß ins Gevierte iſt, ſo legt der Japaner doch unten eine kleine ſteinerne Mauer an, füllet den Platz inwendig mit Erde und Dung, und beſäet dies kleine Beet mit Reis oder Gartengewächſen. Die meiſten Berge ſind mit tauſenden ſolcher kleinen Beete geſchmückt, und dieſe geben ihnen ein Anſehen, das bey dem, welcher an den Anblick nicht gewohnt iſt, die größte Bewunderung erregt.

Einige Felder ſtehen im Frühlinge faſt ganz unter Waſſer. Andere, beſonders die zu Reis beſtimmten, Felder giebt man ſich viel Mühe, gehörig zu wäſſern. Beſonders haben ſie eine ganz eigne und artige Methode, bey ſtarker Dürre das Waſſer dahin zu leiten. Die hieſigen Bäche ſind zwar nicht nur groß, ſondern ſchwellen auch, wenn viel Regen fällt, hoch an; laufen aber auch ſchnell nach dem Meere zu, und behalten daher wenig Waſſer. Um dennoch Nutzen von ihnen zu haben, wirft der Landmann ganze Dämme von Erde, viele Fuß breit und oft von unglaublicher Länge auf, hinter

welchen das Waſſer eine ganze Strecke hin, ſich ſammelt und ſtehen bleibt, da er es denn hernach, wo er es nöthig findet, abzapft, und auf die unten liegenden Aecker fließen läßt. Auf eine ähnliche Art bringen ſie das Waſſer, welches ſich an den Spitzen der Berge aus den Wolken und aus Regen ſammelt, zuſammen, und leiten es von den obern Aeckern zu den untern herab, ſo daß erſt jene, dann nach und nach dieſe unter Waſſer zu ſtehen kommen, und alle gehöriges Waſſer behalten, indem allezeit die untere Seite mit einem allenthalben gleich hohen Rande eingeſchloſſen wird.

In keinem einzigen Lande ſammelt man den Dünger mit mehr Sorgfalt, und geht ſo haushälteriſch damit um, als hier, ſo, daß in der That von dergleichen nichts, das gebraucht werden kann, unbenutzt bleibt oder umkommt. Das Vieh wird das ganze Jahr hindurch auf dem Stalle gefüttert, daher bleibt aller Dünger auf dem Hofe. Auf den Landſtraßen wird allenthalben durch alte Leute und Kinder alles aufgeſammelt, was die Pferde fallen laſſen; ſie brauchen dazu, um ſich nicht bücken und die Hände verunreinigen zu dürfen, eine an das Ende eines Stocks, wie ein Löffel, befeſtigte Muſchel, werfen es dann gleich in den am linken Arme hängenden Korb und tragen es ſo zu Hauſe. Ja ſelbſt der Urin, den man in Europa ſo ſelten zum Beſten der Aecker oder Gärten anwendet, wird hier mit Sorgfalt in großen irdenen Kruken geſammelt, dergleichen nicht nur in den Dörfern, ſondern auch auf den Seiten der Landſtraßen, in die Erde gegraben, zu Jedermanns Gebrauch vorhanden ſind. Mann erinnere ſich, was ich Seite 172. hievon bereits erzählt habe. So geizig die Japaner alles, was zum Düngen gebraucht werden

kann, ſammeln, ſo mühſam verfahren ſie auch bey dem Düngen ſelbſt. Sie fahren den Miſt weder im Winter noch im Sommer auf ihren Acker, daß er, wie bey uns, eine geraume Weile liegen bleibt, und von der Sonnenhitze austrocknet, oder doch ſeine Kraft verliert, indem die ſalzigen und oelichten Theile ausdünſten; ſondern ſie vermiſchen mehrere Arten Miſt, von Menſchen und Vieh, wie auch alles was in der Küche abfällt, mit Waſſer und Urin, und rühren es zu einem ganz dünnen Brey durcheinander. So zugerichtet tragen ſie ihn, in zwey großen Eimern die an einem Holze über der Schulter hangen, auf den Acker oder in den Garten und begießen damit, vermittelſt einer Kelle die Saat oder Gewächſe, zu zwey verſchiedenen malen, das erſtemal wenn ſie ungefehr eine viertel Elle hoch ſind, und nach Verlauf von ein paar Wochen zum zweytenmale. Auf dieſe Art haben Saat und Gewächſe den ganzen Nutzen davon, und die beſte Kraft zieht ſogleich in die Wurzel. Man ſteht vor Erſtaunen ſtill, wenn man ſieht wie unverdroſſen die Leute dieſe eckelhafte Arbeit verrichten.

Dieſe Methode Feld und Gärten zu düngen, verſchaft auch den Vortheil, daß alles von Unkraut rein bleibt, und wenn ja Unkraut hervorkommt, ſo wird es gleich aufs ſorgfältigſte ausgejätet. Daher kommts denn, daß die Aecker und Gärten ſo ganz leer von allem Unkraute ſind, daß der ſcharfſichtigſte Botaniker ſchwerlich ein einziges fremdes Kraut unter der Saat oder zwiſchen den Gewächſen entdecken wird. Ein Reiſender, der dies nicht wüßte, würde ſich leicht einbilden können, Japan erzeuge gar nichts von dem, was man Unkraut nennt.

Pflug und Egge gebraucht man in Japán wenig. Das meiſte Land, auch das Feld, wird, und zwar ſehr fein und locker, umgegraben. Welchen Nutzen dies hat, darf ich nicht erinnern. Ueberhaupt bringt bey der Art, wie die Japaner ihren Acker bearbeiten, ein kleiner Platz eben ſo viel, als in Europa ein weit gröſſerer, ein. Zum Graben gebraucht man einen etwas gekrümmten, einen Fuß langen und eine Hand breiten Spaden. Der Pflug wird von einer Kuh oder einem Ochſen gezogen.

Wenn der Bauer ſein Feld umgräbt, oder pflügt, folgt ihm allezeit eine Parthey ſchöne, weißliche Reiher (Ardea) nach, welche die mit aufgegrabenen Würmer und anderes Ungeziefer, aufleſen; Solchergeſtalt können auch dieſe der Saat und den Gewächſen nichts ſchaden. Dieſe Reiher ſind ganz zahm, und um des Nutzens willen, den ſie ſtiften, thut ihnen niemand etwas zu Leide.

Von Hecken, Zäunen, Feldmauren und andern Befriedigungen des Ackers, weiß man hier nichts. Alles liegt frey und offen. Vieh, keiner Art geht drauſſen, kann alſo auch nichts beſchädigen. Von den Wegen abweichen, und über den Acker fahren, oder gehen, würde ſich hier niemand unterſtehen. Der Platz, welchen der Zaun, oder dergleichen einnehmen würde, wird alſo auch benutzt.

Die vornehmſte Getreideart iſt Reis. Buchweitzen, Rocken, Gerſten und Weitzen, wird wenig geſäet.

Das Land, worauf Reis gepflanzt werden ſoll, fängt der Landmann ſchon im April an umzugraben. Es ſteht alsdenn beynahe ganz und gar unter Waſſer,

und iſt da an den Seiten umher mit einem kleinen Rande eingefaßt, damit das Waſſer nicht ablauffen kann. Der Reis wird allezeit zuerſt auf ein kleines Stück Land, ganz dicht, wie bei uns der Kohlſaamen, auf eine Art Miſtbeet geſäet. Wenn nun die Pflanzen eine Viertelelle hoch ſind, werden ſie ausgezogen, und, wie Kohlpflanzen, auf die dazu beſtimmten Aecker verpflanzt, und zwar immer einige zuſammen in ein Loch, aber die Löcher ſo weit von einander, daß auf allen Seiten ein Zwiſchenraum von einer Viertelelle bleibt; ſo weit ſtehen alſo hernach die Büſchel Reishalme auseinander. Dies Pflanzen iſt überall die Arbeit der Frauensperſonen, die dabey bis an die Waden im Waſſer und Schlamm waten. Alles Land, worauf Reis gepflanzt werden ſoll, graben ſie um; nur dasjenige, welches ſehr niedrig liegt, und ganz und gar unter Waſſer ſteht, pflügen ſie. Im November iſt der Reis reif. Er wird alsdann abgeſchnitten, in kleine Bunde oder Garben gebunden, und vom Felde nach dem Hauſe geſchaft. Um ihn zu dreſchen, werden die Aehren gegen eine Tonne oder etwas anders geſchlagen, da dann die Körner ſogleich herausfallen; eine ſehr einfache und kurze Arbeit. Um aber die äußere Hülſe oder Spreu vom eigentlichen Korne ſelbſt zu trennen, muß es noch einmal gedroſchen, oder vielmehr geſtampft werden, welches aber ſelten vorgenommen wird, ehe man den Reis gebrauchen will. Man verführt und verkauft ihn gewöhnlich ungeſtampft. Das Stampfen geſchieht im Kleinen, in einem ausgeholten hölzernen Block, mit einem hölzernen Stößer, wodurch die Hülſe ſich ablöſet. Im Großen wird es auf einer Maſchine verrichtet, die aus mehreren Stempeln beſteht, und entweder durch ein Waſſerrad in Bewe-

gung geſetzt, oder durch einen Kerl mit dem Fuße getreten wird. Uebrigens wird der hieſige Reis für den beſten in Oſtindien gehalten; er iſt ſehr weiß, ſeimig, und nahrhafter als andrer.

Aus dem Buchweitzen wird hier zu Lande, nicht ſo wie in Europa, Grütze, ſondern Mehl gemacht, und dieſes in kleine Kuchen verbacken. (Siehe die erſte Abtheilung, Seite 43.)

Der Weitzen wird im November geſäet, und im Junius geerndtet. Meiſtentheis wird feines Mehl davon gemahlen, woraus man kleine Kuchen backt, die weich, oder friſch, gegeſſen werden.

Die Gerſte wird verſchiedentlich, vom October bis zum December, ausgeſäet. Gegen das Ende Mays, oder zu Anfange des Junius, wird ſie eingeerndtet, getrocknet und gedroſchen. In der Gerſte findet ſich, auch hier zu Lande, oft Brand, doch nicht ſo häufig als man dieſe Krankheit des Getreides in Europa antrift. Die Gerſte wird größtentheils zum Futter für Pferde und andres Vieh gebraucht. Bisweilen wird auch feines Mehl davon gemahlen, woraus kleine Kuchen gebacken werden.

Die Aecker, welche mit Weitzen und Gerſte beſäet werden ſollen, werden in ſchmale Beete getheilt, die etwa einen Fuß breit und durch etwas niedrigere Zwiſchenräume, welche über einen Fuß breit ſind und unbeſäet bleiben, von einander getrennt werden. Auf dieſe ſchmalen Beete wird Korn geſäet, entweder in der Breite, in Reihen, die ein wenig von einander abſtehen, oder, wiewohl ſeltner, der Länge nach in zwey Reihen. Wenn die Saat einen Fuß hoch geworden iſt, doch ehe ſie Aehren bekommt, wird aus dem unbeſäeten

Zwiſchenraume Erde herausgenommen, und ſehr behutſam unten um die Saat herumgelegt, welche dadurch neuen Saft und Dünger bekommt; die Zwiſchenräume werden auf dieſe Art in tiefe Furchen, oder kleine Graben, verwandelt, in welche das Waſſer einzieht. Dieſe mühſame Arbeit macht die Saatfelder zu wirklichen Gartenbeeten, die auf den Anhöhen und Bergen, von kleinen Mauern unterſtützt, terraſſenförmig übereinander hervorragen, welches einen vortreflichen Anblick, gewährt. Zu ſeiner Zeit wird die Erde wieder weggenommen, und in die Furche geworfen, und dagegen für das künftige Jahr, das, was Saatbeet war, zu Zwiſchenraum und Graben gemacht.

Sobald die Gerſte abgeſchnitten iſt, wird nicht ſelten andre Gerſte, oder auch wohl Bohnen zwiſchen die Stoppeln geſäet, und zwar entweder auf das vorige Beet, oder auf den Zwiſchenraum, ſo, daß das Land wirklich zweymal im Jahr, obwohl an verſchiedenen Stellen, beſäet wird, ohne daß der Acker deshalb zum zweytenmal von vorn bearbeitet werden dürfte.

Rübſaamen wird in allen Gegenden von Japan überflüſſig gebauet. Im Monath April, ſehen über das ganze Land die Aecker von den Blüthen wie vergoldet aus. Die Rübe wird nicht gebraucht, aus dem Saamen aber, welcher im May reif wird, preßt man Oel, das überall in den Lampen gebrannt wird. Die Japaner nennen das Kraut Na Tanne, das Oel Natanne Abra oder Natanne no Abra.

Gerſten, Weitzen, Kohlſaamen und Senf, werden ohne viele Umſtände auf Strohmatten, unter freyem Himmel, nicht ſelten auch in den Dörfern vor der Hausthür, gedroſchen, und zwar mit Flegeln, die drey

Schlägel haben. Man ſchlägt auch wohl nur die Garbe mit den Aehren gegen eine Tonne oder dergleichen, damit das Korn herausfalle, welches hernach von Spreu und anderm Unrath gereiniget werden muß.

Von Bohnen, ſowohl den eigentlichen Bohnen, (phaſeolus) als Faſeln (Dolichos), Erbſen und Linſen bauet man mehrere Arten. Von den Sojabohnen (Dolichos Soja), die japaniſch Daidſu heißen, gebraucht man das Mehl an Speiſen, um dieſelben damit zuzubereiten, und den ausgepreßten Saft zur Zubereitung der Soja; die Bohnen ſelbſt aber werden in Suppe gekocht, welche Miſo heißt, und hier zu Lande ein tägliches Gericht iſt. Dieſe Art Bohnen, welche klein ſind, und wie Linſen ausſehen, wird ſehr häufig gebaut, ob ſie gleich auch vielfältig wild wachſen. Nicht leicht wird wohl eine Schotenfrucht häufiger gebraucht, als dieſe; denn die Sojabrühe, und das Sojamehl wird täglich genoſſen, und die Miſoſuppe wird wenigſtens einmahl, oft mehrmahls, jeden Tag, und zwar zu allen Jahrszeiten, von Vornehmen und Geringen, von Reichen und Armen, gegeſſen. Die geſtrahlten Bohnen (phaſeolus radiatus) werden auch gemahlen, und aus dem Mehle nebſt Zucker, werden kleine Kuchen gebacken. Welſche Bohnen oder Bufbohnen (Vicia faba) traf ich auch an einigen Orten an.

Eben ſo zieht man verſchiedene Arten Gewächſe aus dem Geſchlechte der Gräſer, um den Saamen davon zur Nahrung, ſowohl für Menſchen als Vieh, zu nutzen; verſchiedne Arten Fennich (panium), den quirlförmigen (verticillatum; Awa) und den Rabenfuß Crus corvi; Ko Kibi); Pferdegras oder Sorghoſamen (Holcus Sorghum; Kibi); Krummähriges Kamm-

gras (Cynoſurus coracanus; Nan ban Kiwi), nebſt andern.

Rüben werden häufig geſäet, und zum Eſſen gebraucht; imgleichen andere Erdfrüchte und Zwiebelgewächſe, als Zuckerwurzeln (Sium Siſarum); Möhren oder gelbe Wurzeln (Daucus carota) die aber hier nicht ſehr gelb ſind; Rettich (Raphanus Satirus); Bataten (Convolvulus Batatas oder edulis); und auch Kartoffeln, wiewohl dieſe letzteren nur ſehr ſparſam, (Solanum tuberoſum). Von allen vorgenannten, ſind die Bataten hier die häufigſten und wohlſchmeckendſten.

Andre japaniſche Gartenfrüchte ſind Salat (Lactuca ſativa); Melonen (Cucumis melo), ſowohl mit weißem, als mit röthlichem Fleiſch, die man, wie bey uns, zum Deſſert gebraucht; Pfeben (Cucurbita pepo), wovon man Suppen kocht; Gurken (Cucumis ſativus), die man theils friſch ißt, theils einmacht; Konomon (Cucumis conomin), welche eingeſalzen werden, und den Appetit zu reitzen dienen; Fokke Fokkes oder Melanzanäpfel (Solanum melongena) die man in Suppen ißt; Flaſchenkürbiſſe oder Kalabaſſen (Cucurbita lagenaria) woraus die Einwohner Flaſchen und ähnliche Gefäße machen.

An mancherley wohlſchmeckenden Früchten, die die Gärten liefern, fehlt es auch nicht. Dahin rechne ich Pomeranzen, Zitronen, Pompelmuſe (Citrus decumanus) und Apfelſinen, Aepfel, Birnen, Quitten (Pirus cydonia), Pfirſchen, Mandeln, Apricoſen, Pflaumen, Kirſchen, ſehr ſchmackhafte Miſpeln (Mespilus japanica), Kakifeigen oder Verſimonen (Diospirus kaki), Weintrauben, Granatäpfel (Punicum granatum), ſpaniſche Feigen (Cactus ficus), Kaſtanien,

Wallnüſſe und vielerley andre. In den Dörfern trift man an ſehr vielen Stellen Mandeln- Pfirſchen- und Apricoſenbäumen gepflanzt an, deren rothe Blüthe ſchon im April die alsdann noch unbelaubten Zweige bedeckt. Dieſe Bäume ſowohl als die Pflaumen, Kirſch- Aepfel- Birn- und Quittenbäume, haben hier auch häufig doppelte oder gefüllte Blüthen, worauf die Japaner einen beſondern Werth ſetzen.

Als Gewürze, zieht man in den Gärten, Ingber (Amomum Mioya); den Pfefferbuſch (Fagara piperita) wovon man ſowohl die Blätter als die Frucht braucht, um Suppen und Brühen einen ſtarken Specereygeſchmack zu geben; wie auch ſpaniſchen Pfeffer (Capſicum). Senf gebrauchen die Japaner zwar ſelten ans Eſſen, aber ſie preſſen Oel aus den Senfkörnern, das ſie in den Lampen brennen. Am meiſten ſäen ſie von der niederhangenden Gattung (Sinapis cernua),

Hopfen bauet und gebraucht man in Japan nicht; ich ſah ihn aber doch hie und da wild wachſen.

Da in Japan alles Land offen liegt, ohne Zäune und andre Befriedigung, ſo ſieht man viele Küchengewächſe und Gartenfrüchte auf dem freyen Felde ſtehen. Eigentliche Gärten giebt es daher keine andere, als die, welche man bey jedem Hauſe antrift; dieſe ſind aber von unbedeutender Größe, und dienen mehr zur Zierde und zum Vergnügen, als zum Nutzen. Man findet darin Bäume, die mit ſchönen und großen, oft gefüllten Blumen prangen, und verſchiedne Kräuter und Zwiebelgewächſe mit vorzüglich ſchönen Blumen, als indiſches Felſenkraut (Azalea indica) die Nandine (Nandina domeſtica) die Gardenie (Gardenia florida) Spierkraut (Spirea), die Magnolie (Magnolia), Sammetblume

(Tagetes patula), Celoſien (Celoſia criſtata), chineſiſche Sternblumen (Aſter chinenſis), Päonien (Paeonia officinalis), Wucherblumen (Chryſanthemum indicum), Ringelblumen (Calendula officinalis), Balſaminen (Impatiens balſamina), Wunderblumen (Mirabilis dichotoma) und unzählige andere.

Als Färbekrautblumen bauen die Japaner den Knöterich oder Wegtritt (Polygonum), ſowohl den chineſiſchen (chinenſe), als den bärtigen (barbatum), auch den gemeinen oder Vogelknöterich (aviculare). Er giebt eine ſchöne blaue Farbe, wie Indigo; die Blätter werden getrocknet, geſtoßen und kleine Kuchen daraus gemacht, die in den Krambuden zu kaufen ſind. Man kann nicht nur Leinwand, ſondern auch ſeidne und baumwollene Zeuge damit färben. Wenn man ſie gebrauchen will, werden ſie mit einem Zuſatz von Aſche gekocht. Je ſtärker der Decoct gemacht wird, deſto dunkler wird die Farbe, und im Gegentheil deſto heller.

Sowohl der Baumwoll- als der Seidenbau, iſt in Japan gar ungemein beträchtlich, und verſchaft vielen Millionen Menſchen Kleidung. Die Baumwollſtauden, und zwar von der Gattung der Krautartigen, (Goſſypium herbaceum) werden jährlich gepflanzt. Sie geben eine ſehr feine und weiße Bauwolle, die zu Zeugen, zum Ausſtopfen und zu anderem Behuf gebraucht wird.

Der Seidenbau beruhet auf dem ſteten Pflanzen und Vermehren der Maulbeerbäume, wodurch eine unbeſchreibliche Menge Seidenwürmer ernährt wird. Die Seide wird zu Zeugen, zu Garn, zu Matten und auf mancherley andre Art gebraucht.

Der Firnißbaum (Rhus vernix), der Kampferbaum (Laurus camphora), der Fichtenbaum (Pinus ſyl-

veſttis), die Theeſtaude (Thea bohea), der Cedern- oder Cypreſſenbaum (Cupreſſus japonica) und das Bamborohr (Arundo bambos), wachſen, nicht nur im ganzen Lande, wild, ſondern werden auch, des großen Nutzens wegen den ſie den Einwohnern verſchaffen, in verſchiedenen Gegenden gepflanzt und gezogen. Den Bamboſtamm gebrauchen ſie zu Hebebäumen; von dem Rohre flechten ſie Körbe und Schränke, und machen Schreibfedern, Fächer und manches andre daraus. Die Fichten pflanzen ſie zum Zierrath vor die Häuſer; das Holz brauchen ſie zum Hausbau und als Nutzholz zu allen Arten hölzerner Sachen; auch verfertigen ſie daraus die feinſte lackirte Arbeit. Das Cedernholz gebrauchen ſie zum Schiffbau, auch machen ſie Hausgeräth und Tiſchlerarbeit davon. Der Firnisbaum enthält einen Milchartigen Saft, der von allen Harzen das vortreflichſte zum Lackiren iſt, und wovon ich im vorhergehenden mehr geſagt habe. Der Kampferbaum wächſt in der Landſchaft Satſuma und auf den Inſeln, die den Namen Gotho führen, in größter Menge wild. Aus den japaniſchen Bäumen wird der meiſte Kampfer, der in Europa gebraucht wird, zubereitet. Die Japaner ſplittern den Baum und die Wurzeln ſehr fein von einander, kochen die dünnen Streifen in Waſſer, in einem eiſernen Topfe, der mit einem, wie ein Hut geſtalteten hölzernen Deckel zugedeckt iſt; in dem Kopfe des Deckels oder Huts, wird Stroh oder Heu befeſtigt, damit der aufſteigende Kampfer ſich in Geſtalt von Körnern daran feſtſetzen könne; hernach werden dieſe Körner von dem Strohe oder Heu los gemacht, in Fäſſer eingepackt und an die holländiſche Compagnie nach dem Gewichte verkauft.

Die Theeſtaude wächſt im Lande überall wild. Am häufigſten fand ich ſie jedoch an den äußerſten Seiten, oder dem Rande, der beſtellten Felder, oder auf ſolchen Bergen und Hügeln die der Mühe der Bearbeitung nicht werth ſind, angepflanzt. In Zeit von ſechs bis ſieben Jahren, wächſt ſie aus dem Saamen zu völliger Mannshöhe; aber ſchon im dritten Jahre trägt ſie durch ihre Blätter etwas ein. Je älter die Blätter ſind, und je ſpäter im Jahre ſie abgepflückt werden, deſto mehr bekommt man zwar, aber deſto ſchlechtern Thee geben ſie auch; die kleinen und eben erſt ausgebrochnen Blätter, geben den feinſten und koſtbarſten Thee. Das Pflücken wird daher jährlich zu drey verſchiednen malen vorgenommen. Die erſte Erndte geſchieht im Anfange des Märzes, oder auch am Ende des Februars. Alsdann fangen die Blätter an auszubrechen, ſind klebrich und werden nur für den Kaiſer und die Reichen und Vornehmen gepflückt, bekommen davon auch den Namen Kaiſerthee. Einen Monath nachher fällt die zweyte Erndte ein, da die Blätter ausgewachſen, aber noch dünne und wohlſchmeckend ſind. Wiederum nach einem Monathe wird das Meiſte geſammelt; die Blätter ſind alsdenn völlig ausgeſchlagen und dick geworden. Die junge Stauden geben allezeit beſſern Thee, als die alten; auch ſchmeckt der Thee aus einigen Provinzen beſſer, als aus andern. Wenn die Blätter abgepflückt ſind, werden ſie gedörret, und zu dem Ende auf dünne eiſerne Platten hingebreitet, die warm gemacht werden. Hier müſſen ſie fleißig mit der Hand umgerührt werden, ſo lange die Finger die Hitze ertragen können. Darauf werden ſie auf Matten

hin und her gerollt, bis ſie ganz kalt geworden ſind. Sind ſie alsdenn nicht trocken genug, ſo wird das Röſten noch ein oder mehrere mal vorgenommen. Oft legen die Leute die Matten mit den Theeblättern ganz ſorglos vor die Hausthür hin, und laſſen ſie da liegen.

Der Zuckerahorn, oder Zuckermasholder (Acer ſaccharinum), wächſt meines Wiſſens in Japan nicht; auch hat man bis jetzt das Pflanzen des Zuckerrohrs nicht eingeführt. Die Japaniſchen Dolmetſcher zeigten mir aber doch einen Saft, wovon Zucker gemacht werden kann. Dies iſt der Saft eines gewiſſen Baumes, der auf den Inſeln um Nipon wächſt. Der daraus bereitete Zucker ſchmeckt ſüß, iſt bräunlich und von ſchlechtem Anſehen. Zucker iſt alſo das einzige, was die Japaner von Ausländern nehmen müſſen.

Daß Japan, und zwar im größten Ueberfluſſe, alles, was zur Nahrung, Kleidung und Bequemlichkeit ſeiner Bewohner erforderlich iſt, hervorbringt, wird jeder aus dem bisher geſagten zur Genüge erſehen. Und da man in den meiſten andern Ländern ſo oft über Mißwachs und Hungersnoth klagt, ſo hört man dergleichen in dieſem Reiche ſehr ſelten, wo man ſparſam lebt, keinen Aufwand macht, auf den Ackerbau ſo unbeſchreibliche Mühe und Sorgfalt wendet, und außer Reis und Getreide, auch klüglich eine Menge Gartengewächſe und Erd- und Baumfrüchte zu ziehen ſucht. Inzwiſchen weiß man doch Beyſpiele, daß auch hier Hungersnoth das Land betroffen hat.

Da die Japaner nicht nur ſo manche Getreidearten, ſondern auch ſo viele Wurzel- Schoten- und

andre Gartengewächſe, nebſt Obſt und Früchten in Menge, überdem aber, aus dem das Land allenthalben umſtrömenden Meere, einen unerſchöpflichen Vorrath von Fiſchen holen; da ferner die Reiſen, entweder zu Fuß, oder in Tragſänften gemacht; und bey der ſehr großen Menge Leute, die man dazu haben kann, faſt alles, was von einem Orte zum andern zu transportiren iſt, von Menſchen getragen, da keine Cavallerie im Lande unterhalten, da endlich die allermeiſte Feldarbeit ohne Zugvieh verrichtet wird; ſo bedarf es faſt gar keiner Viehzucht, in dieſem Lande, daher ſie denn auch nur ſehr geringe iſt. Die wenigen Pferde, welche es hier giebt, werden von den Fürſten auf ihren Reiſen, theils zum Reiten, theils als Packpferde gebraucht; und ihre ganze Anzahl möchte wohl nicht ſo viel betragen, als in einer mittelmäßigen Stadt in Europa. Große Reitpferde, prächtige Kutſchpferde, ſchnelle Schlittenpferde, kennt man hier eben ſo wenig, als Fuhrmanns und Bauernpferde. — Rindvieh hat man noch weniger; von den Kühen gebraucht man eben ſo wenig die Milch, weder zum Trinken, noch zu Speiſen, noch zu Butter oder Käſe, als man Kalb- oder Rindfleiſch iſſet, oder das Talg gebraucht. Die wenigen Kühe und Ochſen die gehalten werden, hat man bloß dazu, ſie vor Karren zu ſpannen, (welches aber nur in Einer Gegend des Landes geſchieht), um ſolches Feld, das faſt beſtändig unter Waſſer ſteht; zu pflügen. — Schweine findet man nur um Nangaſacki, und zwar ſehr wenige, die noch dazu von den Chineſern in ſpätern Zeiten ins Land gebracht zu ſeyn ſcheinen. — Schaaſe und Ziegen ſind im ganzen Lande gar nicht zu finden; die Einwohner können auch der Schaafwolle

ſehr gut entbehren, da ſie Baumwolle und Seide im Ueberfluß haben. Während meines Aufenthalts auf der holländſchen Factorey, trug es ſich zu, daß einige Japaner mit verſchiedenen Schaafen nach der Inſel kamen, welche ſie von einem Chef des holländiſchen Handels, der nach Batavia gereiſet, und hernach nicht wiedergekommen war, in Empfang genommen, und verſchiedene Jahre in Verwahrung gehabt hatten. — Hunde, die einzigen Müßiggänger im Lande, halten ſie aus Aberglauben. Katzen ſind meiſtens die Lieblinge des Frauenzimmers. — Hühner, Gänſe und Enten halten die Japaner auch, mehrentheils um der Eyer willen, wovon ſie große Liebhaber ſind, und die ſie bey manchen andern Gerichten hart gekocht und in Stücken zerſchnitten, eſſen.

Die Fiſcherey wird, wie ich ſchon einigemal beyläufig erwähnt habe, von den Japanern außerordentlich ſtark und eifrig getrieben; das Meer welches ihr ganzes Land umfließt, und ſo viele Buchten macht, auch ſo manche kleine Inſeln enthält, kommt ihnen dabey ſo ſehr als wenig andern Ländern zu Statten; auch eſſen die Japaner faſt nichts häufiger und lieber als Fiſche. Es iſt unglaublich, welch eine Menge Fiſcher, bloß aus dem Hafen von Nangaſacki täglich auslaufen. An den dunkeln Herbſt- und Winterabenden, brennen ſie Fackeln und andre ſtark ſcheinende Lichte auf ihren Böten, die über eine Meile weit von der Stadt geſehen werden, und einen ungemeinen ſchönen Anblick geben.

Die Jagd kennen die Japaner gar nicht.

Fünfter Abſchnitt.

Vom Handel der Japaner.

Bey Beſchreibung der Handelsſtädte, welche ich auf unſrer Hofreiſe geſehen, habe ich vom einheimiſchen Handel bereits manches geſagt, ſo wie ich, in den Abſchnitten die meinen Aufenthalt auf Dezima betreffen, von dem Handel der Japaner im allgemeinen ſowohl, als mit den Holländern und Chineſern insbeſondere, umſtändliche Nachricht gegeben habe. Was von dieſem allen noch nachzuholen iſt, will ich itzt zuſammenfaſſen.

Den inländiſchen Handel erleichtern und befördern die vielen großen Handelsſtädte und die vielen Seehäfen ungemein. Er iſt in einem ſehr blühenden Zuſtande, und in jedem Betrachte frey und ohne Zwang-Einrichtungen; auch legen, weder Zölle und Abgaben, noch Mangel an Gelegenheit des Transports zwiſchen den vielen verſchiedenen Provinzen des Reichs, ihm Hinderniſſe in den Weg. Die Häfen ſind ſtets mit großen und kleinen Fahrzeugen angefüllt; die Landſtraßen wimmeln von Reiſenden und von Leuten, die Waaren tragen; und die Handelsbuden, beſonders in den großen Handelsſtädten, ſind allenthalben voll Kaufmannsgüter und Waaren aus allen Orten und Enden des Landes. In dieſen Städten, vorzüglich zu Miako, welches im Mittelpunkt des Reichs liegt, werden auch verſchiedne große Märkte gehalten, zu welchen die Leute aus allen Gegenden zuſammenſtrömen, um zu kaufen und zu verkaufen. Außer dem Kubo ſind wohl die Kaufleute die einzigen im Lande, welche reich werden, und bisweilen anſehnliche Summen beylegen können. Demungeach-

tet aber iſt der Kaufmannsſtand hier bey weitem nicht in ſolchem Anſehen, als bey den Europäern; zu einem höhern Stande ſich hinauf zu ſchwingen, oder vornehme Titel zu erlangen, iſt einem Kaufmann hier auch nicht möglich. Im Gegentheil iſt der Kaufmann immer ein verachteter Mann, und man hat allezeit die nachtheilige Vorſtellung von ihm, daß er auf eine nicht ganz ehrliche Art und auf Koſten ſeiner Mitbürger ſeine Schätze ſammle.

Der Theehandel wird nur im Lande getrieben; was davon ausgeführt werden kann, iſt ſehr wenig. — Der Handel mit Soja iſt bedeutender. So wie der hieſige Thee für ſchlechter als der chineſiſche gehalten wird, iſt die Soja hier weit beſſer, als in China. Sie wird in großen hölzernen Kübeln, nicht nur nach Batavia gebracht, ſondern auch von da weiter nach Europa und allen Gegenden in Oſtindien verkauft. In gewiſſen Bezirken von Japan iſt ſie beſſer, als in andern. Um ſie am beſten aufzubewahren, und zu verhindern, daß ſie nicht bey der Hitze in Gährung übergehe und verderbe, pflegen die Holländer auf der Factorey ſie in eiſernen Keſſeln einzukochen, und hernach auf Bouteillen zu zapfen, die ſorgfältig zugepfropft und mit Harz vermacht werden. Dadurch wird ſie nicht nur ſtärker und zu allen Arten von Saucen brauchbar, ſondern ſie hält ſich auch beſſer. — Der Seidenhandel blüht zwar im Reiche ſelbſt; weil aber die hieſigen Zeuge ſo außerordentlich ſchmal ſind, können die Europäer ſie nicht gebrauchen. — Der Porcellainhandel wird im Lande ebenfalls ſehr ſtark getrieben; weil aber das japanſche Porcellain, bey aller vorzüglichen Güte der Materie, doch übrigens dem chineſiſchen nicht gleich kommt, ſo wird wenig davon an die Holländer abgeſetzt.

In den Krambuden findet man, ſowohl in allen Städten als auch in den Dörfern: Meublen, Hausgeräth, Küchengeräth, alle Arten von Geſchirren und Werkzeugen, Kleidungsſtücke und alles andere was man bedarf, in ſo unglaublicher Menge zu Kauf, daß man ſich wundern muß, wie ſich Käufer dazu finden, und daß man faſt auf den Gedanken gerathen möchte, hier wären Magazine für die ganze übrige Welt. Jeder kann ſich hier alles was er, von Kleidungsſtücken Schuhen, Regenſchirmen, lakirter Arbeit, Porcellain und hunderterley andern Sachen, nöthig hat, ſchon fertig gemacht, ausſuchen, ohne je etwas beſtellen zu dürfen.

Mit den Chineſern haben die Japaner vermuthlich früher und länger Handel getrieben, als mit irgend einem andern Volke; ſie ſind auch das einzige indiſche Volk, mit dem ſie jetzt handeln. In alten Zeiten führten die Chineſer hauptſächlich rohe Seide ein; jetzt bringen ſie auch ſeidne Zeuge. Daß ſie auch Zucker, imgleichen Achat, nach Japan bringen, habe ich im erſten Theile an ſeinem Orte (Seite 59) nicht mit angeführt. Die daſelbſt erwähnten Bücher, ſind meiſtens mediciniſchen Inhalts. Daß jährlich an zweyhundert chineſiſche Fahrzeuge hieher kamen, währte bis 1684. In dieſem Jahre war es, als man entdeckte, daß die Jeſuiten, welche damals beym Kayſer in China viel vermochten, durch die chineſiſchen Kaufleute, verſchiedne in China gedruckte katholiſche Bücher, heimlich herein practiſirten. Man ſetzte daher ihrem Handel Grenzen, und unterwarf ihn dem Zwange, worunter er noch jetzt ſteht. Die Zahl der Schiffe, welche ſie ſchicken dürfen, ſchränkte man auf ſiebenzig, und die Bemannung eines

jeden auf dreyßig Mann ein; die jetzt auf ſechshundert tauſend Thail herab geſetzte Summe, über welche der Werth ihres Handels jährlich nicht hinausgehen darf, war vorher ebenfalls ganz uneingeſchränkt. Als große Liebhaber des Schweinefleiſches, bringen die Chineſer Schweine, aus China, mit nach Japan.

Die Portugieſen, bekanntlich die erſten Entdecker der Japaniſchen Inſeln, waren auch unter den Europäern die erſten, welche Handel dahin trieben. Ihr Gewinn war anfangs unglaublich: ſie führten jährlich mehr als drey hundert Tonnen Goldes aus. Als ſie ſich hernach durch ihr übermüthiges Betragen allgemein verhaßt gemacht hatten, und dadurch ihr Handel in den äuſſerſten Verfall gerathen war, wurde demungeachtet noch im Jahr 1636. eine Menge Silber, und zwar 2350 Kiſten, oder 2,350,000 Thail, im Jahr 1637, 2,142,365; und 1638, 1,259,023 Thail ausgeführt. Seitdem ſie aus dem Lande gänzlich vertrieben worden, haben ſowohl ſie, als die Spanier, verſchiedene Verſuche gemacht, den Handel mit Japan wieder in Gang zu bringen. Aber alle Verſuche dieſer Art mislangen nicht nur, ſondern liefen ſogar unglücklich ab, indem man mit einem Volke zu thun hatte, das unveränderlich bey ſeinem Vorſatze beharret. Im Jahr 1640 wurde ein Schiff mit zwey Ambaſſadeuren und einem Gefolge von drey und ſiebenzig Perſonen von Makao nach Japan geſchickt; alle dieſe wurden in Nangaſaki ſogleich gefangen genommen, und ihre Ankunft nach Hofe berichtet. Von hier kam aber der Befehl zurück, daß alle, (auſſer zwölf, die wieder wegreiſen durften,) hingerichtet werden ſollten; dies Urtheil wurde auch vollzogen, und ſie alle an Einem Tage, ja ſogar in Einem Augenblicke, jeder von einem

eignen Scharfrichter, geköpft. Zugleich ward das Verbot für dieſe Nation erneuert, niemals wieder nach Japan zu kommen, und in dies Verbot unter andern die vermeßne Drohung eingerückt, daß, wenn der König von Portugal, oder auch der Gott der Chriſten ſelbſt käme, ſie gleiches Schickſal treffen würde. Auch ein ſpaniſches Schiff, ein großer Dreydecker, wohl bemannet, und mit Kanonen ſehr ſtark beſetzt, hatte die Verwegenheit, in den Hafen von Nangaſaki einzulaufen, erfuhr aber ein noch unglücklicheres Schickſal, zum Beweiſe, wie unerſchütterlich die Japaner bey dem, was ſie einmal ſich vorgenommen haben, beharren, wie buchſtäblich ſie den Willen ihrer Geſetze und die Beſchlüſſe ihres Regenten vollziehen, und nicht einmal durch die Artillerie der Europäer ſich davon abſchrecken laſſen. Dieſes Schiff kam von den maniliſchen Inſeln, ladete ſeine Waaren zu Nangaſaki aus, und nahm dagegen eine Menge Silber und andere Waaren ein. Mittlerweile wurde dem Kaiſer Nachricht von der Ankunft der Spanier gegeben. Dieſer ließ an den Fürſten von Arima den Befehl ergehen, das Schiff mit ſammt der Manſchaft und Ladung zu verbrennen. Der Fürſt griff das Schiff auch an, und drang, des tapferſten Widerſtandes unerachtet, an Bord deſſelben ein. Sobald er mit ſeinen Leuten das Schiff betrat, zogen die Spanier ſich unter das erſte Verdeck zurück. Der Fürſt rettete ſich, und das Verdeck flog in die Luft. Die Spanier wurden zum andern und dritten mal eben ſo heftig angegriffen, bis alle Verdecke in die Luft geſprengt waren, und das Schiff auf den Grund ſank, ohne daß ein einziger Menſch am Leben blieb. Das Gefecht dauerte

ſechs Stunden und koſtete mehr als drey tauſend Japanern das Leben.

Vom holländiſchen Handel kann ich hier noch folgendes anführen. Als die Portugieſen, ungeachtet des gleich Anfangs in Japan erhaltenen Anſehens und Einfluſſes, dennoch die Holländer nicht hindern konnten, hier ebenfalls Handel zu treiben, legten dieſe ihre Factorey auf einer Inſel, bey der Stadt Firando an, welche ſie aber hernach verlaſſen mußten. Vom Kaiſer Ijejas erhielten die Holländer ihre erſte feyerliche Conceſſion, hier allenthalben zu handeln. Ihr Handel blühete auch bis 1619, da ſie die Unvorſichtigkeit begiengen, die förmliche Erneuerung derſelben von deſſen Nachfolger, Kaiſer Fidetada zu verlangen. Seit dieſer Zeit hat ſich ihr Gewinn ſehr vermindert, und ihre Freyheit iſt in ſo mancher Rückſicht beträchtlich eingeſchränkt worden. Im Jahre 1636 bekamen ſie Befehl, ihr Packhaus und Waarenlager auf Firando niederzureißen, welches von Steinen, ſtark und prächtig, gebauet war, und über dem Eingange bey der Jahrzahl die Worte: Anno Chriſti zeigte, welches dieſem argwöhniſchen und von den Portugieſen ſo ſehr beleidigten Volke zu großem Verdachte, Anlaß gab. Kurz darauf wurde ihnen befohlen, Firando ganz zu verlaſſen, ſich nach Nangaſaki zu begeben, und von nun an lediglich in dieſem, am äuſſerſten Ende des Reichs befindlichen Hafen zu ankern. Im Anfange brachten die Holländer rohe Seide, ſeidne und halbſeidne Zeuge, Zitſe, Kattune, Tuch, Sapanholz, Braſilienholz, Büffelhäute, Büffelhörner, Hayfiſchhaut, Korduan, Pfeffer, Zucker, Mutternelken, Muskaten, Baroskampfer, Wachs, Queckſilber, Bley, Safran, Sal-

peter, Borax, Alaun, Biſam, Lacca, Benzoe, Storax, Katechu, Ambra, arabiſche Coſtwurz, Korallen, Spießglas, Schlangenholz, Feilen, Nadeln, Spiegelglas, Gläſer, Brillen, Vögel und manche andre in Japan nicht zu habende Sachen ein. Der Gewinn war ſehr anſehnlich; die Ausfuhr betrug wenigſtens ſechs Millionen Gulden, und bloß an Silber vier Millionen. Auf der Holländer eignes Begehren, wurde der Handel mit Silber in Handel mit Kupfer verwandelt, weil damals auf Kupfer mehr zu verdienen war. Von Stunde an, wurde aber auch die Exportation des Silbers verboten. Den ärgſten Stoß, ſcheint der Handel der Holländer 1672 bekommen zu haben, und zwar durch den Haß, welchen Jnaba Mino, Mitglied des Staatsraths, und Günſtling des frommen Kaiſers Daijojin, gegen die Holländer gefaßt hatte. Dieſer übte ſeine Rache durch einen ſeiner Anverwandten aus, der zum Statthalter zu Nangaſaki beſtellt wurde. Letzterer ließ von allen Waaren, welche in dem Jahre mit den Schiffen nach Japan gekommen waren, Proben holen, die er den Kaufleuten zeigte, und wobey er dieſe befragen ließ, ſowohl wie viel ſie dafür zu geben dächten, als auch wie viel ſie davon verlangten. Darauf bot er den Holländern für dieſe Waaren viel weniger, und ſtellte ihnen frey, ſie wieder mitzunehmen, wenn ihnen dieſes nicht anſtände. Seit der Zeit wurde der Preis der Waaren von Jahr zu Jahre heruntergeſetzt, und der Werth des Japaniſchen Geldes erhöhet. Man beſchwerte ſich zwar hierüber, und der holländiſche Handel wurde in ſo fern wieder frey gegeben, daß die Waaren für den höchſten Both verkauft werden durften, aber die ganze Verkaufsſumme wurde im Jahr 1685 auf 300,000

Thail

Thail eingeſchränkt. — Vom Kupferhandel merke ich noch folgendes an. Das Kupfer wird auf einer großen holländiſchen Waage gewogen. Auf jedes Pickel geben die Japaner ein Katje Uebergewicht, wovon die Adminiſtratoren zu Batavia, welche das Kupfer in Empfang nehmen, den fünften Theil bekommen. Von den übrigen vier Fünftheilen bekommt der Schiffscapitain zwey Drittheile und der erſte Steuermann ein Drittheil, damit dieſe, weil ſie für das Gewicht einſtehen müſſen, nicht leiden. Weil aber die Japaner, (dies halten ſie für keine Sünde,) während ſie die Kupferkiſten nach der Brücke tragen, ſo viel ſie können, davon ſtehlen, ſo verlieren jene doch jährlich dabey. Im vorigen Jahre war der Capitain um zwey und funfzig Pickel zu kurz gekommen. — Dies Jahr wurde von einem der Capitaine, vermuthlich in der Abſicht, es von den Chineſern zu Batavia gut bezahlt zu bekommen, auch eine Parthey Eiſen ausgeführt.

Sechſter Abſchnitt.

Von den Waffen, den Speiſen und Getränken der Japaner; wie auch noch verſchiedenes von ihren Sitten und Gewohnheiten, Münzen, Kleidung und dergleichen.

Die Waffen der Japaner beſtehen in Bogen und Pfeil, Säbel, Piken und Flinten.

Die Bogen ſind ſehr groß und die Pfeile lang, ſo wie bey den Chineſern. Wenn im Gefechte dieſe Bogen geſpannt und abgeſchoſſen werden ſollen, ſo legt ſich der Haufe, welcher eine Schaar oder Abthei

lung ausmacht, allezeit auf ein Knie, und kann daher keine geſchwinde Schüſſe thun. Im Frühlinge kommt ein Theil der Truppen zuſammen, um ſich im Bogenſchießen nach dem Ziele zu üben.

Schießgewehr gebrauchen die Japaner gewöhnlich nicht. Ich habe auch nur bey den Vornehmen, Büchſen und Flinten geſehen, die an einem beſonders dazu eingerichteten und erhöheten Orte in ihrem Audienzzimmer ſtanden. Der Lauf derſelben war von gewöhnlicher Länge, der Schaft hinter dem Schloſſe aber ſehr kurz, und, ſo viel ich in der Entfernung wahrnehmen konnte, waren es Luntenflinten. An einigen iſt das Schloß von Kupfer. Ich habe nie einen Japaner ein Schießgewehr abfeuern geſehen, ob ich gleich auf der holländiſchen Factorey einigemal in der Nähe der Stadt einen Schuß hörte. Die Dollmetſcher erzählten mir, daß man hier zu Lande die Büchſen, weil ſie ihrer Kürze wegen nicht gegen die Schulter geſetzt werden können, gemeiniglich gegen die Backe ſetzt, welches mir gleichwohl gar ſonderbar vorkommt.

Kanonen werden von den Japanern eigentlich gar nicht gebraucht. Zu Nangaſacki findet man zwar einige, die ſie ehemals den Portugieſen weggenommen haben, doch werden die Schiffe damit nicht ſalutirt. Die Japaner verſtehen wenig davon ſie zu handhaben, und wenn ſie ja bisweilen, welches gewöhnlich zu Nangaſacki alle vier Jahr geſchieht, damit ſchießen wollen, um ſie zu reinigen und zu probiren, ſo verſieht ſich der Stückjunker mit einer langen Stange, woran er die Lunte befeſtigt, und hält doch manchmal das Geſicht weg, wenn er die Kanone losbrennt.

Der Säbel iſt ihr vornehmſtes und hauptſächlichſtes Gewehr, den auch, die Bauern ausgenommen,

jedermann beſtändig an der Seite trägt. Er iſt drey Fuß lang, etwas weniges gekrümmt, und hat einen dicken Rücken. Die Klingen ſind von unvergleichlicher Güte, beſonders werden die alten ſehr hoch geſchätzt. Sie übertreffen an Güte die in Europa berühmten ſpaniſchen Klingen um vieles. Ohne große Mühe und ohne der Schneide zu ſchaden, kann man einen Nagel damit durchhauen, und, wie die Japaner behaupten, einen Menſchen mit Einem Hieb, von oben bis unten ſpalten. Unter ſechs Kobang wird keine Klinge verkauft. Die Säbel werden oft mit funfzig, ſiebenzig, ja wohl hundert Thalern bezahlt; und machen das vornehmſte und liebſte Eigenthum eines Japaners aus. Das Gefäß iſt mit einer ſtarken runden Platte verſehen, und ohne Bügel, übrigens manchmal eine ganze viertel Elle lang. Es iſt etwas rundlich, oben am Ende ganz platt als wenn es abgehauen wäre, und mit Hayfiſchhaut überzogen. Dieſe Haut hat viele, kleine und große, Unebenheiten und Erhöhungen, und iſt wie Chagrin; die Holländer haben dergleichen ehemals in Menge hieher gebracht, und ſehr theuer, oft das Stück für funfzig bis achtzig Kobang, den Kobang zu ſechs Reichsthaler gerechnet, verkauft. Um dieſen Chagrin werden ſeidne Schnüre ſchräge über einander gewunden, ſo, daß derſelbe in Form von Rauten durchſcheint. Die oben genannte Platte iſt dicker als ein Speciesthaler, und mit erhobnen Figuren geziert, auch wohl künſtlich durchbrochen. Die Scheide iſt dick und etwas platt, und läuft gar nicht ſpitz zu, ſondern iſt unten ganz breit. Bisweilen iſt ſie auch mit dem feinſten und zwar lackirten Chagrin, überzogen, bisweilen aber bloß von Holz, und entweder ganz ſchwarz lackirt, oder mit weißen Flecken marmorirt.

Manchmal iſt ſie auch mit einem oder zwey ſilbernen Ringen beſchlagen. An der einen Seite iſt, nach vorn, ein kleines Stück angeſetzt, worin ein Loch iſt, in welchem eine dicke, gewöhnlich ſchwarze, bisweilen aber auch gelbe oder grüne, ſeidne Schnur befeſtigt wird, die dazu dient, den Säbel, wenn man will, feſtzubinden. An der inwendigen Seite des Griffs iſt ebenfalls ein Loch, worin ein Meſſer von der Länge einer Viertelelle ſteckt. Ein eigentliches Gehenk gebrauchen die Japaner nie, ſondern ſie ſtecken die Säbel allezeit in den Gürtel an die linke Seite, und zwar ſo, daß die Schneide nach oben zu gekehrt iſt; die in Kämpfers Beſchreibung befindliche Abbildung eines Japaners, iſt in dieſem Punkt ganz unrichtig, denn dort iſt der Säbel auf europäiſche Manier, mit der Schneide nach unten zu gekehrt, vorgeſtellt, welches aber gerade umgekehrt ſeyn muß. Alle die in öffentlichen Staats- oder bürgerlichen Aemtern ſtehen, ſowohl, als die Officiere der Soldaten ohne Unterſchied, tragen ſtets zwey ſolcher Säbel, wovon der eine ihr eigner, und der andre ihr ſogenannter Amtsſäbel, und allezeit länger als jener iſt. Beyde werden im Gürtel an einer und derſelben Seite getragen, und ſtecken etwas kreuzweiſe über einander. Wenn ſie ins Zimmer kommen und ſich niederſetzen, legen ſie den Amtsſäbel gemeiniglich ab, und entweder an die Seite, oder vor ſich hin. Die Dollmetſcher tragen nur Einen Säbel, die Banjoſen aber zwey.

Von den Speiſen und Getränken der Japaner, ihren Mahlzeiten und der Art wie ſie zu Tiſche ſitzen, iſt auſſer dem bereits im erſten Theile gelegentlich davon geſagten, noch folgendes anzuführen.

In Anſehung der Menge und Mannichfaltigkeit eßbarer Sachen, die in Japan und in dem Meere umher, zu finden ſind, und theils von der Natur hervorgebracht, theils durch Kunſt zubereitet werden, möchte dies Land vielleicht alle andre bisher bekannte Länder übertreffen. Die Japaner bedienen ſich ſogar zu ihrer Nahrung, nicht nur ſolcher Sachen, die an ſich geſund und nahrhaft ſind, ſondern ſie wiſſen auch faſt Alles, ſelbſt das giftigſte, unſchädlich und genießbar zu machen.

Der Reis, welcher in Japan vortrefflich, ſehr weiß und wohlſchmeckend iſt, dient den Einwohnern ſtatt des Brodts; zwar backen ſie kein Brodt davon, aber ſie eſſen ihn dick gekocht zu allen andern Speiſen, wie wir das Brodt. Die ſchon verſchiedentlich erwähnte Miſoſuppe iſt ihr gewöhnliches und mehr als tägliches Gericht, das ſie bey jeder ihrer Mahlzeiten, folglich oft dreymal des Tages, eſſen; ſie wird vom Mehle der Sojabohnen, welche Miſo heißen, mit Fiſchen und Zwiebeln gekocht.

Fiſche werden theils gekocht, theils in Oel gebraten. Zu ihren vorzüglichen Fiſchen gehört der ſogenannte Tay, den die Holländer Steinbrachſen nennen (Sparus ſaxatilis) dieſer wird hier ſehr theuer bezahlt, und nur zu feſtlichen Gaſtmahlen gekauft; wie auch der ſechsſtreiſige Barſch (Perca ſexlineata), eine gewiſſe Art aus dem Geſchlechte der Umberfiſche (Sciena), und die Borſtenfloſſe, (Clupea Thriſſa), ein mit den Heeringen verwandter Fiſch, der ſo fett iſt, daß er dem beſten europäiſchen Heringe gleich kommt. Lachſe findet man nur in der Nähe der Fakonieberge; ſie ſind aber weder ſo groß, noch ſo wohlſchmeckend, als in Europa. Arme Leute eſſen auch

Wallfiſchfleiſch, ob es gleich ſehr grob iſt; es ſieht roth und wiederlich aus; in den Städten hängt es, wie bey uns Rindfleiſch, im Fleiſchſcharren, zum Kauf. Taſchenkrebſe und Krabben, wie auch Auſtern und verſchiedne Gattungen andere Muſchelthiere werden ebenfalls geſpeiſet; die Auſtern aber nie anders als gekocht oder geſtobt.

Federvieh, und zwar Hühner und Gänſe, auch wilde Enten und ähnliche wilde Waſſervögel, werden ebenfalls häufig gegeſſen.

In Suppen, Brühen und zu andern Speiſen braucht man unter andern verſchiedene Gattungen Champignone oder Blätterſchwämme, (Agaricus) Melanzanäpfel, Batatten, gelbe Wurzeln oder Möhren, verſchiedne Arten Lauch und Zwiebeln, und viele Arten Bohnen, wie auch die Bambowurzel; vorzüglich häufig aber doch die Champignone und Murcheln, die man daher in allen Kramläden getrocknet zum Kauf antrifft; eingeſalzne Trüffeln werden eben ſo gebraucht, imgleichen die Stengel vom eßbaren Aron (Arum eſculentum), und die Wurzeln vom gemeinen Pfeilkraute (Sagittaria ſagittata.)

Die Sojabrühe, welche in ganz Japan täglich, beynahe zu allen Gerichten, genommen wird, und die man auch ſchon in Europa zu gebrauchen angefangen hat, wird von den oben beſchriebnen Sojabohnen und Salz, nebſt Gerſten oder Weizen, zubereitet, und zwar auf folgende Art: Die Bohnen werden gekocht, bis ſie weich geworden ſind; alsdann wird eben ſo viel geſtoßner Weizen oder Gerſten dazu gethan, das Ganze gehörig durcheinander gemiſcht, wohl zugedeckt, und 24 Stunden lang auf eine warme Stelle geſetzt, damit es gähre. Darauf wird eben ſo viel Salz hinzugethan, dritte-

halbmal ſo viel Waſſer darauf gegoſſen, und alles wohl durcheinander gemiſcht, in ein irdenes Gefäß gethan, worin es, gut zugedeckt, ganze zwey bis drey Monathe ſtehen, anfangs aber einige Tage nach einander mehrmals umgerührt werden muß. Alsdenn wird der Saft ausgepreßt und geſeiht, und darauf in hölzernen Gefäſſen aufbewahrt. Die Soja wird nicht in allen Gegenden gleich gut gemacht; ſie wird aber auch, je älter ſie wird, deſto klarer und beſſer. Die Farbe iſt allezeit braun, und die vornehmſte Eigenſchaft der Soja iſt die angenehme Salzigkeit, die ſie hat.

Da man im ganzen Lande weder Rohm und Butter, noch Talg und Schmalz hat, ſo ſind die Einwohner genöthigt, allerhand friſche Oele zur Zubereitung der Speiſen zu gebrauchen. Beſonders wird der feinere Oel vom Seſam (Seſamum) zu dieſem Ende gebraucht, auch bratet man die Fiſche darin. Andre Oele dieſer Art, werden aus dem Saamen der Camellie (Camellia japonica, Tſubaki) der Bignonie (Bignonia tomentoſa, Kiri), der Dryandra cordata, (Abraſin), der Melia oder Zederach (Azedarach, Melia) und andern, bisweilen auch wohl aus dem Saamen des unächten Firnisbaums (Rhus ſuccedanea), des gemeinen Eibenbaums (taxus baccata) und des Gingko, gepreßt.

Die vielen vortreflichen Früchte, welche die Japaniſchen Gärten auf den Nachtiſch liefern, habe ich oben genannt.

Gewöhnlich eſſen die Japaner dreymal des Tages, um 8 Uhr des Morgens, um 2 Nachmittags, und um 8 Abends. Einige eſſen aber auch ohne eine gewiſſe Ordnung, wenn ſie hungrig ſind, und in ſolchen Häuſern muß das Eſſen faſt den ganzen Tag fertig ſtehen.

Alles was entzwey geſchnitten gegeſſen werden muß, wird vorher, ehe es gekocht wird, in kleine Stücke zerlegt, darauf ſehr mürbe und gahr gekocht, und mit wohlſchmeckenden Brühen zubereitet. Dies giebt nicht nur dem Gerichte den beſten Geſchmack, ſondern erſpart auch bey Tiſche die Mühe des Vorſchneidens und Zerlegens. Wenn es zu Tiſche geht, ſetzt jeder ſich auf die weichen Fußbodenmatten nieder. Vor jeden wird ein kleiner viereckigter Tiſch hingeſetzt, auf welchen hernach von jedem Gerichte eine Portion (die Portionen ſind ſchon in der Küche für jeden abgetheilt) aufgetragen wird, und zwar in den ſauberſten entweder porcellainen, oder lackirten hölzernen, Gefäſſen. Dieſe Gefäſſe haben die Geſtalt von Schaalen, oder mittelmäſſigen Spühlnäpfen, und jedes iſt beym Auftragen der Speiſen mit einem Deckel zugedeckt.

Das erſte Gericht iſt gewöhnlich Fiſche mit Fiſchſuppe. Die Suppe wird aus der Schaale getrunken. Die entzwey geſchnittenen Stücke vom Fiſche, werden mit zwey kleinen lackirten, hölzernen, vorn zugeſpitzten Stäbchen oder Pinnen gegeſſen, welche die Japaner ſo geſchickt und behende zwiſchen die Finger der rechten Hand faſſen, daß ſie das kleinſte Reiskorn damit ſehr nett aufnehmen, und ſie ſehr bequem nicht nur als Gabel, ſondern auch ſtatt des Löffels gebrauchen können. Sobald ein Gericht verzehrt iſt, wird die Schaale weggenommen, und eine andre an deren Stelle hingeſetzt. Das letzte Gericht wird in einem blauen porcellainenen Napfe aufgetragen, der ebenfalls mit einem Deckel verſehen iſt. Ein Bedienter bringt das Eſſen herein, ſetzt es, indem er auf die Knie niederfällt, auf den kleinen, niedrigen Tiſch, und nimmt

es auch wieder weg. Wenn mehrere zuſammen eſſen, ſo machen erſt alle einander mit einer tiefen Verbeugung ihr Compliment, ehe ſie anfangen zu eſſen. Nach jedem Gerichte trinken ſie warmen Sakki, der aus einem Theekeſſel in flache lackirte hölzerne Theeſchälchen geſchenkt wird, dabey eſſen ſie auch zwiſchen durch ein Viertel von einem hart gekochten Eye. Bisweilen bringen ſie auch wohl eine Geſundheit aus.

In Sakki und Thee beſteht alles künſtliche Getränk der Japaner. Welch eine geringe Anzahl! Wie mancherley hat dagegen nicht der Europäer! Wein und deſtillirte Liqueure trinken ſie niemals, und wenn die Holländer ihnen dergleichen anbieten, wollen ſie kaum davon koſten. Den Geſchmack des Kaffees kennen kaum einige Dolmetſcher, und Branntwein wird bey ihnen gewiß nie ein Bedürfniß werden. Auch in dieſen Rückſichten haben ſie ſich alſo von den Europäern noch nicht anſtecken laſſen. Ehe als von andern etwas anzunehmen, das für ſie wirklich von Nutzen und Bequemlichkeit ſeyn könnte, wollen ſie lieber ihre uralte Lebensweiſe in ihrer Reinigkeit beybehalten, um nicht unvermerkt auch etwas bey ſich einreiſſen zu laſſen, das ihnen mit der Zeit unnütz oder ſchädlich werden möchte.

Sakki iſt eine Art Bier, das die Japaner von Reis brauen. Es iſt ziemlich klar, und ſieht faſt wie Wein aus, hat aber einen eignen, ganz beſondern Geſchmack, der eben nicht für angenehm gelten kann. Wenn er friſch iſt, iſt er mehr weiß, wenn er aber eine Weile auf kleinen hölzernen Fäſſern gelegen hat, wird er ſehr braun. Dies Getränk iſt in allen Wirtshäuſern, wie der Wein auf allen Kellern in Europa, zu Kauf, und macht ihr Vergnügen bey Schmauſen und

Gaſtmalen und in frölichen Stunden aus. Begüterte trinken es auch wie Tiſchwein bey den gewöhnlichen Mahlzeiten. Die Japaner trinken es niemals kalt, ſondern es wird in gewöhnlichen Theekeſſeln warm gemacht, aus dieſen in Theeſchaalen oder flache Taſſen geſchenkt, und ſo ganz warm getrunken; daher werden ſie denn auch ſehr bald davon erhitzt und betrunken; der ganze Rauſch verſchwindet aber auch in einigen Minuten, und läßt gewöhnlich ſehr unangenehmes Kopfweh zurück. Die Holländer nehmen Sakki als eine Handelswaare mit nach Batavia, trinken ihn da aber aus Weingläſern vor der Mahlzeit, um den Appetit zu reizen, wozu ſie den weißen, weil deſſen Geſchmack nicht ſo wiedrig iſt, vorziehen.

Thee wird im ganzen Lande getrunken, um den Durſt zu löſchen. Daher hängt in allen Häuſern, beſonders in allen Gaſthöfen, Wirthshäuſern und Krügen, den ganzen Tag hindurch, ein Keſſel mit kochendem Waſſer und fein gemahlnen Thee übern Feuer, aus welchem der braune Decoct, wenn davon getrunken werden ſoll, herausgegoſſen, und mit kalten Waſſer aus einem andern Keſſel zu gleicher Zeit verdünnt und abgekühlt wird. Bey den Vornehmen wird den Fremden, welche Beſuch bey ihnen machen, allezeit grüner Thee eingeſchenkt; mit ſolchem werden auch die Holländer bey den Reichsräthen und andern vornehmen Beamten, denen ſie die Aufwartung machen, regalirt. Dieſer Thee iſt friſch, und dabey iſt er ganz fein gemalen. Er wird, nachdem ſiedend heißes Waſſer in die Kanne gegoſſen iſt, hinein gethan, und ſo wie bey Chocolade gebräuchlich iſt, mit einem dünnen Hölzchen umgerührt, und ſo in die Taſſe eingeſchenkt. Er muß ſogleich getrunken werden, ſonſt ſetzt ſich das

grüne Pulver, wenn ich es ſo nennen kann, auf dem Boden. Kein Vornehmer thut eine etwas weite Reiſe, ohne einen lakirten Kaſten bey ſich zu führen, der von einem Kerl getragen wird, und worin unterweges auf der Landſtraße Waſſer gekocht und kochend gehalten wird, und gemahlner Thee, Theetaſſen, und alles nöthige Zubehör beyſammen iſt.

Toback haben die Japaner in alten Zeiten nicht geraucht, ſondern ohne Zweifel ſind die Portugieſen die erſten geweſen, welche dieſen Gebrauch bey ihnen eingeführt haben. Jetzt raucht in Japan ſowohl das männliche, als das weibliche Geſchlecht. Einen andern Namen als Tobacko haben die Japaner nicht für dieſes Gewächs. Den Toback, welchen ſie rauchen, bauen ſie im Lande ſelbſt, und es iſt der gewöhnliche (Nicotiana Tabacum). Sie ſchneiden ihn ſehr fein, faſt wie ein Haar. Ihre Tobackspfeiſe iſt klein, wenig über eine Viertheilelle lang, von lackirtem Bambo, mit kupfernen Mundſtücke und kupfernen Kopfe. Dieſer iſt ſo klein, daß nur ein halber, oder oft nur ein Drittheil Fingerhutvoll hineingeht. Siehe die Kupfertafel, II. Fig. 5 a. Den Toback drehen ſie ein wenig mit den Fingern, und ſtopfen ihn ſo ein. Eine ſolche Pfeiſe iſt mit einigen wenigen Zügen ausgeraucht, worauf ſie ausgeklopft und wieder vollgeſtopft wird; und dies wiederholt man mehrmal nach einander. Den Rauch blaſen ſie nach jedem Zuge durch Naſe und Mund aus; die Vornehmen bedienen ſich beym Rauchen allezeit folgender Vorrichtung. Für jede Perſon in der Geſellſchaft wird ein längliches, anderthalb Viertelellen langes, eine Viertelelle breites und drey Finger hohes Käſtchen, das braun oder ſchwarz lakirt iſt, hingeſetzt. In dies Käſtchen werden Pfeiſen und Toback

gelegt, und drey Taſſen hineingeſetzt, die beym Rauchen folgendermaßen gebraucht werden. Die eine davon, welche gewöhnlich von dickem Porcellain, oder von lackirtem Holtze und inwendig mit Meſſing überzogen iſt, iſt mit Aſche angefüllt, worin eine brennende Kohle liegt, um die Pfeife anzuzünden; die andre dient dazu, die Tobackspfeiſe darin auszuklopfen; wenn dies geſchehen iſt, pflegen ſie ein paarmal hinein zu ſpucken, um die glimmende Aſche auszulöſchen. In die Dritte ſpuckt man während des Rauchens. Wenn man einen Beſuch bekommt, ſo iſt dieſer Apparat das erſte, das dem Fremden vorgeſetzt wird. Manchmal hat ein ſolches Käſtchen auch einen Deckel, der mit einem Bande feſt gebunden wird, und man läßt es ſich von einem Bedienten nachtragen, wenn man zu jemand geht, von dem man mit Toback bewirthet zu werden nicht erwartet. Geringe Leute tragen Pfeife und Toback gemeiniglich ſelbſt bey ſich, wenn ſie ausgehen. Die Pfeife ſteckt alsdenn in einem Futterale von ſeidnen Zeug, Fig. 5. b. und wird an der rechten Seite in den Gürtel geſteckt. Der Tobacksbeutel (auf der Kupertafel Fig. 5. c.) iſt kaum eine Hand breit, und etwas kürzer, oben mit einer Klappe verſehen, die mit einem kleinen elfenbeinernen Haken zugeſteckt wird. Dieſer Beutel wird vermittelſt einer ſeidenen Schnur und einem kleinen Knopfe von Carneol, oder Agat, am Gürtel befeſtigt, getragen. Er iſt gewöhnlich von einer eignen Art, mit ſilbernen und goldenen Blumen durchwirkten, ſeidenen Zeuges.

Zum Wägen bedient man ſich allgemein der Schnellwage, an welcher eine Wagſchaale hängt, worauf das, was gewogen werden ſoll, gelegt wird; an der Stange der Wage hängt, vermittelſt einer Schnur,

ein Gewicht, das vor und rückwärts geſchoben werden kann. Kaufleute führen dergleichen kleine Schnellwagen von Elfenbein, entweder allein oder in einem Käſtchen, bey ſich. Im erſtern Falle haben ſie ein beſonderes Futteral dazu; auf der zweyten Kupfertafel ſtellt Fig. 6. eine ſolche Schnellwage vor; a. die Wage ſelbſt, b. die Wagſchale mit den Schnüren woran ſie hängt; c. das Gewicht auf gleiche Art hängend; d. die Bänder oder Schnüre, woran man die Waage beym Wägen hält; e. das Futteral, welches ſich bequem zuſammenlegen läßt. Um ganz kleine Sachen zu wägen, bedienen ſie ſich einer beſondern Art Waage, die auf einer ſehr elaſtiſchen Feder ruhet, auch die kleinſte Veränderung des Gewichts ſehr genau anzeigt, und ungemein bequem zu gebrauchen iſt. Taf. II. Fig 7. ſtellt eine ſolche elaſtiſche Waage vor.

Zum Rechnen bedienen ſich die Japaner eines Rechenbretts, auf welchem ſie jedesmal bis zehn zählen. Die Rechenkugeln, oder Steine, werden auf Eiſendrath hin und her geſchoben, und bezeichnen die Einer und die Zehner. Die Kaufleute pflegen ein ſolches Rechenbrett, in dem (Seite 47) beſchriebenen Käſtchen mit Schreibgeräthſchaften und Wage, bey ſich zu führen.

Auſſer dem was ich an ſeinem Orte, in einem eignen Abſchnitte, von den japaniſchen Münzen geſagt habe, iſt noch folgendes davon zu merken.

Ueberhaupt ſind die japaniſchen Münzen einfach, ſchlecht und recht, geprägt. Die wenigſten haben einen erhobenen Rand, oder etwas von den Verzierungen europäiſcher Münzen. Auch haben die meiſten keinen genau beſtimmten Werth. Aus dieſer Urſach

werden ſie faſt allezeit von den Kaufleuten gewogen, welche alsdenn auch ihr Zeichen darauf ſetzen, um anzudeuten, daß das Stück vollwichtig, vollgültig und unverfälſcht iſt.

Die größte goldne Münze im ganzen Lande heißt Obang. Sie iſt eher für eine Schaumünze, als für Geld zu achten. Im Handel und Wandel iſt ſie nicht üblich, man findet ſie auch ſelten bey Kaufleuten oder andren Privatperſonen. Sie beſteht aus einem länglich runden flachen und dünnen Goldſtück, das nicht dicker als ungefähr ein Pfennig iſt. Auf der einen Seite iſt ſie mit feinen abgebrochenen Queerſtrichen, und mit vier Stempeln an den vier Seiten, bezeichnet: jeder Stempel ſtellt das Wappen des Dairi vor. Auf die andre Seite, welche glatt iſt, werden im Namen desjenigen Provinzialfürſten, welcher ſie ſchlagen laſſen, verſchiedne große ſchwarze Buchſtaben geſchrieben, die beynahe oben in der Mitte anfangen, und unterwärts fortgehen. Dieſe Inſchrift verſichert den Beſitzer von ihrer Richtigkeit, und muß daher, ſobald ſie verwiſcht iſt, durch den Secretair des Fürſten der Provinz erneuert werden, wofür ein Itjib bezahlt wird. Eine ſolche goldene Münze gilt zehn alte Kobang. Es ſind faſt nur die Fürſten und Staatsräthe, welche dergleichen beſitzen und ausgeben. Sie pflegen damit ein Geſchenk zu machen, wenn ſie andre ſchickliche Geſchenke nicht bey der Hand haben. Sie ſtellen alsdenn ein Ehrengeſchenk vor, weil dieſe Herren es ihrer Würde nicht gemäß halten, gewöhnliche Kobang, wenn gleich vom nämlichen Werth, zu ſchenken.

Ich habe am angeführten Orte bemerkt, daß auf einigen von den ſilbernen Münzen, welche Kodama heißen, das Bild des Gottes des Reichthums

zu ſehen ſey. Dieſer Gott heißt Daikokf, und wird auf zwey Reistonnen ſitzend, mit einem Hammer in der rechten Hand, und einem Sacke zur linken Seite, vorgeſtellt. Die Japaner ſchreiben ihm die Macht zu, allenthalben, wohin er mit ſeinen Hammer ſchlägt, alles, was ihm gut dünkt, Reis, Eßwaaren, Kleidungsſtücke, Geld, und ſo weiter herausholen zu können.

Ich habe dort auch des Aufreihens der eiſernen und kupfernen Seni auf Schnüre, erwähnt. Gewöhnlich zieht man deren ſechs und neunzig, bisweilen auch wohl hundert auf eine Schnur. Im letztern Falle heißt eine ſolche Schnur Kwurokkuſjakf, und beträgt an Werth 1 Mas 5 Konderyn, im erſtern Falle heißt ſie Metatsjakf. Selten ſind in einer Schnur alle von einer Art, ſondern gewöhnlich von zwey, drey, oder mehr Sorten durcheinander. Alsdenn werden die großen Seni zuerſt an das eine Ende, und die kleinern hernach an das andere gereihet. Die Anzahl der Seni wird deſto kleiner, je ſtärker die Anzahl der groſſen iſt, weil dieſe mehr als jene gelten. Dergleichen Schnüre oder Bündel von Pfennigen, liegen oft in den Krambuden, ſowohl in den Städten, als auf dem Lande, zum Dienſte der Reiſenden fertig, welche dadurch in Geſchwindigkeit Scheidemünze einwechſeln können, ohne auf das Zählen Zeit wenden zu dürfen.

Zu Nangaſacki gebraucht man im Handel und Wandel auch chineſiſche Pfennige, welche ſich durch ihre gelbe Farbe und durch die chineſiſchen Buchſtaben unterſcheiden, übrigens aber in allen Stücken den japaniſchen gleichen.

Bey dieſer Gelegenheit will ich einige ſehr alte, ehemals im Gange geweſene, japaniſche Münzen be-

ſchreiben, die einer meiner Freunde unter den Dolmetſchern, Namens Koſack, die Gefälligkeit gehabt hatte, für mich zu ſammeln, und mir als eine große Rarität ſchenkte. Es ſind alles Seni von rothem Kupfer, an Größe und Dicke den andern gleich, auch eben ſo in der Mitte mit einem viereckten Loche verſehen, aber mit andern Buchſtaben bezeichnet. Einer davon ſoll 1135 Jahr alt, und der Urſprung des in Japan gebräuchlichen Längenmaaßes ſeyn, indem der Durchmeſſer eines ſolchen Pfennigs genau einen hieſigen Zoll beträgt, auf der Rückſeite hat er gar keine Inſchrift. Ein andrer iſt, der Angabe nach 758, der dritte 748, der vierte 718, der fünfte 651 und der ſiebende 596 Jahr alt. Alle dieſe haben auch eine ganz leere Rückſeite. Dem ſiebenten ſchreibt mein Dolmetſcher ein Alter von 566 Jahren zu; auf der umgekehrten Seite ſind zwey Charactere zu ſehen. Das angegebene Alter, iſt nach dem Jahr 1776 angeſetzt, in welchem ich ſie, jeden mit einem Zettel, worauf ſein Alter bemerkt war, und beſonders in Papier gewickelt, bekam.

Die Petſchafte der Japaner ſind von Horn, und zwar oft ſehr ſauber und fein gearbeitet. Sie drücken es aber nicht in Lack oder Oblaten, ſondern bedienen ſich einer Schwärze dazu. Dieſe wird von geſtoßenen, und mit Tuſche durcheinander gemiſchten Saamen des Wunderbaums (Ricinus) gemacht. Das auf dieſe Art verfertigte Pulver, wird in eine Doſe gelegt, worüber ein ſeidnes Tuch gedeckt wird, das mit Oel beſtrichen iſt, damit das darunter liegende Pulver davon befeuchtet werde. Wenn die Japaner nun das Pettſchaft gebrauchen wollen um etwas zu unterſiegeln ſo drücken ſie es erſt in dieſe Doſe, und hernach aufs Papier. Dies Pulver vertritt alſo die Stelle der

Buchdruckerſchwärze. Das ſeidne Tuch muß, ſo oft die Schwärze trocken wird, von neuem mit Oel angefeuchtet werden.

Das Oel, welches die Leute in Japan gewöhnlich in den Lampen brennen, iſt Rübſaamenoel.

Die Matten, womit durchgängig die Fußboden der Zimmer bedeckt ſind, werden meiſtens in den innern Provinzen des Reichs, aber nicht in allen von gleicher Güte verfertigt. Die beſten werden von der Art Binſen, welche wir Flatterſimſen (Juncus Effuſus) nennen, gemacht, ganz dicht und ſehr ſauber geflochten, und hernach auf der obern Seite mit Reisſtroh, zwey bis drey Finger dick gefuttert oder gefüllt. Damit die Matten nicht gelb, ſondern weislich ausſehen mögen, werden die Binſen nicht ſelten vorher an die Sonne gelegt und gebleicht.

Von der Kleidertracht und dem übrigen Anzuge und Putze der Japaner habe ich in einem eignen Abſchnitte des erſten Theils dieſes zweyten Bandes das Nöthige geſagt. Da ich aber die dahin gehörigen Abbildungen erſt dieſem zweyten Theile habe beyfügen können, ſo will ich hier die Nachweiſung auf dieſelben einſchalten. Zu Seite 176, (imgleichen 183, 184), gehört die vierte Figur der erſten Kupfertafel, wo eine japaniſche Dame in ihrem gewöhnlichen Anzuge und Putze vorgeſtellt iſt. Auf der dritten Kupfertafel zeigt die achte Figur die Schuh oder Pantoffeln von Stroh, wie die Japaner ſie gewöhnlich, und die neunte Figur, wie ſie auf Reiſen ſie tragen.

Seite 177, habe ich einer Arzeneydoſe erwähnt, welche die Japaniſchen Aertzte nebſt andern Sache nim Gürtel bey ſich zu tragen pflegen. Sie iſt in mehrere über einan-

der ſtehende Fächer, oder kleine Laden oder Schachteln, abgetheilt; zu beyden Seiten geht eine Schnur durch, wodurch dieſelben zuſammen gehalten werden; an dieſer ſitzt oben eine Kugel oder großer Knopf, womit die Doſe am Gürtel befeſtigt wird. Die zehnte Figur ſtellt eine ſolche Medicinſchachtel vor; a. die Schachtel ſelbſt, b. die Schnur, c. der Knopf.

Ein Japaniſches Scheer- oder Raſiermeſſer, nebſt dazu gehörigem Futteral, iſt Figur 11 abgebildet. a. iſt das Meſſer, b. das Futteral zu zwey Scheermeſſern.

Um die Zähne und Ohren zu reinigen, welches ſie ſehr fleißig thun, haben ſie allerhand Inſtrumente und Geräthſchaften, die ſie in einem Etui bey ſich zu tragen pflegen. Auf der vierten Tafel iſt Figur 12 eine Zahnbürſte, die aus weichem Holze gemacht iſt; Fig. 13 a. a. a. a a. a. a. die ſämmtlichen Inſtrumente zum Reinmachen der Ohren und Zähne; b. b. das Etui, welches von Horn zu ſeyn pflegt, c. die Schnur, womit es am Gürtel befeſtigt wird, d. Zierrathen von Seide, welche daran befindlich ſind.

Die ſtrohernen Schuh, welche man hier zu Lande den Pferden anzieht, anſtatt ſie zu beſchlagen, habe ich im 1ſten Theile dieſes zweyten Bandes, Seite 210. beſchrieben, Fig. 14. iſt eine Abbildung davon.

Eheſcheidungen fallen in Japan bisweilen vor, doch geſchieht dies nicht häufig.

Je mehr Töchter jemand hat, und je ſchöner dieſe ſind, für deſto reicher hält er ſich; denn der Freyer muß dem Schwiegervater Geſchenke geben, ehe er ſeine Tochter zur Braut bekommt.

Obgleich die Unzucht ein allgemein herrſchendes Laſter iſt, ſo wird doch auch die Keuſchheit bey Ver-

ehlichten und Unverehlichten, vom weiblichen Geſchlechte oft ſo heilig gehalten, daß ſolche die zu Fall gekommen waren, ſich manchmal ſelbſt das Leben nehmen.

Es giebt Männer, die ſich Maitreſſen zulegen; dieſe letztern werden wie Mägde im Hauſe gehalten, und die mit ihnen gezeugten Kinder können nicht vom Vater erben.

Was den Character der Japaner betrifft, ſo iſt es zwar gewiß, daß ſie im Allgemeinen ernſthaft ſind, und Hang zum Vergnügen kein herrſchender Zug in ihrer Gemüthsart iſt; Doch wird man aus allem was bisher von ihnen geſagt worden iſt, geſehen haben, daß es ihnen deshalb an Vergnügungen, Zeitvertreiben und Luſtbarkeiten keinesweges gänzlich fehlt.

Siebenter Abſchnitt.

Von der Japaniſchen Sprache *).

In keiner Sprache werden wohl die Buchſtaben, ſowohl im Schreiben als Sprechen, mehr mit einander verwechſelt, als in dieſer. Auſſer R und L, und H und F, womit es vorzüglich oft geſchieht, findet dies auch in Anſehung andrer Buchſtaben Statt. Auſſer den im erſten Theile hievon vorgekommen Beyſpielen, will ich hier noch folgende anführen:

*) Im achten Abſchnitte des erſten Theils, kommen auſſer dem kleinen Japaniſchen Wörterbuche nur einige wenige Bemerkungen über die Japaniſche Sprache vor. Die übrigen, und bey weitem mehreren und wichtigeren hat der Verfaſſer in die Abhandlungen der Societät der Wiſſenſchaften zu Upſala, fünfter Theil, Seite 257. einrücken laſſen, aus welchen ſie hier mitgetheilt werden. A. d. Ueb.

R und L:	Farru;	fallu.
	Salu;	ſaru.
H und F:	Hamma;	famma.
	Fanna;	hanna.
	Faguru;	haguru.
	Faſjimaru;	haſjimaru.
	Fakama;	hakama.
B und K:	Toriagibaba;	toriagikaka.
B und M:	Fitomoſi;	fitoboſi.
K und G:	Kuruma;	guruma.
F und B:	Fas;	bas.
P und F:	Nipon;	nifon.
K und F:	Furogi;	kurogi.
	K'rombo;	f'rombo.
D und T:	Metori;	mendori.

Manche Wörter werden auf gleiche Art ausgeſprochen, haben aber nicht nur eine verſchiedene, zum Theil mit der andern gar nicht verwandte, Bedeutung, ſondern werden auch mit verſchiedenen Buchſtaben geſchrieben. Z. E.

Fas, Rand; hölzerner Stift der ſtatt der Gabel gebraucht wird; Brücke; acht.
Ssugi, oben, über; Wacholderbeer.
Fanna, Blumen; Ecke; Naſe.
Kawa, Rinde; Bach; Haut.
Tji, Erde; Blut; Milch; Weiberbruſt; inwendig.
Tamma, Tropfen; Bündel; Kugel.

In der Mitte der Wörter werden die Vocale oft nicht ausgeſprochen; als:

Abura,	Lies:	abra.
Kokora,	—	kokra.
Fukai,	—	f'kai.
Fukaka,	—	f'kaka.

Am Ende der Wörter werden die Vocale I und U gewöhnlich gar nicht oder doch ſehr wenig gehört. Z. E.

Semeku, wird ſemekf geleſen.
Toru, — torr' ——

Sjaku,	wird	ſjakv	geleſen.
Sori,	—	ſorr'	— —
Abramuſſi,	—	abramuſs'	— —

Die Infinitive der Verben, endigen ſich gewöhnlich auf U oder Uru, als:

Suru, thun, machen.	Nituru, ſchlafen.
Okuru, anbieten.	Atſuru, muthmaßen.
Jaſuru, verbinden.	Naguru, liegen.
Siku, zwingen.	Akinewu, Handel treiben.
Saſiſu, aufwecken.	Naku, weinen.
Anſuru, erwegen.	Nomikomu, verſchlucken.
Iſamu, verderben.	Aſſjiwaru, peitſchen.

Aber das U am Ende des Infinitivs wird ſelten, und nur wenig gehört; z. B.

Jedoru,	wird	jedor'	ausgeſprochen.
Maku,	—	makv	— —
Kuſagu,	—	kusag'	— —
Tſumuru,	—	tſumur	— —
Waku,	—	wakv	— —
Kakaru,	—	kakar'	— —
Samkeſuku,	—	ſamkeſukf	— —
Furu,	—	fur'	— —
Noſomu,	—	noſom'	— —
Nawaſſu,	—	nawass'	— —
Tobu,	—	tob'	— —

Sehr viele Verba werden durch Zuſammenſetzung des die Sache anzeigenden Subſtantivs oder Adjectivs und des Verbums Suru, machen, thun, formirt, als:

Ogamu ſuru, beten.	Song ſuru, verlieren.
To do kuru, anzeigen.	Sorin ſuru, begraben.
Sjakv torr, meſſen.	Umakutji ſuru, küſſen, eigentlich: einen ſüſſen Mund geben*).
Ni ſuru, nachahmen.	

*) Aus der von mir mitgetheilten Probe eines Japaniſchen Wörterbuchs, in welchem viele der in dieſen componirten Zeitwörtern vorkommenden Subſtantive und Adjective ſtehen, wird man ſich die Formirung der meiſten von den übrigen Zeitwörtern erklären können.

Fuſi ſuru, flicken, von Fuſe, ein Lappen.
Simegi ſuru, leimen.
Iki tſukv, Athem holen.
Karuku ſuru, erleichtern.
Mitſuki ſuru, pumpen.
Tjuſin ſuru, erzählen, berichten.
Fento ſuru, antworten.
Siwo ſuru, ſpringen.
Soſun ſuru, ankleiden.
Kimono tjaks ſuru, abkühlen.
Sanſo ſuru, zählen, rechnen.
Siras ſuru, Sanſo ſuru, } anzeigen, zu erkennen geben, angeben.
Kaſu juru, erzählen, berichten
Motji ſuru, gebrauchen.
Fato ſuru, verbieten.
Rinkin ſuru, vergolden.
Skono ſuru, vermindern.
Iwo tſuru, fiſchen.
Jaſuri ſuru, feilen.
Jantſuri ſuru, wandern.
Iſo ſuru, maskiren.
Konne ſuru, heirathen.
Sakai ſuru, angränzen, verwandt ſeyn.
Kaſe ſuru, helfen.
Kwuſske ſuru, kämmen.
Fiſatat ſuru, knieen.
Keſo ſuru, ſchminken.
Rui ſuru, unterſcheiden.
Subakki hakv, ſaliviren.
Tjan nuru, antheeren, verpichen.
Atſuſuru, heizen, wärmen.
Kake ſuru, verlangen.
Matſigatoru, abſondern.
Tſuben ſuru, erklären.
Sudat ſuru, vermehren.
Kabi ſuru, ſchimmeln.

Das Perfectum endigt ſich auf Ta. So lautet z. E.

von Damaſſu, betrügen, das Perfectum damaſta.
\- Jumeniru, träumen, — — — jumenita.
\- Motji juru, gebrauchen, — — — motji ita.
\- Waſſuru, vergeſſen, — — — waſſureta.
\- Song ſuru, verlieren, — — — ſong ſita.
\- Makuru, verlieren, — — — maketa.
\- Jakſaku, verſprechen, — — — jakſo ſita.
\- Kakuru, blaß werden, — — — kono fanna, wakareta, die Blume iſt verbleicht.

Die Participien und andere von den Verben abgeleitete Adjective endigen ſich ebenfalls auf Ta. So kommt z. B. her.

von Farruru, ſchwellen, farreta, geſchwollen, ſchwülſtig.
\- Kemura ſuru, räuchern, kemota, geräuchert.
\- Jaburu, zerbrechen, jabureta, zerbrochen.
\- Kiru, abſchneiden, kitta, abgeſchnitten.

von Watſuru, anſtecken,	watſuta, angeſteckt.
- Aſiſuru, ſchwitzen,	aſiſta, ſchwitzig.
- Kokorobiru, ſpalten,	kokorobita, geſpalten.
- Kaſojuru, zählen,	kaſojuta, gezählt.
- Stomuru, verdienen,	ſtometa, verdient.
- Kavatu, - Tjiagan, } verändern,	kawata, tjigota } verändert.
- Midſkuru, finden,	mitskita, gefunden.
- Motji juru, gebrauchen,	motji ita, gebraucht.
- Kakuru, blaß werden,	wakareta, blaß, bleich.
- Oſururu, erſchrecken,	oſurutſka, erſchrocken.
- Sinnoru, ſterben,	ſinda, todt.
- Kaſe fukv, abkühlen,	kaſe finta, abgekühlt.
- Kiru, zerſchneiden,	kitta, zerſchnitten.
- Jaſſu, mager werden,	jaſſita, mager.
- Sckok ſuru, ankleiden,	ſukukſſa, gekleidet.

Viele Subſtantive und Adjective werden durch Zuſammenſetzung des Verbum mit den Wörtern, Mono, Menſch, Ding, Sache oder Koto, Sache, Ding, formirt, als:

Atſuraje mono, eine bedungene Sache oder Waare.

Oganu ſuro mono, Anbeter, Bittender.

Fodo kuro mono, Ankläger.

Saſiſu mono, einer der zwingt oder treibt.

Itami mono, Jamai mono, } krank.

Noſumi mono, geſtohlne Sachen.

Damas koto, Betrug.

Jaki kui mono, angebranntes Eſſen.

Makie mono, lackirte Sachen.

Hanna koto, dauerhaft.

Iro mono, eitel, kokett.

kuru mono je, Spinneweben.

Ire mono, Doſe, Schachtel.

Wenn zwey Subſtantive zuſammen ſtehen, ſo wird der Genitiv vorgeſetzt und der Nominativ vermittelſt des Verbindungswörtchens No damit verbunden; auf gleiche Art entſtehen auch zuſammengeſetzte Subſtantiven, z. E.

Oni aſſami, Teufelsdiſtel.

Tori no ſu, Vogelneſt.

Tori no ſajoru, Geſang der Vögel.

Us no ni ku, Rindfleiſch.
Kwuno no je, Spinnewebe.
Kuſira no kawa, Wallfiſchfett, Thran.
Memi no itami, Ohrenſchmerz.
Tori no kabitu, Hahnenkamm, Federbuſch.
Su*o no firu, Ebbe.
Fiſa no ſarra, Knie.
Jakima no ninjo, porcellainene Figur.
Mugi no ka, Weizenmehl.
Hanna no mis, Roſenwaſſer.
Mis no karakuri, Quellwaſſer.
Us no ko, Kalb.
Kuſera no fung, Ambra.
Iki no ſemekv, kurzer Athem.
Fari no miſimo, Nadelöhr.
Tori motji wanna, Vogelleim.
Te no goi, Handtuch, Schnupftuch.
Te no ki, Handſchuh.
Ken no ki, kleine Bartzange.
Tamago no karra, Eyerſchale.
Me no tamma, Augapfel.
Onago no titi, Milchweiß.
Tippo no tammu, Flintenkugel.
Sitſugets no joko, Sonnenſtrahl.
Sanſi no ito, Violinſeite.
Naka no warka, ſchlechter Freund.
Naka no jukka, von gutem Herzen.
Meganne no je, Brillenfutteral.
Kugi no ki, Kneipzange.
Ki no kawa, Seil, Strick.
Naka no jaka, guter Freund.
Kuſira no fige, Fiſchbein.

Die Pronomina ſind folgende:

Watakvs, ich.
Omai, du.
Ano fito, er, ſie (elle)
Ore, mir.
Watsks domo, meme, wir.
Omagaita, ihr (vous)
Ano fitats, ano fito tatj, ſie (eux, elles)
Miſkara, ſibong, ich ſelbſt.
Onaſikv, onaskoto, er ſelbſt, derſelbe.
Kore, dieſer, dieſe.
Kore wa, jener.
Dare, wer.
Dare ga somotska, weſſen Buch.
Koriwa nannika, was iſt.
Fito, jemand.
Foka, bets, ein andrer.
Stotſo ſutſu, ein jeder.
Dare monai, niemand, keiner.
Wataks fito no, mein.
Ano fito no, ſein.
Ano fito tatſa, ihr.
Sokomotto, hannata, euer.
Kannajamma, meine (mes)
(Okatſa, Niobo, Frau.)
Wataks niobo, meine Frau.
Omai no okatſan, deine Frau.
Ano fito no fotjo, } ſein Meſſer.
Ano fito no haka, }

Hiebey iſt zu merken, daß für Du und Ihr ganz verſchiedene Wörter gebraucht werden, je nachdem der, mit welchem man ſpricht, vornehmen oder geringeren Standes iſt.

Omai, gebraucht man gegen ſeines Gleichen und Freunde.
Wari, gegen Geringere.
Neus, gegen viel Geringere.
Niquiats, gegen die Allergeringſten.
Kojats, lautet höchſt unhöflich.
Samma, gebraucht man gegen Vornehmere und Höhere, und es thut ungefehr dieſelben Dienſte, als das europäiſche Herr.
Hannata, auch gegen Vornehmere, und die, welche man ehren will.
Sokomotto, wird in der einfachen, Omaigata, in der mehreren Zahl, gebraucht.

Eben dies gilt von Er und Sie. Ano fito gebraucht man gewöhnlich; Ano wari aber nur von Geringern.

Auch mit dem Worte Geben, iſt es eben ſo; in gewiſſen Fällen ſagt man fureru, in andern jaru; wenn man: Gieb, ſagen will, ſagt man gewöhnlich oſe tſuke jare und jarre; höflicher und ehrerbietiger aber iſt Kuda ſare.

Beyſpiele von Adverbien, Präpoſitionen, und dergleichen ſind:

Daibung, oka, kaikoto, takſan, viel.
Juki, huſumi, miſomi, mehr.
Skunai, weniger.
Subong, genug.
Jokeinni, völlig genug.
Amali, zu viel.
Amali okina, zu groß.
Amali komaka, zu klein.
Kokoro joſi, jukka, wol, gut.
Aſi no jukka, es ſchmeckt gut.
Warika, warikoto, übel, ſchlim̃.
Suguren, ſchlimmer.
Karuku, karuka, leicht.
Sewaſſine, kaum.
Ine, inne, jaija, nein.
Naka, i, ine, jaija, nicht.
Wataks, nichts.
Nanni mo naka, gar nichts.
Hai, ai, hei, ja.
Do, wie.
Ka, betreffend.
Ka no koto, die Sache betreffend.
Sotai, allzuſammen.
Sugureta, ausgenommen.
Damare, tomagi, ruhig ſtill.
Ojoſo, okata, ungefehr.
Onaſiku, atſume, atſumuru, zugleich.

Hamma, der Länge nach.
Tji, naka, utſi, inwendig.
Oki, auswendig.
Maſſugumi, gerades Weges.
Oka, von fern, entfernt.
Oka, toka, toi, ſo viel fehlt, daß.
Motoni, nahe.
Metoni, tongari, am nächſten.
Doku, wo.
Koko, hier.
Koro kara Nagaſaki mode, von hier nach — bis — Nangaſacki.
Miteraji ini, nach Miteraji.
Fiſeni Saſte, ſiquiſeni, von Fiſen nach Siquiſen.
Aſſoko, da.
Sote, allenthalben.
Dokke, nirgend.
Umi wattam, zur See, zu Waſſer.
Kenſio ni, in der Nachbarſchaft.
Matta, wiederum.
Matta kui, komm wieder.
Sitta, ſimmo, unter, unten, unterwärts.
Sta, am unterſten.
Sugi, owe, über, oben, oberwärts.
Ni, nach.
Uſiro, ura, hinter.
Moije, vor.
Mukav, gegen.
Motoni, bey.
Touru, durch.
Made, zu.
No, von.
Tota, außer.
Awai, unter (entre)
Deru, aus.
Mawari, um.
So, ko, korriganni, wenn.
Naſe, nasjeni, deswegen.
Naſſi, naſſii narewa, weil denn.
Matta, awa, oder.
No, und.
Faredomo, arwatenkaſa, aber.

Die japaniſchen Zahlwörter lauten alſo:

1 Fitots, its.
2 Fitats, ni.
3 Mits, ſan.
4 Jots, ſi.
5 Ituts, go.
6 Mots, rok.
7 Nanats, ſits
8 Jaats, guat, fats.
9 Kokonots, kju, kwu.
10 Towo, ſju.
11 Sjuits.
12 Sjuni.
13 Sjuſan.
14 Sjuſi
15 Sjugo.
16 Sjurok.
17 Sjuſits.
18 Sjuſats.
19 Sjuhju.
20 Niſju.
21 Niſjuits.
25 Niſjugo.
30 Sanſju
40 Siſju.
50 Goſju.
60 Rokſju.
70 Sitſiſju.
80 Guatsſju, fatſiſju.

90 Kuſju.
100 Fjak, fjakv.
1000 Ikwang, ſen.

Fan, fang, fambang, halb.
Hanbong, die Hälfte.
Stoots ſang, anderthalb.
Sigaitji, ein Viertheil.
Kire, ein Theil.
Fito, fire, ein kleines Stück.
Sui, Paar, gerade (Zahl).
Itſin, Ein Paar.
Tjo, tjoſan, paarweiſe.
Fang, ungerade (Zahl).
Tjoka fanka, gerade und ungerade.
Rioſo, beyde.

10000 Mang.
100000 Ogv.

Sakki itjo, eine Schaale Schakki.
Roſoks itjo, ein Licht.
Ippio, ein Sack Zucker; niſio, zwey Säcke Zucker; Sanpio, drey; ſiſio, vier und ſo weiter; eins ums andre pio und ſio mit dem Zahlworte.
Ikwang me, tauſend Maas oder hundert Thail.
Haſime, zuerſt.
Softe kara, zuerſt dies, hernach jenes.

Zu Bezeichnung der Zeit, dienen unter andern folgende Wörter.

Konjits, koniſi, kjo, heute.
Keſa, heute Morgen.
Sugita, ſenjets, ſakkuſits, kinno, geſtern.
Ototoi, iſakuſits, vorgeſtern.
Mionits, aſta, aſs, morgen.
Oſa, des Morgens.
Firu, Mittag.
Firu mai, Vormittags.
Firu ſugi, Nachmittags.
Jur, joſerri, des Abends.
Konja, Kombang, heute Abends.
Jaſin, geſtern Abends.
Jonaka, Mitternacht.
Kara, ſeit, ſeitdem.
Kinno kara, ſeit geſtern.
Toſo, ſjoni, immer.
Tabitabi, ſeſſets, oft.
Itjido. einmal.
Tſuine, niemals.
Mada, noch.

Madanai, noch nicht.
Aida, jone, tokitotſera, aritukiwa, bisweilen.
Tamma tamma, ſelten.
Keto, itoke, neulich.
Itſu, wenn.
Otſki, allmählich.
Hajaks, fajakv, faiſo, geſchwinde.
Imma, oſitſuki, atſke, otſka, ſogleich.
Soſteka, ſoſtekara, ſobald.
Oſuka, ſpät.
Jube jori oſonatto, ſpäter.
Oſonatta, es iſt ſpät.
Nandoki, wie ſpät iſts?
Senkjo, zuletzt.
Hojai, haje, fajaku, früh.
Fito toki, eine Stunde.
Fita toki, zwey Stunden.

Nan doki go, zu welcher Stunde.
Kokonots toke, um zwölf Uhr.
Guats, gets, tſuka, Monat.
Kongits, in dieſem Monathe.
Reigits, im künftigen Monathe.
Kono tſi taſſini, den erſten dieſes Monats.
Nanka no utſini, in ſieben Tagen.
Kjanin, vor einem Jahre.
Miaganin, vor zwey Jahren.

Die Farben werden auf folgende Art benannt:

Siro, weiß.
Furo, kuro, ſchwarz.
Ki, gelb.
Akai, roth.
Tja iro braun (wörtlich) Theefarbe.
Awo, awokel, fanna iro, blau.
Fai iro, neſumiro, grau, greis.
Majogi, ao, grün.
Mojogi, friſch grün.
Muruſakki, Purpurfarben.

Verſchiedne Sachen, welche die Japaner erſt durch Fremde bekommen oder kennen gelernt haben, werden mit holländiſchen oder portugieſiſchen Namen benannt:

Tabaco, Toback.
Portugal abra, Baumöl.
Bir, Bier
Unicorn, Einhorn.
Boter, Butter.
Karta, Karte.
Lancetta, Lancette.
Pang, Brodt.
Savon, Seife.
Flaſco. Flaſche.
Diamant, Demant.
Saffran, Safran.
Baſo, Schüſſel.
Ducaton, Dukat.
Gans, Gans
Kakami biduro, .Spiegelglas.
Raſſia, oraſſia, Raſch, Tuch
Aderlaten, Aderlaſſen.
Skerbekken, Barbierbecken.
Fork, Gabel.
Kananor iſi, Blutſtein, weil die Portugieſen ihn zuerſt aus Kananore in Oſtindien hieher brachten.)
Tabacco ore, Tobacksdoſe.
Tinta, ſpaniſcher Wein.
Boter no kas, Käſe.
Kapitein, Capitain.
Krokodil, Krokodil.
Pokk, veneriſche Krankheit.
Fige ſavon, Barbierſeife.
Banco, Bank.
Faka, Meſſer.
Biduro, Spiegel.
Kopp, Taſſe, Schaale.
Theriak, Theriak.
Vein, Wein.

Hier folgen noch einige Exempel von Conjugation, Conſtruction und Gebrauch der Verben, und von Formirung ganzer Sätze.

Jarre, jaru, gieb.
Wataks jaru, ich gebe.
Wataks jatta, kawaſta, ich habe gegeben.
Wataks mionitji jarrimarru, ich gab geſtern.
Wataks jarritai, ſkavaſtai, ich will geben.
Anofito kakarimas, er ſchreibt.
Anofito no kakarimaſta, er hat geſchrieben.
Watakuſidomo kakimaſſita, wir haben geſchrieben.
Anofito kakarimaſſu, er wird ſchreiben.
Watakuſidomo kakimaſſu, wir werden ſchreiben.
Anofitotats kakarimaſſuru, ſie werden ſchreiben.
Ano fito ſuko ode guſerimas kakokoto, er will ſchreiben.
Ano fito hollanda moiſi kakarimas, er ſchreibt holländiſch.
Ano fitotats jomarimaſs, ſie leſen.
Ano fitotats ſomats jomarinaſſita, ſie haben das Buch durchgeleſen.
Ano fitotats ima jomarimaſſuru, ſie werden bald leſen.
Ano fitotats jokomoto ſkarimaſſing, ſie werden nicht leſen.
Wataks taſen guſerrimaſs, ich befinde mich wohl.
Omai ſokſai ni guſerrimas, befindeſt du dich wohl?
Anoſto gokigin jo guſerrimas, er befindet ſich wohl.
Anofto ſokſai ni guſerrimas, ſie befindet ſich wohl.
Gokigin jo guſerrimaſka, wie befindeſt du dich.
Jo guſerrimaſſur, wohl.
Mada ſagaſſu guſerrimaſka, befindet er ſich wohl.
Anofto okatſan jo ſerrimas, ſeine Frau befindet ſich wohl.
Kindſo ſamma konits ikagawa watarinaſſuru? wie befindet Herr Kindſo ſich heut?
Sibon goſoſo noſerrimaſſe, ich wünſche dir gutes Befinden.
Itami, Krankheit.
Watakvſi itami maſſita, ich bin krank.
Kinno owa omai iwa itamiwa naſſerrimaſſinka, biſt du geſtern krank geweſen?
Omai no itami de guſerrimaſka, was für eine Krankheit haſt du?
Watakvs jakſſo itaſta ſita, ich habe es verſprochen.
Kono fanna wakareta, die Blume iſt verbleicht.
Wataks nanni itaſimaſurka, was ſoll ich thun.
Omai juwa konits nanni naſerrimoſs, was thuſt du heute.
Omai je nenaſerrimaſſita, ſchläfſt du nicht?
Wataks nejemaſſin, ich kann nicht ſchlafen.
Omai fimoſuwa guſerrimaſſinka, biſt du hungrig?
Wataks tatemaſſu, ich will eſſen.

Ima kara dora toſa guſerrika, wie weit ſind wir gereiſet?

Miteraji ini, bis Miterai.

Tonin wa okai iri naſerrimaſ ka, wirſt du in dieſem Jahre wegreiſen?

Me onin mo oidinaſerrimaſka, wirſt du im folgenden Jahr zurückkommen?

Naſſini oſoki vidinaſerrimakaſta, warum biſt du ſpät zurückgekommen?

Kokini itſu ootſki naſerrimaſtaka, wenn biſt du hieher gekommen?

Jahſin, geſtern Abends.

Oſakka its olaſſi naſerrimaſtaka? wenn biſt du von Oſakki abgereiſet?

Kono tſi taſſini, den erſten dieſes Monats.

Fajo gotjakf naſerrimaſta, du biſt geſchwind hieher gekommen.

Nanka no utſini, in ſieben Tagen.

Na nimo fuſiu na koto wagurrimaſſinka, haſt du kein Unglück gehabt?

Inne, nein.

Koki nanni ſini oide naſerrimaſta? was haſt du hier zu thun.

Kuni wo mini kimaſta, ich will mich im Lande umſehen.

Nagaſaki wa do guſerrimaſka, was ſagſt du von Nangaſakki?

Kekkono tokoro deguſerrimaſſur, es iſt ein angenehmer Ort.

Anata wa kokoni fiſaſſu torina ſerrimaſſinka, wirſt du einige Zeit hier bleiben?

Lai gits made torio itaſſimasju, bis zum künftigen Monat werde ich hier bleiben.

Soſte kara doki dide naſerrimaſſurka, wohin wirſt du alsdann reiſen?

Fiſeni ſaſſe Siguiſeni, nach Fiſen, und von da nach Siguiſen.

Nando ki guſerrica, was iſt die Uhr.

Kokonots toke, zwölf.

Kaſe wa jukka, es iſt günſtiger Wind.

Jets matta haſſemka, wenn wollen wir wieder abſegeln?

Fir ſugi ni, ſivo no jonerri ſidaini, nach Mittag, wenn die Fluth wiederkommt.

Mis ſuga kitſo ſuro ka, dies Waſſer iſt ganz ſchwarz.

Kokawa ſundo fukai, hier iſt das Waſſer tief.

Watakuſi imo ſo omoinaſs, das glaube ich wohl.

Omai je aſſoko nanni naſerrimaſur, was haſt du da?

Wataks aſſoko kanni no guſerrimas, ich habe da Geld.

Omai gin guſerrimaſuru, du haſt Silbergeld.

Wataks nanni guſerrimas, was habe ich?

Nanni mo naka, gar nichts.

Nanni no ono ſami degoſerrimaska, was willſt du haben?

Kadeſki, no guſerrimas, ich

danke dir, ich will nichts haben.

Nanni na ire naſerretaka, was haſt du dort.

Wataks kawannu, ich kaufe nichts.

Anofto Kawarrimaſta, er kauft.

Omai nanni kainaſerru, was willſt du kaufen?

Watats domo nanni kaimaſſu, was wollen wir kaufen?

Omaigata nanni kainaſata, was haben ſie gekauft?

Makiemono wa takai, lakirte Sachen ſind theuer.

Toko ogodatta, ſie ſind theurer geweſen.

Wataks faraimaſs, ich bezahle.

Anofto faraimaſta, er bezahlt.

Wataks niobo faraimaſta, meine Frau bezahlt.

Omai no okatſan faraimaſſur, deine Frau bezahlt.

Watoks ſmai imo ſuru, ich bin längſt fertig.

Kotoba atſume, ein Geſpräch.

Matuſiro ſamma no ie o oſite kadaſſari, zeige mir Herrn Matuſiros Haus wenn du ſo gut ſeyn willſt?

Aſka no torrari de guſerrimaſſu, es iſt das nächſte Haus.

Kadeſki no guſerrimaſſu, ich danke dir, daß du es mir zeigſt.

Matuſiro ſamma ie de guſarrimaſſuka, iſt Herr Matuſiro zu Hauſe.

Tata ima dererrimaſta, er iſt ſo eben ausgegangen.

Doki oſi de naſerrimaſtaka, wohin iſt er gegangen?

Kenſjo ni, auf die Nachbarſchaft.

Fajo okajiri na jerrimaſſurka, naſarri maſſuriru? wird er bald wiederkommen?

Wataks 'no ſo omemaſſuru, ich glaube wohl.

Matuſiro ſamma de guſerrimaſka, iſt das Herr Matuſiro?

Anata de guſerrimaſſu, er iſts.

Ano gimba jo minoſerri, ſiehſt du jene Treppe?

Ai, jo guſerimaſſu, ja.

Oſuwari na ſerrimaſſinka, iſts dir gefällig dich zu ſetzen.

Nando ni videna ſerrimaſſe, ja, im innern Zimmer.

Ana ta ni kota ſugika guſerrimaſſu, ich habe etwas von dir zu bitten.

Dari kara de guſerrimaſka, in weſſen Namen?

Anatano Oſaka no fabaikara, im Namen eines deiner Freunde zu Oſacka.

Nawa do muſmaſka, wie heißt er?

Gorobe to moſimaſſu, er heißt Gorobe.

Konotſio ni kaite guſerrimaſſuru, dieſer Brief wird es dir ſagen.

Achter Abſchnitt.

Einige allgemeine zoologiſche und mineralogiſche Nachrichten.

Eine förmliche Naturgeſchichte von Japan zu liefern, würde für ein Buch, das nur eine Reiſebeſchreibung enthalten ſoll, viel zu weitläuftig ſeyn. Ich will daher nur Einiges davon in der Kürze anführen um wenigſtens von den dieſem Lande eigenen Naturprodukten einen Begriff zu geben. Was die Gewächſe betrift, habe ich dieſelben in meiner 1784 herausgekommnen flora japonica ausführlich beſchrieben, wo ich zugleich den Nutzen und Gebrauch angegeben habe, den die Japaner in mancherley Rückſichten von den verſchiedenen Arten der Bäume, Stauden und Kräuter, und ihren einzelnen Theilen, zu machen wiſſen. Auch habe ich in dieſer Reiſebeſchreibung ſelbſt das Merkwürdigſte von den hieſigen Erzeugniſſen des Pflanzenreichs und deren mannichfaltigen Benutzung theils gelegentlich, ſo wie mir auf der Jedoer Reiſe dergleichen aufgeſtoßen iſt, theils bey Erzählung meiner botaniſchen Spatziergänge, bereits beſchrieben. Deshalb werde ich das Pflanzenreich jetzt ganz übergehen, und nur von den beyden andern Naturreichen noch das nachhohlen, was im vorhergehenden allenfalls nicht vorgekommen iſt.

Die entweder ſehr ſeltnen, oder in Europa gänzlich unbekannten Thiere, habe ich zum Theil ſchon in einzelnen akademiſchen Abhandlungen und Disputationen, einige auch mit beygefügten Abbildungen, beſchrieben, und gedenke auf gleiche Art damit fortzufahren.

Von den Säugthieren kann ich folgende, als gewiß in Japan befindlich, angeben. Der Wolf (Canis

lupus japaniſch Okame) dieſer hält ſich in den nördlichen Gegenden auf. Der Fuchs (Canis vulpes), ein im ganzen Lande gefürchtetes Thier. Der Hund (Canis familiaris, japaniſch Jamma ing), ſowohl zahm, als auch, wie man mir geſagt hat, wild; den letztern ſcheint man aber doch wohl mit dem Goldwolfe oder einer andern ähnlichen Gattung zu verwechſeln. Die Katze (Felis catus) findet ſich in allen Häuſern, und zwar von verſchiedenen Farben. Die Hausratze (Mus rattus) treibt hier, wie in andern Ländern ihr Weſen. Der Haſe (Lepus timidus) und zwar von der grauen Art, wurde nicht ſelten nach unſrer Factorey und auf unſern Tiſch gebracht. Der Stier (Bos taurus); in der Gegend um Miako ſah ich Büffel mit Höckern auf dem Rücken große Karren ziehen; die Kühe aber, welche die Landleute bisweilen zum Pflügen des Feldes halten, ſind ſehr klein. Das Pferd (Equus caballus) iſt von mittelmäßiger Größe. Das Schwein (Sus ſcrofa) iſt von der chineſiſchen Art. Wallfiſche (Balaena) ſah ich zu Nangaſacki auf dem Markte in den Fleiſchſcharren, in Stücken gehauen, zum Verkauf; ſie werden an der Küſte mit Harpunen gefangen, und auſſer dem Fleiſche wird auch der Fiſchbein und der Ambra davon gebraucht, den man nicht ſelten in dem Eingeweide findet, und den man mir auch einmal friſch und weich zeigte. — Man ſagte mir zwar, daß in den nördlichen und am wenigſten bewohnten Gegenden auch noch verſchiedene andere Säugthiere, als Hirſche, Bären, Affen, und dergleichen anzutreffen wären; ich hatte aber keine Gelegenheit, ſie weder lebendig, noch auch nur Felle davn zu ſehen.

Von den Vögeln findet man ſowohl Hüner als Gänſe und Enten, zahm; in ſehr großer, oft ganz un-

glaublicher Menge aber halten dieſelben ſich wild auf dem Waſſer zwiſchen den Inſeln auf, wo ſie vor ſchrekkenden Schüßen und vor Jägern, die ihrem Vergnügen nachgehen, ſicher ſind; andere halten ſich im Lande und auf dem Felde auf; es fehlte mir inzwiſchen an Gelegenheit, eine Sammlung davon zu machen, weil ich weder ſelbſt Schießgewehr gebrauchen durfte, noch mir eine ſolche Collection auf andre Art verſchaffen konnte. Diejenigen welche ich mit einiger Gewißheit kennen gelernt habe, ſind folgende: der Hahn und das Huhn (Gallus); der Rabe (Corvus corax); die Gans (Anſer); die Federkappente (Anas galericulata); und die Winterhalbente (Anas querquedula), die in unſre Küche kamen; der weiße Reiher (Ardea alba) und der blaue Reiher (Ardea major); die dem Bauer auf dem Felde beym Pflügen und Graben nachfolgen; die Wachtel (Tetrao coturnix), der Dompfaffe (Loxia pyrrhyla) und der Reisfreſſer (Loxia oryzivora), ebenfalls aus dem Geſchlechte der Kernbeiſſer, endlich die Haustaube (Columba domeſtica).

Amphibien findet man in dieſem Lande ſehr wenige. Die ich ſah, waren nur die Japaniſche Schildkröte (Teſtudo japonica); und die japaniſche Eidechſe (Lacerta japonica). Die Dolmetſcher ſagten mir zwar, daß auch Schlangen in Japan anzutreffen wären; ich habe aber nie eine Spur davon bemerkt.

Von Fiſchen habe ich eine Menge geſammelt, in Weingeiſt aufbewahrt und nach Batavia, Holland und meinem Vaterlande geſchickt. Es ſind aber unterwegens mehrere davon verunglückt, und von dem Reſt manche noch nicht unterſucht; bis jetzt kann ich folgende angeben: die nebelfarbne, die bemahlte, die beringte und die geſtreifte Muräne, (Muraena nebuloſa, picta,

annulata, faſciata); der aſchgraue Schlangenfiſch (Ophichthys cinereus); alle ſehr ſchöne und merkwürdige Aal-Arten; eine Art Gründel (Gobius patella); der gefleckte und der ſchmalgeſtreifte Wels (Silurus maculatus, lineatus); der Japaniſche Schellfiſchteufel (Callionymus japonicus); der gepanzerte Umberfiſch (Sciaena cataphracta); der ſechsfachlinirte und der bunte Barſch (Perca ſexlineata, picta); der gemeine Lachs (Salmo ſalar); die Borſtenfloſſe aus dem Geſchlechte der Heringe (Clupea thuriza); der Tobackspfeifenfiſch (Fiſtelaria tabacaria); der Goldfiſch (Cyprinus aureus); der Seeflaſche und der gefleckte Stachelbauch (Tetraodon hiſpidus, ocellatus); das Seekätzchen aus dem Geſchlechte der Beinfiſche (Oſtracion cornuttus); das Seepferdchen (Syngnathus hippocampus); und der Krampffiſch (Raja torpedo).

Inſekten waren für mich, ſowohl auf unſrer Inſel, als auch auf der Reiſe nach und von Jedo, leicht zu bekommen. Zum Theil waren ſie mir bekannt, zum Theil aber völlig neu. Hier ſind ihre Namen: der japaniſche und der Vielfleck-Sonnenkäfer (Coccinella japonica, quadripuſtulata); das Sonnenhähnchen und das Weidenhähnchen (Chryſomela aeſtuans, pallida); der Todtenfreund (Dermeſtes violaceus); der Japaniſche- und der Ketten-Sandläufer (Cicindela japonica, catena); der Kupferſchmidt (Scarabaeus aeruginoſus, japaniſch Fama Muſi); der europäiſche Dungkäfer (Hiſter unicolor); der großnaſige Erdfloh und der Stachelfloh (Mordella naſuta, aculeata); der Kräuterdieb (Ptinus fur); der Zwitterkäfer (Melve proſcarabaeus); der Blauſtrich und der Blaſenſchildkäfer (Caſſida nobilis, veſicularis); der Blumenkratzer aus dem Geſchlechte

der Todtengräber (Sylpha aeſtiva); der Bauer, die Feuerglut, der zierliche und der Haubenſtinkkäfer (Bupreſtis ruſtica, ignita, elegans, vittata); das Stachelhorn (Cerambyx rubus); der japaniſche und der platte leuchtende Käfer (Lampyris japonica, compreſſa); der Rothflügel und der Uferräuber, beyde Raubkäfer (Staphylinus erythropterus, riparius); der große Ohrwurm (Forficula auricularia); die große, die ſprenkliche, die rauhe, die Knul-, die dreyeckte, die einpunktirte, die Walk-, die ſchmutzige, die chineſiſche, die braune, die Anker-, die gehörnte, die ſchwarze, die Kreuz-, die Colon-, die Wahrſag-, und die gefleckte Wanze (Cimex grandis, guttigerus, hiſpidus, clavatus, trigonus, unipunctatus, fullo, ſordidus, chinenſis, brunneus, anchora, cornutus, niger, andreae, colon, augur, ocellatus); der oſtindiſche, der deutſche und der Buſch-Kakerlak (Blatta orientalis, germanica, gigantea); der europäiſche Blattwandrer, der gefleckte und der großnaſige Geſpenſtkäfer (Mantis religioſa, maculata, naſuta); der langnaſigte Grashüpfer (Grillus naſutus) die Grille mit zwey Schwanzbürſten (Acheta gryllotalpa); der Streupunkt, der Rübenweißling, der Aderſtrich, das Hakenhorn, der Buttervogel, der Fenſterfleck, der Roſtflügel, der Erdpapilion, die Diſtelnymphe, und die chineſiſche Nymphe, ſämtlich aus dem Geſchlechte der Tagvögel (Papilio argiolus, rapac, niavius, thrax, hecabe, proteus, arcanius, phlaeas, cardui, niphe); der Todtenkopf (Sphynx athropos); der Glitſchfuß (bombix lubricipeda); der Seidenvogel, das griechiſche Chi, der Schwimmer, der Greisflügel, der nämliche Nachtvogel, und der Liebling, (Phalena mori, chi, nymphaeata, ſerunata,

immutata, amatoria); der Blattroller (Tortrix viridana); der Läuſefreſſer und die große Stinkfliege (Hemerobius perla, grandis); die Sumpfnymphe und die Flußnymphe, aus dem Geſchlechte der Jungfern (Agrion puella, virgo); die japaniſche Scorpionfliege (Panorpa japonica); die Honigbiene (Apis mellifica), die Wandweſpe (Veſpa parietum); die Schmeiß⸗, die japaniſche, weißköpfige Fliege, der Kaiſer, die Honigfliege, der Triller, die Stuben⸗, die Miſt⸗, die Gallen⸗ und die Regenfliege (Muſca carnaria, japonica, albifrons, caeſar, mellina, vibrans, domeſtica, fimetaria, cynipſea, pluvialis); der Wadenſtecher (Stomoxys calcitrans); der phalänenartige, der rothhalſige und der hochhüftige Langfuß (Tipula phalaenoides, ruficollis, femorata); die Singſchnecke (Culex pipiens); die Seeaſſel und der Kellerwurm (Oniſius oceanicus, aſellus); der moluckiſche Krebs, aus dem Geſchlechte der Schildflöhe; von den Flöhen, der Nachtwecker, (Pulex irritans); die Menſchenlaus (Pediculus humanus); der Erdvielfuß (Julus terreſtris); der Zuckergaſt Lepiſma ſaccharina); die Krebskrabbe, der Flußkrebs und die Seelaus (Cancer diogenes, aſtacus, dorſipes). Eine Art ſchwarzer Cikaden nennen die Japaner Semi und die Schweber (Bombylius) mit weißem Steiße Abu.

Konchylien ſammeln die Japaner, beſonders in den nördlichen Landſchaften; ſie legen ſie in gekratzte Baumwolle, befeſtigen ſie daran mit Reiskleiſter und verkaufen ſie an die Holländer, wenn ſie nach Jedo reiſen. Sie ſind alle ſehr ſchön, aber allezeit die kleinen dazu ausgeſucht. Die Schaalthiere, welche im Lande häufig gegeſſen werden, und auch auf unſern Tiſch kamen, ſind: der Seitenſchwimmer (Oſtrea pleuronectes),

die Rieſenkammmuſchel, (Oſtrea gigas) eine ſehr lange und dicke Art Auſtern; die Braunlippe und der Spieldoublet, beyde aus dem Geſchlechte der Venusmuſcheln (Venus meretrix, chione.)

Von Würmern, (Vermes) Konchylien und Korallen ſind die welche ich geſammelt habe, folgende: der Achtfuß und der Zwergblackfiſch (Sepia octopodia, ſepiola); der Komet, ein Seeſtern (Aſteria rubens); die Seemütze und die kleine Seepocke (Lepas mitella, balanoides); der ſtumpfe Klaffer (Mya truncata); der Rinnendoublet, die Saubohne, die Kammſcheide, der rothe Sonnenſtrahl, alle aus dem Geſchlechte der Scheiden (Solen vagina, legumen, bullatus, ſtrigilatus); die feſte und die zarte Tellmuſchel, die Milchlinſe, und die Eyertelline (Tellina ſolidula, delicatula, lactea, albida); die xulanneſiſche Buchſtabenmuſchel und die Bettlermuſchel (Donax ſcripta, irus); von den Herzmuſcheln, die Dickſchaale (Carpium ruſticum); die Jungfer, die Kreuzſchaale, die Blaulippe, die Blutlippe, die rauhe Sanctdomingomuſchel, der Gabelzahn, die Gittervenus, die Warzenrippe, der Venuskamm, die Vettel, der Spieldoublet, welcher Japaniſch Hamagai heißt, und die Braunlippe, Japaniſch Sigakf (Venus virginea, decuſſata, laeta, deflorata, tigerina, rotundata, cancellata, verrucoſa, pectinata, exoleta, chione, meretrix); die Violetkorbmuſchel, der Glattnabel, die Strandmuſchel, die Schlammmuſchel, der Stralkorb (Mactra violacea, glabrata, ſolita, lutaria, ſtultorum); Die Baſtard= die Bart= und die Noahsarche, das Törtlein, die Zölle (Arca antiquata, barbata, noae undata, pellata); die gezackte Lazarusklappe (Spondylus gaederopus); die

Seenuß, die Muskatenblüthe, beyde Chienmuſcheln (Chama antiquata, lazarus); das Vögelchen, die Bartmuſchel, das Zwergfell, die Perlenmutter, aus dem Geſchlechte der Miesmuſcheln (Mytilus hirundo, barbatus, bilocularis, margaritiferus); die Feile, der Sommermantel, der Jägermantel, die Pilgrimmsmuſchel, das Lorbeerblatt, die gewölbte Kammuſchel, der Seitenſchwimmer, und die Rieſenkammuſchel (Oſtrea lima, pellucens, plica, maxima, folium, fornicata, pleuronectes, gigas); der Hyſterit, die Terebratel, die Falte, die Furche, die Zwiebelſchaale, alles Baſtardmuſcheln, (Anoma hyſterophorus, terebratula, plicatella, lacunoſa, cepa); der edle Schinken; eine Steckmuſchel, (Pinna nobilis); der Papiernautilus (Argonauta Argo); von den Tuten das Geſpenſt (Conus ſpectrum); der Schlangenkopf und die Schlangenporcellaine (Cypraea mauritanica, ſerpentis); das brüthende Täubchen, eine Walze (Voluta mercatoria); die Schellenſchnecke, die Treppe, das Glanzhorn, das Steinchen, aus dem Geſchlechte der Kinkhörner (Buccinum galea, ſpiratum, nitidulum, lapillus); von den Blaſen, das Taubeney, das rothe Band, das Kibitzey, die Staatenfahne, das Joch, (Bulla naucum, amplustre, ampulla, phyſis, ſpelta); die Tritonsſchnecke, die Nachteule, das Brandhorn, die niederländiſche Spindel, ſämmtlich Stachelſchnecken (Murex tritonis, aluco, ſaxatilis, antiquus); die luhoneſer Flügelſchnecke, (Strombus luhuanus); das Schnurbund, der Wulſtnabel, die Pharaoſchnecke, aus dem Geſchlechte der Kräuſel (Trochus conulus, veſtiarius, pharaonis); die Zahnſchraube und die Nagelſchraube, beyde Mondſchnecken (Turbo bidens, unguiinus); von den Schwimm-

ſchnecken der Knotennabel (Nerita cannena); von den Meerohren, das Knotenohr (Kaliotis tuberculata); die Narrenkappe, die Sternpatelle, der Nagel, die Wolken, die blaue Patelle, die Mütze (Patella ungarica, ſaccharina, unguis, nubecula, caerulea barbara); der Ochſendarm, die Dreyeckröhre und die Rollſchlange aus dem Geſchlechte der Röhrenſchnecken; von den Sternkorallen die Pfennigkoralle (Madrepora porpita) verſteinert; die Raderkoralle (Iſis entrocha); von den Röhrenkorallen die Seeorgel, welche die Japaner Jwa kik nennen, und den Holzwurm (Tubipora muſicalis, teredo,). Sogenannte Meerbohnen (Umbilicus marinus ſive Veneris) findet man ſehr viele am Strande, welche die See ausgeworfen hat, ſo wie in den Bergen viele Belemniten angetroffen werden.

An Metallen iſt Japan reich. Daß von den edlen Gattungen, Gold und Silber, dies Land ehedem einen ſehr reichen Seegen gehabt hat, haben ſowohl die Portugieſen, welche vormals Schiffsladungen davon ausführten, als auch die Holländer erfahren.

In Anſehung der Menge des Goldes wetteifert Japan noch heutiges Tages mit den reichſten Ländern. Damit deſſen aber nicht zu viel im Lande werde, darf nicht mehr, als eine gewiſſe Menge jährlich gegraben, und keine Art von Metallgruben ohne ausdrückliche Erlaubniß des Kaiſers geöffnet und darin gearbeitet werden. Wenn der Bau einer Grube erlaubt wird, ſo fallen Zweydrittheil davon dem Kaiſer, und ein Drittheil dem Fürſten der Provinz für ſeine Koſten zu. Etwas Gold wird in Sand gefunden, das meiſte aber aus Kupferkies gezogen, der zu dem Ende in Schwefel aufgelöſet wird. Es ſind verſchiedene Gegenden des

Landes, die Gold liefern; allein das feinſte Gold und die reichhaltigſten Gruben findet man auf der größten Inſel des Reichs bey Sado. Dieſem kommt an Güte dasjenige gleich, welches in der Provinz Surunga gewonnen wird. Ausserdem weiß man mit Gewißheit, daß in der Provinz Satſuma verſchiedene reichhaltige Goldminen ſind, wie auch in der Landſchaft Tſikungo und auf der Inſel Amakuſa. Das gewonnene Gold wird vermünzt, zum Vergolden gebraucht, und in ſeidne Stoffe gewirkt; ausgeführt wird es unter keinerley Geſtalt.

Silber muß es vor dieſem weit häufiger gegeben haben, als izt, weil ehemals eine große Menge davon aus dem Lande gieng. Die Japaner achten es ſelbſt für ſeltner als das Gold, obgleich ſie dem leztern einen größern Werth beylegen. Sie nehmen auch jezt von der holländiſchen Compagnie eine anſehnliche Summe holländiſcher Dukatonen (eine holländiſche Silbermünze) an. Das meiſte Silber findet ſich in der Landſchaft Bingo. Auch in den nördlichen Gegenden, um Kattami, giebt es reiche Silbergruben, desgleichen ſollen zwey Inſeln, die den Namen Gold- und Silberinſeln, Ginſima und Kinſima führen, ſowohl Silber, als Gold, in Menge liefern.

Das Kupfer iſt im ganzen Lande ſehr allgemein, enthält viel Gold und bereichert verſchiedene Landſchaften. Es iſt nicht nur in vorigen Zeiten ausgeführt, ſondern wird auch jezt noch, ſowohl von den holländiſchen als den chineſiſchen Kaufleuten, häufig ausgeführt. Das feinſte und geſchmeidigſte wird in den Provinzen Suruga, Atſingo, Kyno und Kuni gefunden. Das aus Kuni iſt von allem das geſchmeidigſte, und

das aus Suruga, iſt am reichhaltigſten an Gold. Auch in Satſuma und andern Landſchaften, trifft man viele Kupferbergwerke an. Aus dem Kupfer wird kleine Scheidemünze gegoſſen, Beſchläge, Sowasarbeit, Töpfe, Keſſel und dergleichen gemacht.

Mit Eiſen iſt unter allen Metallen Japan am wenigſten verſehen. Es findet ſich aber doch in den Provinzen Mimaſaka, Bitſju und Biſen, und zwar in hinreichender Menge. Eiſen wird nicht ins Land hereingebracht, aber auch nicht leicht ausgeführt. Es wird gebraucht, Säbel, Waffen, Scheeren, Meſſer und eine Menge anderer Geräthe, Inſtrumente und Geſchirre daraus zu machen.

Bernſtein hat man in Japan, und zwar wird er, wie man mir ſagte, im Lande ſelbſt gefunden. Meine Freunde ſchenkten mir einige Stücke. Er iſt zum Theil dunkelgelb, zum Theil aber hellgelb, einiger auch geſtreift.

Schwefel liefert das Land im Ueberfluß; beſonders eine Inſel, nahe bey Satſuma.

Steinkohlen ſollen in den nördlichen Diſtricten anzutreffen ſeyn.

Aus rothem Agat machen die Japaner Knöpfe und dergleichen an ihre Tobacksbeutel und Medicindoſen. Auch ſchleifen ſie ihn wohl in Geſtalt von Schmetterlingen und andern kleinen Thieren.

Zweyte Abtheilung.

Aufenthalt auf Dezima nach der Zurückkunft von Jedo, vom 30ſten Junius 1776 bis zur Rückreiſe nach Batavia am 4ten Januar 1777.

Nach unſrer Rückkunft von Hofe auf der Factorey den 30ſten Junius 1776, brachte ich daſelbſt einen ſehr heißen Sommer zu, und beſchäftigte mich damit, das nachzuſehen und in Ordnung zu bringen, was ich auf der Reiſe geſammelt hatte, ſowohl von getrockneten und andern Gewächſen, als auch von lebendigen ſeltnen Bäumen und Sträuchen, welches alles ich mit den zurückgehenden Schiffen nach Amſterdam ſchicken wollte. Die letzteren waren beſonders aus dem Ahorn- und Masholdergeſchlechte (Aceres), und zwar mehrere ſehr ſchöne Arten, ferner Bocksdorn (Lycium), Calaſter (Celaſtrus), Schwelken (Viburnum), Pflaumen (Prunus), Sagupalme (Cycas), Cypreſſen (Cypreſſus), Citronenbaum (Citrus) und andre.

Ich ſtellte in dieſer Zeit auch verſchiedene botaniſche Spaziergänge um Nangaſaki an; und da dies die blumenreichſte Jahrszeit war, hatte ich die Freude, meine ſchweren Koſten hiebey etwas beſſer, als im vorigen Herbſte und Winter, belohnt zu haben. Ich bemerkte unter andern folgendes: Anſtatt Hanfs ſah ich an einigen Orten die weiße Neſſel (Urtica nivea), die

hier auch überall wild wächſt, förmlich angebauet; man braucht ſie zu Tauen, Stricken und zu grober Leinewand. Auch traf ich verſchiedentlich den Wunderbaum (Ricinus) gepflanzt an, deſſen Saamen mit Moxa und Tuſche zuſammen geſtoßen, die hieſige Buchdruckerfarbe giebt. — Ferner bauet man hier auf niedrigen Plätzen Flatterſimſen (Juncus effuſus), woraus die Fußbodenmatten geflochten werden. Dieſe Binſen wachſen zwar von ſelbſt in Menge, werden aber alsdenn nicht ſo hoch und gut, als jene. — Lilien, und zwar von der Gattung die den Namen der prächtigen (Lilium ſuperbum) führt, eine der allerſchönſten Blumen in der Welt, ſah ich auf den kleinen Fahrzeugen im Hafen häufig als ein ihrem Meergotte geweihetes Opfer aufgehängt. — Der Japaniſche Traubenbaum wächſt in der Gegend von Nangaſaki in Menge. Es iſt ein kleiner, auf der Erde fortkriechender Strauch. Er iſt wegen des vielen klaren Schleims merkwürdig, den er in ſich hält. Wenn die äußre Rinde von den Zweigen abgeſchält iſt, und dieſe in ein Glas Waſſer geſetzt werden, ſo zieht der Schleim heraus, und ſetzt ſich rund umher in der Dicke von mehr als einer Linie feſt, und iſt ſo klar wie Kryſtal. Dieſer Schleim wird nicht nur bisweilen, ſtatt desjenigen, der von dem Manihoteibiſch (Hibiscus Manihot) genommen wird, zur Bereitung des Papiers gebraucht, ſondern das Frauenzimmer bedient ſich deſſelben auch, um das Haar damit glatt und glänzend zu machen. — Die Saſanquakamellie (Camellia ſaſanqua), findet man hier auch ſehr häufig. Dies iſt ein kleiner Buſch, und gleicht in Anſehung der Blätter und Blüthe ſo ſehr dem Theebaume, daß man ſie, außer an der Größe, mit Mühe unterſcheiden kann.

Die Blätter haben einen etwas angenehmen Geruch, und werden daher, gekocht, vom ſchönen Geſchlechte dazu gebraucht, das Haar damit zu waſchen; auch werden ſie wohl zu den Theeblättern gemiſcht, um den Geruch derſelben noch angenehmer zu machen. — Eine Art ganz kleiner Apfelſinenbäume (Citrus Japonica), zieht man hier in den Häuſern in Töpfen. Das Bäumchen wird wenig über einen halben Fuß hoch, und die Früchte, welche ſüßlich und angenehm, ungefähr wie Apfelſinen, ſchmecken, ſind nicht größer, als gewöhnliche Kirſchen. — Trüffeln (Lycoperdon tuber) gräbt man in dieſer Gegend aus der Erde. Sie ſind von der Größe einer Zwetſche. Friſch ſind ſie weich und bräunlich, eingeſalzen aber werden ſie ſchwarz. Die Japaner eſſen ſie, wie Murcheln, in Suppen. — Die Sojabohnen wachſen hier zwar wild in großer Menge, werden aber doch auch ſehr häufig gepflanzt. — Der Gagelbaum (Myrica nagi) iſt hier ſelten. Das Holz iſt ſehr weiß, und man macht Kämme daraus, die das Frauenzimmer in den Haaren trägt. — Die gemeine Fichte (Pinus ſylveſtris), iſt zwar derjenige Baum, aus deſſen Holze hier die meiſte Tiſchlerarbeit gemacht wird; das weiße und ſchöne Holz des Japanſchen Cypreſſenbaums (Cypreſſus Japanicus), wird aber auch ſehr häufig dazu gebraucht, wie das Holz vom großblättrigen Eibenbaum (Taxus macrophylla) und von einigen andern Bäumen. — Der eßbare Aron (Arum eſculentum), wird hier auf dem Felde, nicht nur der Wurzeln wegen, die man iſſet, welche aber roh einen ſcharfen Geſchmack haben, ſondern auch um der Stengel willen, die zerſchnitten und in Suppen gethan werden, gebauet. — Eben ſo gebrauchen die hieſigen Ein-

wohner das gemeine Pfeilkraut (Sagittaria ſagittata), den vielblumigen Wegtritt (Polygonum multiflorum), und eine eigne Art Dioſkoride (Dioſcorea Japonica), zum Eſſen. Die beyden letzteren Arten werden auch zum Futter für das Vieh angewandt, und die Leute brachten ſie uns unter anderm Graſe ſehr oft nach Dezima, wo wir dergleichen für unſer Vieh nöthig hatten.

Den 31ſten Julius kam von Batavia das der holländiſchen Compagnie gehörige Schiff Zeeduyn, und den 21ſten Auguſt das Admiralſchiff Staveniſſe nebſt dem Chef, welcher dies Jahr hier bleiben ſollte, Herrn Duurkoop, zu Nangaſaki an.

Von der Mannſchaft dieſer Schiffe, hatten viele, zu Batavia, heftige Fieber gehabt; dieſe erlangten hier in kurzem ihre Geſundheit wieder, und einige die ſtarke Verhärtungen und einen aufgeſchwollnen Unterleib (Placenta febrilis) hatten, dergleichen nach den böſen bataviaſchen Fiebern zurück zubleiben pflegt, wurden hier vollkommen davon befreyet.

Den 26ſten Auguſt, Abends, fiengen die Japaner zu Nangaſaki und im ganzen Reiche an, ihr Laternen- oder Leuchtenfeſt zu feyern, welches zu Nangaſaki ſehr feyerlich begangen ward.

Den 13ten September gegen Abend kam die Nachricht, daß der Fürſt der Landſchaft Owari, ein leiblicher Vetter des Kubo, vor fünf Tagen mit Tode abgegangen wäre. Aus dieſer Urſach ward Befehl gegeben, daß niemand auf der Inſel in den erſten fünf Tagen, (dies iſt hier zu Lande die gewöhnliche Zeit für die tiefſte Trauer,) auf einem Inſtrumente ſpielen ſollte. Dieſer Herr war ungefähr vierzig Jahr alt. Er war vor einiger Zeit dazu beſtimmt geweſen, des Kaiſers

Schwiegerſohn zu werden; allein das Schickſal hatte gewollt, daß die für ihn auserſehene Braut den Tag vor ſeiner Ankunft zu Jedo ſtarb.

Den 10ten October viſitirte der zu Nangaſaki vor einiger Zeit angekommene neue Statthalter, zuerſt die Kaiſerlichen Wachen im Hafen; darauf beſuchte er das holländiſche Admiralſchiff, und endlich die Inſel Dezima: alles in Begleitung des vorigen Gouverneurs, der nunmehr abgehen ſollte. Statthalter zu Nangaſaki ſind während meines daſigen Aufenthalts folgende geweſen: Noto no Kami, der 1775. abgieng; Nagato no Kami, der ihm folgte, und 1776. abgieng; und Tango no Kami, der jetzt hieher gekommen war.

Da ich vorher ſah, daß ich, wenn ich noch ein Jahr in Japan bliebe, noch wenig mehr, als was ich bisher zu thun im Stande geweſen war, zum Vortheil der Wiſſenſchaften würde ausrichten können; ſo beſchloß ich, nach Batavia zurück zureiſen. Der neue Chef, der zu mir, als Arzt, mehr Zutrauen hatte als zu meinem Nachfolger, wollte mich zwar, um ſeines Vortheils wegen, anfänglich überreden, und endlich gar zwingen, hier noch ein Jahr zu verweilen. Doch gelang es mir endlich, mich von dieſem Anſinnen los zu machen und meine Zeit zu Erweiterung der Naturkunde anderswo, nützlicher als hier geſchehen konnte, anzuwenden.

Den 23ſten November verließ ich demnach die Inſel Dezima, und begab mich nach dem Admiralſchiffe Staveniſſe, welches bey Papenberg vor Anker lag.

Den 29ſten kamen Committirte von der Factorey zu uns an Bord, um uns Briefe und andre Documente an die Regierung zu Batavia mitzugeben.

Am folgenden Morgen lichteten wir unſer erſtes Anker, ob wir gleich noch ein Paar Tage liegen blieben. Den 3ten December um 10 Uhr lichteten wir das zweyte Anker, und zogen die Segel auf. Das Schiff Zeeduyn ſegelte voran. Beyde Schiffe löſeten um 11 Uhr gegen Papenberg über, und nach einer Stunde bey den letzten Bergen, welche Cavallos heißen, noch einmal die Kanonen, und wir wünſchten uns gegenſeitig eine glückliche Reiſe.

Die Ladung jedes dieſer beyden Schiffe, beſtand hauptſächlich aus 6750 Pickel Stangenkupfer, und 364 Fäſſern Kampfer, von denen jedes 120 bis 130 Pfund hielt.

Den 4ten Januar 1777. kamen wir glücklich und wohlbehalten zu Batavia wieder an.

Bey der Mündung des durch die Stadt ins Meer ſich ergießenden und noch weit im Hafen zu ſpürenden, großen Fluſſes war der Strom jetzt ſo ſtark, daß wir nicht ohne Gefahr vermittelſt Schaluppen und andrer kleinen Fahrzeuge uns nach der Stadt mußten hinauf ziehen laſſen.

Dritte Abtheilung.

Zweyter Aufenthalt zu Batavia vom 4ten Januar bis den 5ten Julius 1777.

Erſter Abſchnitt.

Aufenthalt zu Batavia, und erſte Reiſe in das Innere von Java.

Nach meiner Ankunft nahm mein achtungswerther Freund, Doctor Hofmann, mich wie zuvor wieder in ſein Haus und an ſeinen Tiſch auf.

Während meiner Abweſenheit waren aber viele meiner hieſigen Bekannten geſtorben. Unter andern vermißte ich die Gattinn des Herrn Hoffmann. Kurz vor meiner Abreiſe nach Japan hatte ich in ihrem Hauſe mit dreyzehn Perſonen zu Tiſche geſeſſen, von welchen, wie mein Wirth mir erzählte, elf an dem gewöhnlich hier graſſirenden Fieber, in einer Zeit von drey Wochen, geſtorben, und er und ich allein noch übrig waren. Dies iſt ein anſchauliches Beyſpiel wie ungeſund das Clima in Batavia iſt! Die erhitzte Atmosphäre iſt ſtets mit einer Menge feuchter Dünſte angefüllt, dadurch wird der Körper erſchlafft, zur Fäulniß empfänglich, und ſolchergeſtalt jene unglaublich ſtarke Mortalität veranlaßt.

Der Generalgouverneur von der Parra *), war im vorigen Jahre ebenfalls mit Tode abgegangen, und ich hatte an ihm einen wahren Gönner verloren. Er war ein verſtändiger Mann und hat auch der holländiſchen Compagnie viele Dienſte geleiſtet, ob er gleich nicht unterlaſſen hat, in der langen Zeit da er dieſem einträglichen Amte vorgeſtanden, auch für ſich ſelbſt zu ſorgen. Er hinterließ ſeinem Sohne, der ſein einziger Erbe war, mehr als vier Millionen Gulden. An ſeiner Stelle führte jetzt von Riemsdyk den Oberbefehl in Oſtindien. Dies war ein alter, abgelebter Mann, der ſich durch Eigennützigkeit ſehr, und durch ſonſt nichts auszeichnete. Als ich nach meiner Zurückkunft Seiner Edlen, — dies iſt der gewöhnliche Titel des Generalgouverneurs zu Batavia — aufwartete, fragte er mich über die Krankheit ſeiner Frau um Rath, dieſe beſtand aber in einem Krebsſchaden an der einen Bruſt, der ſchlechterdings unheilbar war.

Herr Radermacher, bey dem ich nächſt andern Freundſchaftsbezeugungen wöchentlich ein paar mal zu Gaſte war, pflegte ſich faſt jedesmal mit mir über Japan zu unterhalten. Einſtmals fragte er Herrn Feith, der zuletzt Chef des holländiſchen Handels in Japan, und in deſſen Gefolge ich geweſen war, nach dem Namen des damahligen Kaiſers in Japan. Herr Feith geſtand, daß er ihn nicht wiſſe, ob er gleich wenigſtens vierzehn Jahr im Lande zugebracht, und viermal als Ambaſſadeur beym Kaiſer Audienz gehabt hatte. Am folgenden Tage, als ich bey Herrn Radermacher zu Tiſche war, ſagte er zu mir, ich hätte ihm

*) Von ihm ſo wie von meinem Gönner dem großen Beförderer der Wiſſenſchaften, Herrn Radermacher, ſehe man im zweyten Theile des erſten Bandes S. 189. ſqq.

bisher ſelten eine Frage unbeantwortet gelaſſen, jetzt aber wolle er mir eine vorlegen, worauf ich ihm die Antwort gewiß ſchuldig bleiben würde: nemlich wie der jetzt regierende Japaniſche Kaiſer heiße, und wie alt er ſey? Nun gereichte es der ganzen anweſenden Geſellſchaft zu eben ſo großer Verwunderung, als mir zum Vergnügen, daß ich nicht nur hievon Rede und Antwort, ſondern auch ſchriftliche Auskunft zu geben im Stande war, wie der geiſtliche Kaiſer, der Kronprinz, ja wie alle, ſowohl weltliche als geiſtliche Regenten dieſes Landes vom Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts an, namentlich geheißen haben. Man fand es unbegreiflich, daß ich, als ein ſubalterner Fremdling, hinter dieſe Heimlichkeiten hatte kommen können, indeß ein Mann wie der Ambaſſadeur, in ſo vielen Jahren davon nichts in Erfahrung zu bringen gewußt. In der Folge gab ich Herrn Radermacher eine Abſchrift von dieſem Verzeichniß der Japaniſchen Regenten (es iſt daſſelbe, welches ich oben mitgetheilt habe), und ſeitdem iſt es, wie ich höre, in die Abhandlungen der, einige Jahre nachher zu Batavia geſtifteten, gelehrten Geſellſchaft eingerückt worden. Kämpfer hat zu ſeiner Zeit ein ausführliches Verzeichniß, ſowohl der weltlichen als der geiſtlichen Kaiſer in Japan, bis auf das Jahr ſeiner Abreiſe von dort, geliefert. Es lag mir daher ſehr am Herzen, zu der Fortſetzung deſſelben zu gelangen, ſo ſchwer es auch war. Dies glückte mir zu Jedo, durch den oberſten Dollmetſcher und den Kaiſerlichen Leibmedicus. Mit dieſen und meinen übrigen Japaniſchen Freunden, habe ich ſeit meiner Rückkunft nach Schweden, verſchiedene Jahre lang, einen nützlichen Briefwechſel unterhalten und Gelegenheit gehabt, durch Hülfe meines verehrungswürdigen

Gönners, des Profeſſor Burmann zu Amſterdam, einen meiner Freunde und vorzüglichſten Schüler, Doctor Stützer, nach Indien und Japan zu befördern.

Mein erſtes Geſchäft zu Batavia war, die Sachen, welche ich in einen großen Kaſten eingepackt, bey meinem Wirthe in Verwahrung ſtehen laſſen, nachzuſehen. Aber wie traurig ward ich nicht bey Oeffnung des Kaſtens, als ich, unerachtet er auf Bouteillen geſetzt war, mithin von der Erde erhoben ſtand, den größten Theil der bey meinem vorigen hieſigen Aufenthalte gemachten Kräuterſammlung, und einen großen Theil der hier zurückgelaſſenen Bücher, von der eingeſchloſſenen feuchten Luft ganz verfault antraf.

Zu Erſetzung dieſes Verluſtes, beſuchte ich itzt täglich, ſelbſt des Nachmittags in der ſtärkſten Hitze, wenn andre des ſüſſen Mittagsſchlafs genoſſen, die umliegenden Gegenden. Nur Schade, daß die Witterung meine botaniſchen Bemühungen gar nicht begünſtigte. Es war nemlich noch die regnigte Jahrszeit. Es regnete faſt alle Tage, beſonders Abends und Morgens, einzelner Regenſchauer nicht zu gedenken. Der Himmel war faſt immer trübe, und die Luft dick und feucht, ſo daß ich keine von meinen geſammelten Kräutern trocknen konnte, weil in verſchloßnen Zimmern alles ſchimmlig wurde oder verfaulte. Zu den Regenmonathen, oder dem was man hier Winter nennt, werden in Java, der December, Januar, Februar, und März gerechnet, da die Luft kühl iſt und weniger Krankheiten herrſchen. Hernach tritt die warme Jahrszeit ein, da die Hitze brennend und unausſtehlich, der Himmel klar und das Wetter beſtändig trocken iſt.

Die hier wohnenden Chineſer, feyerten itzt ihren Neujahrstag. Er fällt auf den Tag des erſten Neumondes im Februar, und iſt ein großer Feſttag.

Nachdem ich um Batavia von verſchiedenen Produkten der Natur ſo viel geſammelt hatte, als in dieſer Jahrszeit zu finden war, wünſchte ich von dem Innern dieſer herrlichen Inſel etwas kennen zu lernen. Zu dieſem Ende ſchiffte ich mich auf einem holländiſchen Fahrzeuge ein, und ſegelte mit demſelben an der Nordſeite von Java hin nach Samarang.

Den 23ſten März verließen wir die Rhede der Stadt, und kamen den 31ſten Cheribon vorbey, einen der beträchtlichſten Handelsplätze, wo die holländiſche Compagnie einen Gouverneur hält, deſſen jährliche Einkünfte auf ſiebenzigtauſend Reichsthaler geſchätzt werden. Unter den um dieſe Stadt belegenen Bergen, giebt es Vulkane. Vor zwey Jahren hat man hier ein heftiges Erdbeben verſpürt, und der Berg hat zugleich Aſche ausgeworfen, wodurch mehrere tauſend Kaffeepflanzungen in den umliegenden Gegenden ruinirt worden ſind. Der Berg Tagel, welchen wir am 2ten April vorbey ſegelten, wirft oft Flammen aus; jetzt ſahen wir bloß eine Rauchſäule, ſo dick als ein Mann im Leibe iſt, aus dem Gipfel emporſteigen.

Auf dieſer Reiſe, welche wegen der oftmaligen Veränderung des Windes ziemlich lange währte, ſahe ich mehrmals verſchiedene Schlangen, die vom Lande gekommen waren, auf dem Waſſer ſchwimmen; eine war darunter, die eine Länge von mehr als einer Elle hatte, und ganz hoch aus dem Waſſer in die Höhe ſprang.

Wenn der Wind ſich ändert, iſt hier gewöhnlich ſtilles Wetter, und eine drückende Hitze. Jetzt war

auch die Jahreszeit, da die Weſtwinde aufhören zu wehen, und der Oſtpaſſatwind wieder kommt. Unſer Schiffscapitain erzählte uns bey dieſer Gelegenheit, daß er, ſo wie mehr erfahrne Seeleute, mit Gewißheit bemerkt habe, daß, ſeit dem großen Erdbeben zu Liſſabon, die Oſtwinde ſpäter eingetreten, und die Paſſatwinde überhaupt ſchwächer geworden ſind.

Obgleich Java Zuckerrohr in Menge hervorbringt, und der Zucker hier zu Lande eben gar nicht theuer iſt, waren wir doch auf dieſer Reiſe mit ſehr ſchlechtem, und ſtatt weiſſen, mit braunen Puder- oder Kochzucker verſorgt worden. Als ich, in Rückſicht auf die Kranken, mich bey dem Capitain darüber beſchwerte, erfuhr ich, daß zwar weiſſer Kochzucker bewilligt, daß aber gewöhnlich nur eine ſchlechtere Sorte geliefert und das dadurch erſparte Geld von den Adminiſtratoren der Pack- oder Waarenhäuſer eingeſtrichen werde.

Den 9ten April kam ich zu Samarang an. Dies iſt eine ſchöne wohl befeſtigte und mittelmäßig große Stadt, und der Hauptort der Holländer an der ganzen Küſte von Java, unter welchem alle andere Handlungscomtoire, auſſer dem zu Cheribon, ſtehen. Der Ort wurde im Jahr 1708 von den Holländern erobert. Er liegt an einem Fluſſe nicht weit vom Strande. Jetzt befanden ſich hier ungefehr hundert und funfzig Mann Soldaten, obgleich, wie man mir ſagte, an tauſend Mann zu dieſem Comtoir gehören. Die Einkünfte des hieſigen Stadthalters, ſollen ſich jährlich auf achtzig bis hunderttauſend Reichsthaler belaufen. Deshalb wird dieſe Stelle auch nur Verwandten und Günſtlingen des Generalgouverneurs zu Theil; doch behält einer dieſelbe ſelten länger als drey Jahr, worauf er ge-

wöhnlich zum Beyſitzer des hohen Raths zu Batavia befördert wird, und jenen Poſten einem andern überlaſſen muß.

Ich bekam meine Wohnung bey dem hier befindlichen Hoſpitalarzte Doktor Böniken, einem nicht nur in der Chirurgie, ſondern auch in der Medicin wohl erfahrnen Manne, der mir viel Dienſte und Freundſchaft erzeigte.

Kaum war ich aber ans Land gekommen, als ich krank wurde, und das Bette hüten mußte. Ich hatte mir nemlich auf dem Schiffe dadurch, daß ich des Nachts, in der Kajüte wo ich ſchlief, ein Fenſter offen ſtehen ließ, wodurch die Ausdünſtungen von der kalten Nachtluft gehemmet worden waren, ein dreytägiges Fieber zugezogen. Durch den Gebrauch der gehörigen Mittel, vorzüglich des Chinaextracts ward ich indeß, nach einigen Anfällen, wieder davon befreyet.

Mittlerweile ſegelte das Schiff weiter nach Juana, einem etwas weiter an der Küſte hinauf liegenden Handelscomtoire, um daſelbſt eine Ladung Bau- und Nutzholz einzunehmen.

Sobald ich nur von meinem Fieber hergeſtellt war, machte ich, mit Erlaubniß des Gouverneurs und in Herrn Bönikens Geſellſchaft, eine Reiſe von einigen und ſechzig Meilen landeinwärts nach den Gebirgen. Der Gouverneur, ein ſehr liebreicher, artiger und liebenswürdiger Mann, gab mir einen Paß und Empfehlungen mit, an alle Befehlshaber der befeſtigten Poſten der Compagnie, und erſuchte mich zugleich, meine Aufmerkſamkeit auf alle ſolche Gewächſe zu richten, die entweder bisher als Arzeneymittel im Hoſpital gebraucht worden, oder an deren Stelle als ſolche gebraucht werden könnten. Um dieſer letztern Abſicht

willen, ward auch meinem Reiſegefährten anbefohlen, mitzureiſen, um dieſe Gewächſe recht kennen zu lernen.

Den 23ſten April traten wir zu Pferde die Reiſe an, und kamem nach Unarang, wo ein Serjeant mit ungefehr zwanzig Mann von den Truppen der Compagnie auf Poſtirung ſteht.

Tages darauf ſetzten wir den Weg nach Salatiga fort; dies iſt eine Schanze, mit einer Beſatzung von einigen und zwanzig Mann, über welche ein Fähnrich den Befehl hat.

Am 26ſten ritten wir nach Kopping, einem javaniſchen Dorfe, das ganz hoch an einem Berge liegt. Dieſe Gegend iſt ſehr fruchtbar und das Klima kalt und geſund.

Unter andern Merkwürdigkeiten, welche ich auf dieſer Reiſe wahrnahm, ſah ich, daß die indiſchen Feigenbäume (Ficus indica), welche in den Wäldern wachſen, und eine beträchtliche Höhe erreichen, ihre Zweige ſo tief herunterhangen laſſen, daß ſie bis auf die Erde reichen, daſelbſt Wurzel ſchlagen, und in neuen Stämmen wieder aufſchießen, die allmählich ebenfalls zu großen Bäumen werden. Ein einziger ſolcher Feigenbaum formirt alſo mit ſeinen eingewurzelten Zweigen, eine Menge Lauben, und dehnt ſich in einem weiten Umfange aus.

Hier lernte ich auch eine Art Blätter, javaniſch Kamadu genannt, kennen, die wie Brennneſſeln brennen, aber weit ſtärker, oft ſo ſtark, daß die Haut ſich entzündet. Sie haben an jeder Ader ſpitzige Zacken, die durchſichtig und mit einem Safte angefüllt ſind, der dieſen Brand verurſacht. Bey näherer Unterſuchung fand ich, daß dieſe Gattung Neſſel noch nicht bekannt war; ich gab ihr daher den Namen ſtechende Neſſel

(Urtica ſtimulans). Einer von unſrer Geſellſchaft, der jene Eigenſchaft dieſer Blätter nicht kannte, und in der Geſchwindigkeit ein Paar Zweige von dieſem kleinen Baume oder Strauche abbrechen wollte, mußte ſeiner Unwiſſenheit und Unvorſichtigkeit theuer bezahlen. Die Javaner kennen die Wirkung der Blätter alle ſehr gut. Die Holländer nennen ſie Büffelblätter, und zwar aus folgender Urſache. Bey den Javaniſchen Fürſten iſt es, wenn ſie Feyerlichkeiten anſtellen, allezeit gebräuchlich, zur Luſt einen Tiger mit einem Büffel kämpfen zu laſſen, und zwar auf einem rund umher mit ſtarken Planken eingeſchloſſenen Platze, um welchen eine große Menge Zuſchauer ſitzen und ohne Gefahr zuſehen können. Wenn der Büffel nicht dahin zu bringen iſt ſeinen Feind anzugreifen, wird er mit dieſen Blättern gepeitſcht, wovon ihm in kurzer Zeit die Haut ſo brennt, daß er zuletzt ganz wild und raſend wird. Wenn man ſich an dieſer Neſſel verbrannt hat, darf man ſich nicht mit Waſſer waſchen, weil dadurch der Schmerz viel ärger wird; ſondern das beſte Mittel dagegen iſt, die Stelle entweder mit Oel, oder mit Reisbrey zu beſtreichen.

Den 27ſten April kehrten wir wieder um, und begaben uns nach Salatiga zurück.

Am folgenden Tage reiſeten wir weiter, und zwar in Geſellſchaft des hier poſtirten Fähnrichs, bis nach Tundang, wo wir die Nacht zu bleiben gedachten.

Tundang iſt ein ziemlich großes javaniſches Dorf. Die Häuſer ſind hier zu Lande nur klein, und von Bamborohr gebaut, aber wie Lauben, nicht dichter als daß die Luft ſehr bequem durchgehen kann, welches in dieſer heiſſen Gegend auch nöthig iſt. Wir kehrten bey keinem Javaner ein, ſondern ließen für uns allein

eine Hütte bauen. Der Bau wurde ſogleich von einigen Javanern angefangen, und gieng ſo unglaublich geſchwind von Statten, daß, ehe wir abgeſtiegen waren, unſere Pferde abgeſattelt und unſre Sachen abgepackt hatten, nicht nur unſer ganzes Haus fertig, ſondern auch mit einer breiten Bank, worauf wir liegen konnten, mit drey Stühlen und einem Tiſch, welches alles noch dazu erſt neu gemacht wurde, meublirt war. Ich ſtand ganz erſtaunt über das fertige Gebäude, und trat mit größter Bewunderung unter den Schatten deſſelben. Einige von den Javanern hieben theils dicke theils dünne, Bamborohre ab; andere machten mit zwey Hieben an jeder Seite derſelben ein Loch, und andere ſteckten durch dieſe Löcher ſchmale Rohre. Darauf wurde Laub dazwiſchen geflochten, und das Haus war, wie geſagt, durch ſo vieler Hände Arbeit in wenigen Minuten fertig. Eben ſo Tiſch und Stühle, wiewohl dieſe nicht ſehr eben waren, mithin für vornehme und Bequemlichkeit liebende Leute nicht paßten, ſondern nur für müde Reiſende brauchbar ſeyn konnten.

Weil wir früh vor Abend angekommen waren, ging ich aus, und beſuchte den naheliegenden Wald; um Kräuter zu ſammlen. Unter andern ſah ich Dioskoriden (Dioſcoraea) die mit ihren Ranken ſich bis an die Wipfel der Bäume hinauf ſchlungen. An dieſer Stelle wuchſen ſie wild, ſonſt aber wird dies Gewächs hier zu Lande auch förmlich angepflanzt.

Da wir kein Licht bekommen konnten, machten wir vor dem Eingang unſerer Hütte ein großes Feuer an, um welches wir uns, ich mit meinen geſammelten Kräutern und die andern Herren mit ihren Tobackspfeifen, hinſetzten.

Es währte nicht lange, als ein ganzer Trupp Javaner aus dem Dorfe ankam, und ſich in großer Anzahl vor uns hinlagerte. Unter ihnen waren einige Muſikanten, nebſt einem großen Haufen Tänzer und Tänzerinnen, die meine Reiſegefährten hieher beſtellt hatten, um mir ein Vergnügen zu machen, und mir Gelegenheit zu geben, die Spiele und Luſtbarkeiten der Javaner zu ſehen. Sie fingen mit Pfeiffen-, Saiten- und Trommelſpiel an. Darauf fielen die Tänzer und Tänzerinnen ein, und ſetzten den Tanz unter verſchiedenen Bewegungen und Geberden fort, und zwar ſo, daß gewöhnlich zwey zugleich tanzten. Jeder der tanzte, mußte dem, mit welchem er tanzte, oder den Muſikanten für jeden Tanz etwas bezahlen, das aber nicht viel betrug. Wir mußten deswegen die Sklaven welche wir bey uns hatten, mit etwas Geld beſchenken, damit ſie an dem Vergnügen Theil nehmen konnten.

Ich leugne nicht, daß dies uns recht ſehr beluſtigte. Aber der Verdruß und die ſtete Unruhe, die uns die Mücken an dieſem niedrig gelegenen Orte verurſachten, verbitterten uns alles Vergnügen, und ließen uns kein Auge zuthun. Weder wollne Strümpfe noch Stiefeln, waren im Stande die Mücken von unſern Beinen abzuhalten, und obgleich der Rauch des Feuers und der Tobackspfeifen uns das Geſicht einigermaßen ſchützte, ſo mußte doch ich dieſes Verwahrungsmittel entbehren, weil mir ſtets jede Art von Rauch zuwider geweſen iſt. Endlich, nach Mitternacht, legte ich mich auf meine grüne Bank zum ſchlafen nieder, und verbarg mich unter einen Schleyer und ausgeſpannnten Schnupftüchern, ſo, daß die mich verfolgenden Mükken mit nicht mehr, als mit ihrem feinen Geſumme mich beunruhigen konnten.

Unausgeruhet, weil wir gar nicht hatten ſchlafen können, ſetzten wir am folgenden Morgen unſern Weg nach Samerang fort, wo wir den 1ſten May ankamen.

An Arzneygewächſen, wornach ich mich, dem Auftrag des Gouverneurs zufolge, unterwegs umſehen ſollen, hatte ich folgende angetroffen: der officinelle Erdrauch (Fumaria officinalis), javaniſch Rumpung, welcher in den bergichten Gegenden um Kopping, doch gar nicht in Menge wächſt. Der molukkiſche Brombeer (Rubus moluccanus), nebſt zwey andern Arten Brombeer wachſen zwiſchen Salatiga und Kopping, an den Seiten der kleinen Berge, und beſonders an den Bächen, in Ueberfluß. Der gemeine Wermuth (Artemiſia Abſinthium, javaniſch Domolo, maleyiſch Seroni), findet ſich auch zwiſchen Salatiga und Kopping, auf den Anhöhen ſowohl als auf flachem Felde in größter Menge. Die gemüsartige Gänſediſtel (Sonchus oleraceus), javaniſch Dimboring, in der Gegend von Koppin. Salat (Lactuca) javaniſch Belot, doch nicht häufig, zwiſchen Salatiga und Kopping. Hirſchzunge (Aſplenium Scolopendrium), wächſt auf den Bäumen zwiſchen Unarang und Salatiga. Beißbeer oder ſpaniſcher Pfeffer (Capſicum), javaniſch Lombo, iſt zwiſchen Salatiga und Kopping wild anzutreffen. Der gemeine Säuerling (Oxalis Acetoſella), japaniſch Samangi Kunong, ſteht allenthalben in Menge. Gänsfuß (Chenopodium, maleyiſch Paijam china bey Kopping. Sanikel (Sanicula, japaniſch Spran) ſtehet an den Bergen zwiſchen Salatiga und Kopping. Ranunkel (Ranunculus) und Waſſerpfeffer (Perſicaria urens oder Polygonum

hydropiper, maleyiſch Dukut Parang) eben daſelbſt. Kameelheu (Andropogon ſchoenanthus, maleyiſch Sire) zwiſchen Unarang und Kopping. Eßbare oder gemeine Erdbeeren (Fragaria veſca, javaniſch Manikan) wachſen in dieſer warmen Gegend um Kopping und an den Bergen umher. Die Clematis (Clematis), welche ſich um die Büſche ſchlingt, zwiſchen Salatiga und Kopping. Oedermennich (Agrimonia maleyiſch Upan Upan Karpo) eben daſelbſt. Das ſtrauchartige Glasſchmalz (Salicornia fruticoſa, javaniſch Tjimbine), am Strande bey Samarang. Müllen (Vitex, javaniſch Simina, auch Lagundo), kommt an verſchiedenen Orten ſehr häufig vor. Arabiſche Coſtwurz (Coſtus arabicus), die ich vorher in den Gräben um Batavia in Menge gefunden hatte, wird auch hier allenthalben in Menge angetroffen, und wächſt zwiſchen den Büſchen und hohem Graſe. Herzgeſpann (Leonurus Cardiaca, maleyiſch Klenglengang) bey Koppin. Neſſeln (Urtica) hie und da ziemlich häufig. Abelmoſch, oder Biſamkörner (Hibiſcus Abelmoſchus), prangt mit ſeinen Blättern und ſchönen Blumen zwiſchen Samarang und Salatiga. Krullfarrn (Adiantum), auſſen an den Wäldern, auch ſelbſt in den Wäldern, wie auch an den Bächen. Gemeiner Stechapfel (Datura Stramonium, javaniſch Rotekubung) zwiſchen Samarang und Unarang. Smilax (Smilax) in den Waldungen bey Unarang. Schwarzer Nachtſchatten (Solanum nigrum), um Koppin. Die Verbeſine (Verbeſina Acmella, maleyiſch Sironi), überall ſehr häufig. Der gemeine oder rothe Ingber (Amomum Zingiber), javaniſch Tjai, maleyiſch Bangle), wird meiſtens von den Chineſern gebauet, aber

der wilde Ingber (Amomum Zerumbet) den die Javaner ſowohl als die Maleyen, auch wohl Bangle, gewöhnlich aber Lampujang nennen, wächſt in Ueberfluß, beſonders an ſandigen und magern Stellen, zwiſchen Salatiga und Samarang. Gilbwurz oder Curcume Schwalbenwurz (Curcuma, javaniſch Kunir oder Kunjet), fand ich nur in der Gegend von Samarang. Die Kämpferie (Kämpferia, javaniſch Sempu ſteht bey Salatiga in naſſen und niedrigen Thälern. Kardomom (Amomum compactum, javaniſch Mojei, die Frucht Kapologo) wird bey Salatiga gebauet. Langer Pfeffer (Piper longum, javaniſch Tjabe, auch Dandang Muſſu), wächſt reichlich in den Wäldern um Salatiga, wie auch an andern Orten, nicht ſelten auf den Steinmauern, um die Felder und Gärten. Gemeiner oder ſchwarzer Pfeffer (Piper nigrum, javaniſch Maritjo), im Ueberfluß um Salatiga in den Wäldern. Kubeben (Piper Cubeba, javaniſch Komukus), in großer Menge in den Waldungen bey Tuntang, und zwar dieſelbe Art, welche nach Europa gebracht wird. Officinellenklee (Trifolium molilotus officinalis, javaniſch und maleyiſch Treba), hatte ich ſchon bey Batavia bemerkt; jetzt fand ich ihn bey Salatiga. Der gemeine Hanf (Cannabis ſativa, javaniſch Ginje), wächſt auch in einer Gegend nicht weit von Salatiga; er wird hoch und zu einem Strauche oder Buſche. Rundes Cypergras (Cyperus rotundus), iſt allenthalben ſehr häufig. Das gemeine Zuckerrohr Saccharum officinarum, javaniſch Tebu), wird allenthalben gebauet, wächſt aber auch wild bey Salatiga. Die großblumige Wunderblume (Mirabilis Jalappa, maleyiſch Kamban Pokul Ampat,

welches genau eben das ſagt, als der holländiſche Name Vier Uurs Bloem, (Vierurblume) findet man meiſtens nur gepflanzt; doch wächſt ſie auch wild in der Gegend von Salatiga. Hundszunge (Cynogloſſum, maleyiſch Upan Upan Sapi) zwiſchen Salatiga und Kopping. Wüterich (Cicuta) oberhalb Salatiga in den Berggründen und an den Bächen. Großer Wegerich (Plantago major), an den Bächen und ſonſt reichlich. Der gemeine Wunderbaum (Ricinus communis), und die ſchwartze Purgirnuß (Jatropha Curcas, maleyiſch Jarrak), ſind beyde ſehr häufig, ſowohl hier als in andern Gegenden von Java. Vom Aron (Arum) wachſen verſchiedne Arten in Menge in Sümpfen und Gräben. Die Brennpalme (Caryota urens, javaniſch Saguer) findet man überall zwiſchen Salatiga und Kopping, und iſt, wie man behauptet, eigentlich der wahre Baum, woraus das Sago gemacht wird. Die gemeine Baſilie (Ocymum Baſilicum), iſt in dieſen Gegenden allgemein, ſo wie die heilige Baſilie (Ocymum ſanctum) um Batavia und anderwärts. Der indiſche Tamarindenbaum, (Tamarindus indica), ein ſehr hoher, großer und ſchöner Baum, iſt allenthalben häufig anzutreffen. Die Fiſtulkaſſie und die japaniſche Kaſſie (Caſſia fiſtula, javanica, javaniſch Dranguli), deren lange cylinderförmige Frucht völlig wie ein Stock ausſieht, wächſt allenthalben im Holze bey Tundang. Kalmus (Acorus Calamus) wächſt wild in der Gegend von Samarang und an vielen andern Orten, ſchlängelt ſich um die Bäume und hindert mit ſeinen Zacken, zwiſchen durch zu gehen. Die breitblättriche Hackenlilie (Crinum latifolium), welche ſtatt Meerzwiebeln (Scilla) gebraucht werden

kann, kommt hier, um Batavia und andern Orten vor. Die aſiatiſche Sida (Sida aſiatica), welche die Europäer hier baumartige Malve (Malva arborea) nennen, wächſt um Batavia, Samarang und ſonſt ſehr häufig. Vom Ruhrkraut (Gnaphalium, japaniſch Sombong Madur), findet man zwey Gattungen bey Kopping. Kanadiſcher Hollunder (Sambucus canadenſis, javaniſch Soobo), in den Tiefen zwiſchen Bergen und an den Bächen um Kopping. Die gemeine Becherblume (Poterium Sanguiſorba), zwiſchen Unarang und Samarang. Schlangenwurz (Ophiorrhiza mungos) oder (Lignum colubrinum, javaniſch und maleyiſch Kajo ular, auch wohl Bidara laut), hin und wieder ziemlich häufig. Jasmin (Jaſminum), in der Gegend von Salatiga. Gemeinen Coriander (Coriandrum ſativum, javaniſch Katumjar), fand ich an einigen wenigen Stellen, wo andere Gewächſe geſäet waren, ſo, daß es ſcheint, daß er mit andern Saamen aus Europa hieher gebracht ſey. Der Betelpfeffer und die gemeine Areka- oder Katechupalme (Piper Betle und Areca Catechu), zwey den Indiern unentbehrliche Gewächſe, trift man allenthalben an.

Auch hier gebraucht das europäiſche Frauenzimmer die Sambacnachtblumen (Nyctanthes Sambac) ſowohl die einfachen, als die gefüllten, auf Fäden gereihet, zu Kränzen, die ſie zum Zierrath aufſetzen. Dies iſt wirklich ein hübſcher Kopfputz. Die jungen Herren bekommen dergleichen Kranz auch wohl bey Bällen von den jungen Schönen geſchenkt; alsdenn iſt in der Mitte eine Tampakablume angebracht. Sie hängen den Kranz um den Hals über die Bruſt, und der Geruch davon, iſt eben ſo angenehm, als die

ſchneeweiße Farbe der Blumen ungemein ſchön ins Geſicht fällt.

Caffee wird in dieſen Gegenden an ſehr vielen Orten gebauet. Die Caffeeplantagen nehmen ſich unbeſchreiblich ſchön aus. Der Baum trägt im dritten Jahre die erſten Bohnen. Hundert Bäume geben gemeiniglich drey bis vier Pickel Bohnen, das Pickel zu hundert und zwanzig Pfund gerechnet. Doch iſt der Ertrag nicht alle Jahr gleich. Im erſten Anfange ſoll die Compagnie den Javanern jedes Pickel Caffeebonen mit fünf und zwanzig Thalern bezahlt haben. Jetzt wird nicht mehr als ſechs Thaler dafür gegeben, wovon der Tommegom, oder Landvoigt, zwey Thaler behält, ſo, daß der Javaner, welchem die Pflanzung gehört, der ſie unterhält und die Arbeit verrichtet, nicht mehr als vier Thaler bekommt. Man pflanzt hier zu Lande zwiſchen die Caffeebäume, welche nur dünne ſtehen dürfen, allezeit Korallenpflanzen und zwar von der gewöhnlichen Art (Erythrina corallodendrum, javaniſch Dadap), um den Caffeebäumen gehörigen Schatten zu verſchaffen; weil ſonſt die Sonnenhitze für ſie allzubrennend ſeyn würde. Es iſt wirklich etwas ungemein angenehmes, eine ſolche Plantage zu ſehen. Sie iſt wie ein Wald von Bäumen, die alle in geraden Linien gepflanzt, zum Theil aus hohen, weit auseinander geſetzten Bäumen, zum Theil aus Sträuchen beſtehen, die ſowohl mit einer Menge Caffeebohnen bedeckt ſind, als auch mit einer Menge weißer Blumen an ihren ausgebreiteten und etwas nieder hängenden Zweigen prangen.

Zu Samarang bekam ich Gelegenheit die Operation des Staarſtechens zu verrichten. Ein deutſcher Feldſcheer, der ehemals im Dienſte der Compagnie

geweſen war, und vom hieſigen Gouverneur ſehr werth geſchätzt wurde, hatte das Unglück gehabt, den grauen Staar auf beide Augen zu bekommen. Als der Gouverneur, vom Hoſpitalmedicus bey dem ich logirte, erfuhr, daß ich es mir zutraue, dieſem Manne das Geſicht wieder zu ſchaffen, bot er mir hundert Ducatons, wenn es mir damit glücken würde, und da alle meine chirurgiſchen Inſtrumente mit dem Schiffe nach Juana gegangen waren, ſchickte er ſogleich einen Expreſſen dahin, und ließ ſie holen. Allein der Blinde, welcher doch nur etwas über die mittleren Jahre hinaus war, ſchien zu ſeiner eignen Kunſt, der Chirurgie, ſelbſt ſehr wenig Zutrauen zu haben, weil er eben ſo eigenſinnig als blind war, und ſich ſchlechterdings nicht bewegen oder überreden laſſen wollte, ſich der Operation zu unterwerfen. Ich erkundigte mich daher, ob es hier nicht andre Blinde gäbe, denen ich Hülfe verſchaffen, und dadurch zugleich meinem gefälligen Wirthe eine Operation lehren könnte, die zu den vorzüglichſten und nützlichſten in der ganzen Wundarzneywiſſenſchaft gehört. Dieſer ſchafte ſogleich einen alten Mann, und zwar einen Europäer, und eine ſiebenzigjährige chineſiſche Frau herbey, die beyde auf beyden Augen blind waren, jener ganz ſtockblind, und dieſe ſo, daß ſie nur zur Noth ohne Führer gehen konnte. Beyde wurden von mir glücklich operirt, und bekamen ihr Geſicht völlig wieder. Ich ließ mich auch bereden, meinem Wirthe nicht nur die zum Staarſtechen gehörigen, ſondern auch verſchiedene andere chirurgiſche Inſtrumente, deren Gebrauch auf dem Schiffe nur höchſt ſelten vorkommt, zurückzulaſſen.

Bey Gelegenheit des, den 3ten May einfallenden Neujahrsfeſtes der Javaner, gab der hieſige Patti,

das iſt, der hier reſidirende Oberhauptmann oder Land-droſt der Provinz, eine große Mahlzeit, zu welcher die ſämmtlichen hier ſich aufhaltenden Beamten und Bedienten der Compagnie, eingeladen waren.

Den 14ten May reiſete ich mit einem holländiſchen Schiffe von Samarang nach Japara. An dieſem ſehr angenehm liegenden Orte, wurde ich von Herrn van der Beek, Reſidenten der Compagnie hieſelbſt, über die Maaße wohl aufgenommen. Dieſer Mann beſitzt nicht nur ſelbſt Gelehrſamkeit, ſondern iſt auch ein großer Gönner und Beförderer der Wiſſenſchaften, und derer welche ſie treiben; ein Verdienſt, das in dieſem entfernten Theile der öſtlichen Welt um ſo viel größer und wichtiger iſt, je ſeltner hier Männer dieſer Art anzutreffen ſind. Seine vorzügliche Güte gegen mich, werde ich nie vergeſſen. Ich bedaure nur, daß das Schickſal mir nicht erlauben wollte, hier lange zu bleiben, weil das Schiff zu Juana ſchon völlig geladen hatte, und ich daher eilen mußte, dahin zu kommen, um mit demſelben nach Batavia zurückzugehen.

Den 20ſten ſetzte ich meine Reiſe zu Pferde nach Juana fort, in Begleitung eines Javaners, den Herr van der Beek mir zum Wegweiſer mitgegeben hatte. Da der Weg zu weit war, als daß ich ihn bey der ſtarken Hitze in einem Tage hätte zurücklegen können, ſo hatte ich von demſelben auch ein Empfehlungsſchreiben an einen Fürſten bekommen, den ich unterwegens beſuchen, und bey dem ich die Nacht Quartier nehmen ſollte. Dieſer Fürſt hatte die Schweſter des Kaiſers zur Gemahlin. Ich brachte die Nacht bey ihm zu, nachdem ich am Abend die Ehre gehabt hatte, mit ihm allein an ſeiner Tafel zu ſpeiſen, und in maleyiſcher Sprache, ſo gut ich konnte, mich mit ihn über allerhand Dinge

zu unterhalten. Indeſſen ſtörte mich das Geſchrey von Eulen und andern Thieren, die ſich die ganze Nacht hören ließen, gar ſehr im Schlafe.

Am folgenden Tage langte ich zu Juana an, wo ich mich ſogleich in einer Schaluppe an Bord des Schiffes bringen ließ, welches ſchon eine ganze Meile weit von der Rhede weg lag.

An der nördlichen Küſte von Java, iſt der Strand ſehr niedrig, und die Häfen ſind ſeicht und größtentheils voll Schlamm. Die Schiffe müſſen deswegen weit auf der Reede hinaus ankern, und wenn ſie ſchwer beladen werden, ſetzen ſie ſich oft im Schlamm feſt. Dies war jetzt auch bey Juana der Fall, ohnerachtet das Schif ſchon weit vom Lande vor Anker gegangen war, um den Reſt der Ladung einzunehmen; und ob wir gleich die Zeit abpaßten, da hohes Waſſer war, um die Segel aufzuziehen, wurden wir dennoch genöthigt, eine Menge Bretter, die zur Ladung gehörten, wieder aus und in große Böte zu laden, um das Schiff nur leichter zu machen. Als endlich der Wind etwas ſtark wurde, ſegelten wir zwar, jedoch noch zwey ganze Meilen weit ſo tief im Moder, daß das Waſſer hinter dem Schiffe von der blauen Schlammerde ganz dick und bläulich ausſah. Alle Seefahrer bezeugen einmüthig, daß hier das Waſſer jelänger, deſto mehr abnimmt, der Strand immer höher, und die Häfen immer ſeichter werden. Dies, ſagen ſie, hat ſeit der Zeit, da zuerſt Schiffe der oſtindiſchen Compagnie hieher kamen, dermaßen zugenommen, daß jetzt da Moraſt iſt, wo ehemals die Schiffe lagen, und wo ſie ſich jetzt weit entfernt halten müſſen. Die Nordſeite von Java iſt die fruchtbarſte, die Südſeite hingegen ſehr gebirgig und unfruchtbarer, das Waſſer aber iſt allda

tiefer. Zwiſchen Juana und Japara läuft ein Vorgebirge in die See, bey welchem wir wir jetzt vorbeyſegelten. Eine von den daſigen Klippen, hat den Namen Teufelsklippe. Dies rührt daher, weil hier oft Seeräuber ſich aufhalten ſollen, welche große und kleine Fahrzeuge, die nicht gut bewaffnet ſind, oder nicht unter Bedeckung eines bewaffneten Schiffs ſegeln, angreifen und wegnehmen. Dieſe Räuber ſind nicht Javaner, ſondern kommen von den Küſten von Borneo und den dazu gehörigen Inſeln, und können daher nicht ausgerottet werden.

Unſre Fahrt gieng ohne einen dergleichen und ohne alle andere Unfälle von Statten; ſo daß wir am 1ſten Junius glücklich wieder zu Batavia ankamen.

Zweyter Abſchnitt.

Fernerer Aufenthalt zu Batavia und zweyte Reiſe in das Innere von Java.

Unmittelbar nach meiner Rückkunft ward mir aufgetragen, als Arzt auf dem auſſerhalb der Stadt auf der Rhede liegenden Schiffe Dienſt zu thun. Zwar werden, ſobald ein Schiff ankommt, alle auf demſelben vorhandene Kranke ſogleich nach dem Hoſpitale in der Stadt gebracht, und eben das geſchieht auch nachher, ſobald jemand von den hier auf der Rhede liegenden Schiffen krank wird; demohngeachtet wird noch auſſerdem beſtändig ein ſogenanntes Krankenſchiff gehalten, wozu gemeiniglich ein altes, ſonſt unbrauchbares Schiff genommen wird, auf welches man diejenigen bringt, welche des Nachts krank werden oder zu Schaden kommen, wenn die Stadtthore verſchloſſen ſind.

Dieſer Dienſt, oder vielmehr dieſe Nachtwache, geht unter allen zu Batavia ſich befindenden Schiffswundärzten der Reihe nach um. Selten aber verrichten dieſe ſie perſöhnlich, ſondern nehmen einen alten Feldſcheer, der nichts zu thun hat, für Geld dazu. So machte denn auch ich es, und blieb für einen Ducaton von dieſem Geſchäft frey.

Sogleich in den erſten Tagen meines diesmaligen Hierſeyns, fand ich Gelegenheit, die Bekanntſchaft eines wackern Landsmanns, Herrn Wimmercranz, Ingenieurcapitains im Dienſte der holländiſchen Compagnie, zu machen. Dieſer Mann iſt hier für die Compagnie äußerſt nützlich, und ſehr geliebt und geachtet. Er erzeigte mir für den Reſt meines Aufenthalts viel Gewogenheit und ſehr weſentliche Dienſte, welches gleich mir, mehrere unſerer Landsleute ihm nachrühmen.

Am 19ten Junius, indem ich noch auf ein Schiff warten mußte das nach Ceylon, welche Inſel ich zu beſuchen wünſchte, gehen wollte, machte ich, mit Erlaubniß des Generalſtatthalters und in Geſellſchaft des Herrn Baron von Wurmb, noch eine kleine Reiſe in das Innere des Landes, nach dem warmen Bade und den ſogenannten Blauenbergen. Capitain Wimmercranz war ſo gütig, mir ſein eigenes Pferd dazu zu überlaſſen, und der ſogenannte Commiſſarius über die Eingebohrnen, gab mir auch einen Bedienten mit.

Am erſten Tage kamen wir bis Tanjong, einem Landgute des Herrn Cran, Mitglied des hohen Raths.

Die Wege ſind hier durch Meilenſäulen abgetheilt, doch ſtehen dieſe nicht alle gleich weit von einander.

Am folgenden Tage reiſeten wir des Morgens nach Tjipinong, wo wir zu Mittag aßen, und von da weiter über Tjimangis und Tjiluan nach Buytenzorg. Dieſer Ort, welchen die Javaner Bogor nennen, iſt zum Vergnügen des jedesmaligen Generalgouverneurs eingerichtet. Der Gouverneur Imhof, hat ihn dazu ausgeſucht und die Gebäude aufgeführt. Das Hauptgebäude iſt von Steinen, ſehr ſchön und hat zwey Flügel. Gegenüber ſteht eine kleine Citadelle, und dazwiſchen liegt ein ſchöner Garten. Die Entlegenheit dieſes Luſtſchloſſes von der Hauptſtadt iſt aber ſchuld, daß der Generalgouverneur ſich ſelten hier aufhält.

Den 22ſten kamen wir nach Tjiſerva, und weiter über hohe Berge nach Tjipannas. Dieſe beyden Oerter, ſo wie auch Pondogede und Arkidomas gehören dem Generalſtatthalter, oder vielmehr der holländiſchen Compagnie. Wir übernachteten daſelbſt, und beſahen das warme Bad, welches Tjipannas heißt, und der umliegenden Gegend den Namen gegeben hat.

Das warme Bad entſpringt beynahe mitten zwiſchen den hieſigen beiden großen Reihen von Bergen in einem Thale. Das Waſſer iſt nicht heißer, als daß man die Finger darin leiden kann. Es quillt an verſchiedenen Stellen hervor. Ueber diejenige Quelle, aus welcher das Waſſer nach dem Brunnenhauſe kommt, hat man eine Hütte gebauet. Das Quelloch ſelbſt iſt nicht ſehr tief, und das Waſſer quillt auch nicht ſtark heraus. Die Erde umher iſt roſtfarbig, und an den Seiten der Einfaſſung hat ſich eine hochgrüne dünne Borke geſetzt, die völlig wie Kupferroſt ausſieht. Das zum Gebrauch des Bades eingerichtete Haus beſteht aus zwey Theilen. Das eine Zimmer iſt ſehr groß; durch dieſes wird das Waſſer nach dem andern

geleitet; im Boden ſind zwey Lucken, um das Waſſer von dem Unreinen was darinnen iſt, zu ſäubern. Das andre Zimmer hat eine große viereckte Grotte, die mit Brettern ausgeſchlagen, und mit einer Treppe verſehen iſt. In dieſes Zimmer ſind zwey Röhren mit metallnen Zapfen geleitet, aus welchen man während des Badens nach Gutdünken kaltes und warmes Waſſer haben und zu beliebiger Höhe ſteigen laſſen kann. Oben auf dem Waſſer ſammelt ſich eine Rinde, die faſt ſo dick wie ein Pfennig und ſalzig iſt. Man ſagte mir, daß das Waſſer, wenn man es zum Trinken brauche, laxire, und daß es deswegen ſelten innerlich, ſondern meiſt äußerlich gebraucht werde. Vor einiger Zeit waren viele Kranke auch aus den Hoſpitälern von Batavia hieher geſchickt, die ſich des Bades bedienen ſollten; man hatte auch zu dieſem Ende hier ein Hoſpital angelegt, welches nun aber gar nicht gebraucht wird. Jetzt wohnt hier ein europäiſcher Bauer, der die Aufſicht über das Bad, und einige dabey liegende Oerter hat.

Das hieſige Klima iſt ſehr geſund und erfriſchend. Die Luft war itzt ſogar, beſonders des Morgens und des Abends, nicht nur kühl ſondern wirklich recht kalt, ſo daß ich, da ich keinen Ueberrock mitgenommen hatte, wirklich für Abendkälte zitterte. Man ſollte es nicht für möglich halten, daß jemand in einem Lande, das beynahe unter dem Aequator ſelbſt liegt, frieren könne.

Hier, um Arkidomas, Tjiſeroa, und Pondogede, werden europäiſche Gartengewächſe, als Kohl, Möhren und andre Wurzeln, Grünigkeiten und dergleichen gebauet; auch hat man hier viele europäiſche Bäume gepflanzt. Von allen dieſen Oertern werden wöchentlich dreymal Küchengewächſe, Früchte und der-

gleichen zum Gebrauch des Generalgouverneurs nach Batavia geſchickt. Die Apfelſinen wurden jetzt reif; ſie ſind ſchmackhafter als die, welche näher um Batavia wachſen.

Die Javaner ſowohl als die unter ihnen wohnenden Chineſer, decken ihre Häuſer mit geſpaltenen Stücken Bamboholz, die beynahe wie Ziegelſteine übereinander gelegt werden.

Ich lernte hier auch einige Gewächſe und deren Gebrauch kennen. Kadondon nennen die Javaner ein Gewächs, das zu lebendigen Hecken gebraucht wird. Andewalu heißt ein Rankengewächs mit dreyfach getheilten Blättern, das ein gutes Gegengift ſeyn ſoll. Aus den beyden Kräutern, Korang garing und Tampal utan machen ſie blaue Farbe. Boa kirai iſt eine Frucht, die einen zuſammenziehenden und barſchen Geſchmack hat. Das Gewächs Tingling mintik wird für ein herzſtärkendes und gute Dienſte thuendes Arzeneymittel ausgegeben.

Die hieſigen Javaner erzählen, (und möchten es auch gar zu gern den Europäern einbilden), daß auf den tjipannaſchen Bergen eine Art Affen (Orang-Outang) gefunden werden, die krauſes Haar und hinterwärts gekehrte Füße haben. Indeſſen hat bisher kein Europäer dergleichen geſehen.

Ich traf hier eine Art Reiher (Ardea) an, welche den oſtindiſchen Kranichen (Antigone) ähnlich ſind, mit weißgelbem Schnabel, nacktem und gelben Halſe, kahlem und weißlichem Kopfe, bläulichen Füßen, ſchwarzgrauen Schwungfedern, ſchwarzem Rücken, ſchwarzem Schwanze und weißem Bauche. — Die

Lach-Taube (Columba riſoria), welche ich in der Gegend des Vorgebirges der guten Hoffnung nie anders als blau geſehen habe, iſt hier faſt durchgängig von hellerer Farbe, und mehrentheils weiß.

Den 24ſten Junius reiſeten wir über das Gebirge nach Pondogede zurück. Oben auf den Bergen, die allenthalben mit Wald und Büſchen bewachſen ſind, ſtiegen wir ab, ließen unſere Pferde am Wege ſtehen, und begaben uns noch höher hinauf zu einer der höchſten Spitzen, um daſelbſt die ſehr bekannte Waſſerhöhle bey Mehemedon zu beſehen. Ich fand hier beynahe nordeuropäiſches Clima, und unter andern Gewächſen auch verſchiedene Mooſe (Muſcus) und Flechten (Lichen), die ſonſt in den wärmſten Ländern Indiens ſehr ſelten, und faſt gar nicht anzutreffen ſind.

Wir blieben die Nacht zu Pondogede, und reiſeten am folgenden Tage nach Arkidomas, um einen Ort zu beſehen, der wegen verſchiedener aus Stein gehauener kleiner Bilder merkwürdig iſt, welche, drey oder vier bey einander, an verſchiednen Plätzen im Walde aufgeſtellt ſind. Die Japaner halten dieſe Bilder gar ſehr in Ehren, und die Chineſer opfern ihnen.

Unterwegens ſah ich wilde Pfauen im Walde ab und zu fliegen, bisweilen auch wohl ſich auf die Zweige ſetzen, und mit ihren langen, niederhangenden, prächtigen Schwänzen prangen.

Den ganzen Tag hatte der Commendant einer kleinen Citadelle uns Geſellſchaft geleiſtet, und zugleich zwey Soldaten mit genommen, die beſtändig auf kleinen Waldhörnern blieſen, um die Tiger abzuhalten. Dieſe Thiere ſind hier ſehr gefährlich, und ſchon mancher dieſe Wege paſſirende Javaner iſt von ihnen zerrißen

und verſchlungen worden, aber den Laut ſtarker Blaſe-Inſtrumente können ſie gar nicht vertragen.

Gegen Abend trafen wir zu Buytenzorg ein. Ehe wir aber dahin kamen, ritten wir nach einer Stelle unweit Paditulis, um einen ſehr alten Stein zu beſehen, auf welchem eine eingehauene Inſchrift befindlich iſt, die bisher noch niemand hat leſen oder erklären können. Der Stein iſt ungefähr Mannshoch und etwa zwey Fuß breit. Die Buchſtaben ſcheinen von der Linken zur Rechten geſchrieben zu ſeyn, und machen neuntehalb Zeilen aus.

Den 26ſten machten wir wieder einen kleinen Nebenritt nach dem Berge Tjorroton, welcher in mehreren Hinſichten merkwürdig iſt. Er ſteht ganz iſolirt, und beynahe mitten im Lande. Die Reiſe dahin nahmen wir hauptſächlich in der Abſicht vor, die beſondern Höhlen dieſes Berges zu beſehen, worin die chineſiſchen Schwalben (Hirundo eſculenta) ihre Neſter bauen, welches die bekannten geleeartigen Vogelneſter ſind, die als große Leckerbiſſen gegeſſen werden. Wir giengen zu Fuß hinauf, und kamen in kurzer Zeit auf den Gipfel. Jene Höhlen ſind eigentlich an der Südſeite des Berges und oben ganz bedeckt. Sie ſcheinen nicht auf die Art, daß der Berg große Ritzen bekommen, entſtanden zu ſeyn, weil man oberwärts gar keine Ritzen ſieht; ſondern mir kam es vor, daß ſie ihren Urſprung dem Verwittern einzelner Theile des Berges zu verdanken haben, weil ſie allezeit nach unten gehen und unten Waſſer enthalten. Ich gieng in einige dieſer Höhlen hinein, und ſtieg ſogar eine gute Strecke auf Leitern von Bamborohr darin hinunter, ohne etwas anders als Gefahr, Dunkelheit und

gleichſam Abtheilungen in mehrere Gemächer zu finden. Die Javaner wollten uns nicht erlauben, auch nur ein einziges Neſt wegzunehmen, waren aber doch ſo höflich uns nicht nur einige, die ganz unverſehrt waren, zu ſchenken, ſondern uns auch auf unſre Bitte mit zwey ſolcher Schwalben ein Präſent zu machen. Dieſe Schwalben ſind klein und ganz ſchwarz.

Mein Reiſegeſellſchafter und ich wurden bey dem Javaniſchen Oberhauptmann der Provinz zu Mittag, ſehr koſtbar bewirthet. Er, ſein Schwager und wir beyden Fremden machten die ganze Geſellſchaft aus. Er verſtand das Maleyiſche, welches wir ſprachen, und ſprach es auch ziemlich. Für jeden von uns war das Eſſen auf kleine porcellanene Teller ſchon vorgelegt. Wir bekamen daher von jedem Gerichte zwar nicht viel, dagegen belief ſich auch die Anzahl der Gerichte auf neunzig, ſo daß wir kaum im Stande waren, von allem zu koſten.

Den 22ſten ritten wir nach einem Landhauſe das Herrn Duurkoop zugehört. Dies iſt ein ungemein ſchönes Gebäude, und hat einen Thurm, welcher wegen eines Echo merkwürdig iſt, das neun Sylben deutlich wiederholt.

Von dieſem anmuthigen Orte kamen wir endlich nach Batavia zurück.

Auf der jetzt beſchriebenen Reiſe ſah ich, daß die Chineſer in großer Menge auch in den innern Gegenden des Landes ſich niedergelaſſen haben, aber doch nicht mit den Javanern zuſammen wohnen. Dies ſoll ihnen verboten ſeyn, und zwar, um Uneinigkeit und Streit zu verhindern, wozu die Chineſer ſehr geneigt

ſeyn ſollen. Wenn ſie aber die Religion ändern und ſich beſchneiden laſſen iſt, es ihnen erlaubt. Nichtsdeſtoweniger ſind ſehr viele von ihnen mit Javanerinnen verheirathet, obgleich die Töchter der Chineſer keinen Javaner heirathen dürfen. Auch dürfen die Chineſer hier nicht, wie in China, ihre Frauen einſperren oder ihnen die Füße verunſtalten. Die hieſigen Chineſer tragen Pantoffeln mit Hinterleder und dicken Sohlen, die inwendig mit verſchiednen Lagen Hutfilz überlegt ſind, damit kein Waſſer eindringen, und die Füße nicht naß werden können; dieſe Pantoffeln ſind aber, ſo wie ihre Stiefeln, die eben ſo eingerichtet ſind, unbequem und ſchwer.

Während der übrigen Zeit meines hieſigen Aufenthalts, beſuchte ich fleißig das Hoſpital. In dieſer Anſtalt werden die Kranken zwar gut behandelt, demungeachtet ſterben ſie in großer Menge. Die Anzahl der Verſtorbnen hat ſich faſt jährlich vermehrt, und zwar in den letzten Zeiten vorzüglich dadurch, daß die Kanäle, welche das Waſſer durch die Stadt leiten, nicht gehörig rein gehalten werden. Mit dieſer Unordnung geht es ſo weit, daß die Chineſer nicht nur den Abfall von Grünigkeiten und Gartengewächſen, ſondern oft todtes Vieh in die Canäle werfen, welches ich nicht ſelten ſelbſt geſehen habe. Beſonders hat dieſe ſchlimme Gewohnheit überhand genommen, ſeitdem die Vornehmen angefangen haben, Luſthäuſer und Gärten vor der Stadt anzulegen, und ſogar auſſerhalb der Stadt zu wohnen. Aus den Sterbeliſten erſah ich unter andern das Verzeichniß der im Hoſpitale von Jahr zu Jahr verſtorbnen Europäer. Ich will es hier vom Jahre 1714 an mittheilen.

Jahr.	Zahl der Verſtor-benen.	Jahr.	Zahl der Verſtor-benen.	Jahr.	Zahl der Verſtor-benen.	Jahr.	Zahl der Verſtor-benen.
1714	459	1730	671	1746	1565	1762	1390
1715	469	1731	780	1747	1881	1763	1750
1716	453	1732	781	1748	1261	1764	1757
1717	491	1733	1116	1749	1478	1765	1754
1718	591	1734	1375	1750	2035	1766	2039
1719	660	1735	1568	1751	1969	1767	2404
1720	750	1736	1574	1752	1601	1768	1831
1721	614	1737	1993	1753	1618	1769	1740
1722	730	1738	1776	1754	1517	1770	2706
1723	657	1739	998	1755	2109	1771	2316
1724	769	1740	1124	1756	1487	1772	2305
1725	925	1741	1075	1757	1441	1773	1187
1726	904	1742	1082	1758	1638	1774	1957
1727	676	1743	1283	1759	1373	1775	2788
1728	656	1744	1595	1760	1317	1776	2877
1729	626	1745	1604	1761	1000		

Aus dieſem Verzeichniſſe erhellet, daß die Zahl der Verſtorbnen beynahe von Jahr zu Jahr zugenommen hat; daß dieſe Zunahme aber beſonders nach drey merkwürdigen Veränderungen beträchtlich geweſen iſt. Von 1714 bis 1733. ſind die wenigſten geſtorben. Im Jahr 1733. fieng man an, auſſerhalb der Stadt einen Graben oder Waſſerleitung nach der Stadt zu ziehen, wobey ſehr viele, ſowohl Javaner als andre, umkamen. Von dieſer Zeit an iſt auch die Anzahl der Verſtorbenen allezeit gewachſen. Im Jahr 1761. machte man den Anfang damit, in das vor der Stadt belegene Hoſpital mehr als zweyhundert Geneſende, auſſer welchen vorher niemand dahin gebracht wurde, aufzunehmen, und ſeit dieſer Zeit iſt die Zahl der Verſtorbnen noch höher geſtiegen. Endlich wurde 1775. auf der Rhede

ein Krankenſchiff eingerichtet, da denn ſowohl in dieſem als im folgenden Jahre die Anzahl am allergrößten geweſen iſt.

Um meinen Endzweck, nach Ceilon zu reiſen, zu erreichen, wurde ich auf mein Anſuchen zum erſten Wundarzte auf einem nach dieſer Inſel beſtimmten Schiffe angenommen, nachdem ſowohl Herr Radermacher als mein Wirth, Doctor Hoffmann, durch das Anerbieten, mir eine vortheilhafte Stelle zu Batavia zu verſchaffen, verſchiedne Verſuche gemacht hatten, die mich wohl hätten reizen können, hier zu bleiben. Zwar konnte ich die Hitze ſehr gut vertragen, und befand mich auch übrigens unter dieſem ſo warmen und für die Europäer ſo ungeſunden Himmelsſtriche ſehr wohl. Aber es iſt hier doch beſchwerlich und ſehr läſtig ſeine Geſchäfte zu verrichten, und die Liebe zu meinem Vaterlande machte mich gegen alle andre Vorſtellungen taub, ſelbſt zu einer Zeit, da ich noch kein Glück für mich in demſelben vorherſehen konnte.

Ehe das Schiff ſeine völlige Ladung eingenommen hatte, ſtellte ich noch verſchiedne botaniſche Excurſionen um Batavia an. Unter andern kam ich nach Jaccatra. Dies iſt ein ziemlich angenehmer Ort, nicht weit von der Stadt. Es war ehemahls die Hauptſtadt dieſer Inſel, und wurde von den Holländer 1619. erobert. Jetzt wird hier eine kleine Anzahl Soldaten gehalten, um die Citadelle zu bewachen, und der Ort wird gleichſam wie eine Vormauer für Batavia angeſehen.

Ungeachtet es in Batavia ſchon an und für ſich ſelbſt höchſt ungeſund zu wohnen iſt, ſo ſind die Eu-

ropäer hier doch faſt gar nicht darauf bedacht, ihre Geſundheit zu erhalten, ſondern ſie führen meiſtens ein unordentliches Leben. Beym Mittagseſſen erhitzen ſie das Blut durch Wein und ſtarkes Bier, und nach der Mahlzeit durch Tobackrauchen und ebenfalls durch Wein und ſtarkes Bier. Um halb drey Uhr legt man ſich zu Bette, und hält bis fünf Mittagsruhe. Der Abend wird in Geſellſchaft zugebracht und zwar beym Spieltiſche und abermals bey ſtarkem Bier und Wein, und mit der den hieſigen Europäern ſo ganz unentbehrlichen Tobackspfeiſe. Gegen halb acht geht man wieder zu Tiſche, thut eine gute Mahlzeit und trinkt wiederum Wein und ſtarkes Bier. Nach geendigtem Abendeſſen zündet man die, nur während der Mahlzeit weggelegte Pfeiſe, ſogleich wieder an, raucht bis elf Uhr, und trinkt Wein und ſtarkes Bier dazu, bis man, von Hitze, Bier und Wein im Kopfe verworren, von Tobacksrauch halb berauſcht, und dabey müde und ſchläfrig ſich endlich zu Bette verfügt, um eines unruhigen Schlafes zu genießen.

Die Portugieſen ſind zwar ehe als andre Europäer, und zwar ſchon 1510. nach Java gekommen, haben ſich da aber nie förmlich niedergelaſſen. Nach ihnen kamen die Engländer und bald hernach, 1596. die Holländer.

Auf Java ſind drey Hauptreligionen: die heidniſche, zu welcher ſich die Chineſer und ein Theil der Javaner; die muhamedaniſche, zu welcher ein großer Theil der Javaner; und die chriſtliche, zu welcher die Europäer, und ein Theil der Javaner, Maleyer und andrer Indier, ſich bekennen.

Im

Im erſten Bande habe ich bereits vom Javaſchen Handel umſtändliche Nachricht gegeben. Hier will ich nur noch das Verzeichniß der Produkte dieſes Landes nachholen, welche vornemlich von dort ausgeführt werden. Dies ſind: Reis, der vortrefflich iſt und nach mehreren indiſchen Ländern zum Verkauf gebracht wird, und deſſen noch mehr ſeyn würde, wenn nicht der ſogenannte Reisfreſſer, ein Vogel aus dem Geſchlechte der Kernbeißer (Loxia oryzivora), welcher hier in großer Menge vorhanden iſt, den Reisfeldern ſo großen Schaden thäte. Kardomomen von derjenigen Art, die ründliche Saamenkapſeln hat (Cardomomum compactum). Zucker, welcher als Puderzucker nicht nur nach allen indiſchen Handelsplätzen, ſondern auch nach Europa geht; vor Ankunft der Holländer wuchs hier kein Zuckerrohr, ſondern dieſe haben es hieher gebracht, jetzt wächſt es aber in Menge. Salz, welches nach verſchiedenen Ländern in Indien gebracht, und beſonders auf den moluckiſchen Inſeln ſehr theuer verkauft wird. Pfeffer, der meiſt nach Europa kommt. Indigo, Kattun und etwas Baumwollengarn. Vogelneſter, die größtentheils zu Canton, und zwar mit ungemeinem Vortheil, verkauft werden.

Auſſer der im erſten Bande beſchriebnen kupfernen Scheidemünze curſirt hier auch noch eine andre Art: nemlich Pfennige, welche die Compagnie von gewöhnlichem ſchwediſchen Kupfer, und zwar in Europa, ſchlagen läßt, und hieher ſchickt. Es giebt zwey Arten davon, die ganz gleich ausſehen, aber an Größe verſchieden ſind, und zwar ſo, daß die eine halb ſo groß als die andre iſt. Die große kommt deutſchen und ſchwediſchen Kupferpfennigen gleich. Auf der einen Seite iſt das gewöhnliche Wapen der Compagnie,

nebſt der Jahrzahl, und auf der andern das Wapen derjenigen Provinz, welche ſie hat prägen laſſen, zu ſehen. Der Werth, ſowohl der großen als der kleinen, iſt noch einmal ſo groß als er in Europa ſeyn würde, und die Compagnie gewinnt an hundert Procent dabey. — Auch ſah ich bey den Chineſern und Javanern holländiſche Dukaten. Man hatte aber oberwärts mit einem kleinen runden Stempel einige Javaniſche Buchſtaben darauf gedruckt, wodurch ſie den Javanern lieb werden und Curs unter ihnen bekommen.

Vierte Abtheilung.

Reiſe von Batavia nach Ceylon und Aufenthalt daſelbſt, vom 5ten Julius 1777 bis den 6ſten Februar 1778.

Erſter Abſchnitt.

Beſchreibung der Reiſe nach Ceylon, und Aufenthalt daſelbſt, wie auch einiger Reiſen in dieſem Lande.

Den 5ten Julius 1777 begab ich mich an Bord des Schiffes Mars, um mit demſelben nach Ceylon zu gehen. Ich hatte mich mit verſchiedenen Empfehlungsſchreiben an den Gouverneur und andere holländiſche Beamte daſelbſt verſehen. Zwey Tage darauf lichteten wir die Anker, und entfernten uns bey ſanftem günſtigen Winde, von Java, einem der herrlichſten Länder in der Welt.

Den 11ten legten wir uns bey Angier vor Anker, um daſelbſt friſches Waſſer zu unſrer bevorſtehenden Reiſe einzunehmen. Auf dieſer Rhede trafen wir den ſchwediſchen Oſtindienfahrer, das Stockholmer Schloß, an, welcher nach China beſtimmt war. Dies Schiff wollte ſich hier ebenfalls mit Waſſer verſorgen, und ich hatte bey dieſer Gelegenheit die Freude, verſchiedene

Freunde und Landsleute zu umarmen, unter andern Capitain Petterſen, und die Supercargen Alnoor und Bladh. Das Waſſer, welches hier aus einem ins Meer herabfließenden Bache geholt wird, iſt zwar ſüß und nicht ganz ſchlecht, aber ſehr dick; und dadurch, daß es hier ſehr ſchwer iſt an Land zu kommen, und die Tonnen im Waſſer ans Land gerollt werden müſſen, wird es, wenn man davon holt, noch dicker. Dies Waſſer trug auch ſehr viel dazu bey, auf der Reiſe die unter der Mannſchaft entſtandene Diarrhöe zu unterhalten und zu vermehren. Wenn man es wagte, ein einziges Glas davon allein zu trinken, ohne Caffeé oder Thee hinzuzugießen, ſo konnte man darauf rechnen, daß bald darauf eine Art Durchfall entſtand.

Ich gieng mit den Waſſerſchöpfern ans Land, und fand hier die große Art Piſang, (Troglodyten- oder Affenmuſe, Muſa troglodytarum) und zwar mit ziemlich deutlichem Saamen; die Körner waren platt und beynahe ſo groß als Leinſaamen.

Die im Dorfe wohnenden Javaner verkauften ſogenannte ſpaniſche Rohre in Menge, und die Schweden kauften verſchiedene von der beſſern Art, wobey ich das Vergnügen hatte meinen Landsleuten, durch Hülfe des wenigen was ich von der maleyiſchen Sprache verſtand, zum Dolmetſcher zu dienen.

Unſere weitere Fahrt ging mit gutem Winde glücklich von Statten. Den erſten Auguſt paſſirten wir die Sonne, das iſt, wir hatten ſie im Scheitelpunkte; den 28ſten ſahen wir die malabariſche Küſte, und zwar in der Gegend von Cochin; und ſegelten hernach längs derſelben, namentlich Porca, Ceylon und Cap Komorin vorbey.

Unſer Schiff war ſehr ſtark, ich kann wohl ſagen, übermäßig beladen, ſo, daß es gewiß übel daran geweſen wäre, wenn wir heftigen Sturm bekommen hätten. Die Urſach von dergleichen, und von ſo manchen andern Unordnungen, Unannehmlichkeiten und Unglücksfällen, iſt die übertriebene Gewinnſucht der Bedienten der Compagnie. Der Capitain und die ſämmtlichen Schiffsofficiere haben das Recht, mit gewiſſen Waaren zu handeln. Zu dieſem Ende wird ihnen ein Raum von gewiſſen Laſten im Schiffe zugeſtanden. Aber unter Vorwand dieſes Rechts, nehmen ſie, um deſto mehr zu gewinnen, noch einmal ſo viel von ſolchen Waaren mit als dieſer Raum faßt; um ſo viel mehr wird denn aber auch das Schiff über die Gebühr belaſtet. Beſonders ſind es der Capitain und der Oberſteuermann, die ſich dies eigenmächtig herausnehmen. Die Handelswaaren, welche diesmal von Privatperſonen auf jene Art mitgenommen wurden, beſtanden in einer Menge Reiß, Puderzucker (Kochzucker) und Arrack.

Am 22ſten Auguſt bekamen wir die Inſel Ceylon zu Geſicht, und langten am folgenden Tage ſchon auf der daſigen Rede an. Aber hier fehlte wenig, daß wir nicht durch die Ungeſchicklichkeit und Furchtſamkeit des Capitains Schiffbruch litten. Indem wir mit dem Senkbley in der Hand weiter ſegelten, und uns deshalb ganz ſicher glaubten, ſahen wir uns mit einemmale ganz nahe an den Sandbänken, welche in dem Kanal liegen, der die Inſel vom feſten Lande trennt. Schon war das Schiff einer Sandbank ſo nahe, daß wir glaubten, es würde im nächſten Augenblick darauf feſtſitzen, als der Unterſteuermann, ein raſcher und unternehmender Seemann, wie er die ſichtbare

Erſchrockenheit und Muthloſigkeit des Capitains bemerkte, das Commando nahm, und eine Wendung machen ließ, wodurch das ſehr tief gehende Schiff innerhalb wenig Minuten in tieferes Waſſer geſetzt, und wir alle der Gefahr glücklich entriſſen wurden.

Am folgenden Tage kam von Europa das ſeeländiſche Schiff Wilhelm der Fünfte, und einige Tage nachher das Schiff Loo von Amſterdam, allhier an.

Sobald wir die Anker geworfen hatten, ſchickte ich meine Empfehlungsſchreiben nach Columbo, und eilte bald darauf ſelbſt ans Land.

In der Stadt machte ich zuerſt dem Gouverneur Falk die Aufwartung. Dieſer Herr iſt ein gelehrter und verſtändiger Mann, und zugleich der uneigennützigſte von allen Beamten der Compagnie, die ich kenne. Er iſt auf Ceylon gebohren, und hat zu Utrecht ſtudirt. Der Generalgouverneur van der Parra, hat ihn zu dieſem Dienſte befördert, deſſen er ſich auch in jedem Betrachte völlig würdig bezeigt.

Auſſer vielen andern, die mir hier Freundſchaft erwieſen, muß ich vorzüglich Herrn van Sluyſken rühmen. Man nennt ihn hier gewöhnlich Capitain Kaneel (Zimmt-Capitain), weil alle, die den Kaneel (oder Zimmt) ſchälen und liefern, unter ſeinem Befehl ſtehen. Bey dieſem war ich gewöhnlich zwey bis dreymal in der Woche zu Gaſte, und fand bey ihm allemal eine muntere Geſellſchaft.

Ferner machte ich hier die Bekanntſchaft zweyer würdiger Landsleute, Baron von Albedyl, der Officier bey der hieſigen Garniſon war, und Herr van Keulen, eigentlich Kjellin, welcher ſich hier als Bürger niedergelaſſen hatte, und ausgebreitete, einträgliche Handlung auf der Küſte Koromandel trieb. Auch

lernte ich einen alten braven Mann, Capitain Höpner, kennen, der in ſeiner Jugend als Matroſe auf einem Kauffahrteyſchiffe aus Schweden gegangen war, und auf dieſer Reiſe in einem Gefechte mit einem türkiſchen Seeräuber durch eine Kugel den einen Daum verloren hatte, hernach aber im Dienſte der holländiſchen Compagnie von unten auf, bis zum Capitain geſtiegen war, ein Glück, das er beſonders ſeinen Kenntniſſen und Geſchicklichkeiten als Artilleriſt und Feuerwerker verdankte. Dieſer biedre Mann verſtattete mir nicht nur als einem guten Freunde und Landsmann in ſeinem Hauſe freyen Zutritt, ſondern bot mir auch Wohnung und Tiſch an, ſo lange ich mich hier aufhalten würde. Ich nahm dies Anerbieten aber nicht an, ſondern blieb lieber in dem gewöhnlichen Wirthshauſe, um deſto weniger eingeſchränkt zu ſeyn, wenn ich Reiſen, oder, zu Vermehrung meiner Naturalienſammlungen, Spaziergänge würde anſtellen wollen.

Columbo, die Hauptſtadt des holländiſchen Handels auf dieſer Inſel, iſt ein großer und ſchöner Ort, rund umher mit Wällen umgeben, und ſehr ſtark befeſtigt. Der Pallaſt des Statthalters iſt nur ein Stockwerk hoch, aber ein ungemein ſchönes Gebäude; vor demſelben läuft eine Gallerie hin, auf welche alle längſt der Fronte belegene Zimmer einen Ausgang haben, und wo ſichs angenehm und kühl ſitzen läßt.

Die Luft iſt zwar hier eben ſo heiß als zu Batavia; aber da die Küſte ſelbſt nicht ſo niedrig liegt, ſondern das Land höher iſt, auch der Wind mehr wehet, ſo iſt die Hitze doch viel erträglicher und das Klima geſunder.

Zu Columbo war es mein Hauptgeſchäft täglich in der umliegenden Gegend herumzuwandern, und im Schweiße meines Angeſichts die Naturprodukte des Landes zu ſammeln, unterdeß meine Reiſegefährten ihre Waaren im Wirthshauſe auskramten und ihr Gewerbe auf eine weit einträglichere Art trieben. Auf meinen Wanderungen hatte ich einen Ceyloner oder Cingaleſer*) bey mir, den mir der Gouverneur verſchaft hatte. Dieſer war ein, nach Landesart geſchickter, Arzt, ſagte mir allezeit die ceylonſchen und malabariſchen Namen der Gewächſe, und beſchrieb mir die Art, wie ſie gegen dieſe und jene Krankheiten gebraucht würden. Seine mediciniſchen Kenntniſſe waren indeſſen ſehr geringe; und ſeine Aeuſſerungen darüber nicht ſelten ſo ungereimt, daß ich von dieſer Seite nicht viel von ihm lernen konnte.

Unter andern beſuchte ich das nicht ſehr weit von der Stadt belegene Landhaus des Gouverneurs, das den Namen Paß führt. Das Luſtſchloß iſt ſchön und hat einen großen Garten, wo man ſeit einigen Jahren eine Plantage von Kaneelbäumen angelegt hat.

Im Anfange des Novembers machte ich eine Reiſe von Columbo nach Mature, in Geſellſchaft mit Herrn Frobus, der in Geſchäften der Compagnie dahin reiſen mußte, um in Barbary, Gale und Mature Kaneel einpacken zu laſſen, während Herr Sluyſken nach Negumbo gieng, um das Einpacken und Abſenden des Kaneels mit den nach Europa zurückkehrenden Schiffen von dort aus zu beſorgen.

*) Der Verfaſſer gebraucht die Benennungen Ceyloner und Cingaler oder Cingaleſer, ceiloniſch und cingaleſiſch ohne Unterſchied, die eine für die andere. Eigentlich heiſſen aber die ſüdlichen Einwohner Cingaleſer, und die nördlichen Wadas.

Die Reiſe geſchah in einem Palankin. Der Weg war an vielen Stellen ſandig und beſchwerlich, lief immer långſt dem Strande und gieng über Panture, Kaltere, Barbary, Weltotte, Amlagotte, Hekkede und Gale, welches zuſammen ſiebenzehn Meilen beträgt; ferner über Belligamar, fünf Meilen, von da wir bis Mature noch viertehalb Meilen hatten.

Ueber die Flüſſe gehen hier keine Brücken, ſondern man muß in Böten überfahren. Dieſe Böte ſind nur klein; ihrer werden daher drey zuſammengebunden, und mit Brettern belegt, daß eine Art ſchwimmender Brücke daraus wird. Die Flüſſe ſind von anſehnlicher Breite, und ſehr tief, auch oft ſehr reiſſend.

An der Landſtraße ſind auf Koſten der Compagnie verſchiedene Håuſer angelegt, worin man ausruhen und die Nacht zubringen kann. Einige dieſer Håuſer ſind groß und ſchön. Zu unſerer Ankunft waren die Fußboden der Zimmer mit Leinewand belegt; auch hatte man die Stühle und Tiſche mit einem ſolchen Ueberzuge verſehen. Die Zimmer ſelbſt hatte man mit allerley ſchönen und pråchtigen Blumen geſchmückt. Vor dem Hauſe waren verſchiedene hölzerne Pfeiler errichtet, die man mit jungen Kokosblåttern bekleidet, mit Blumen geziert und oben darüber Leinewand ausgeſpannt hatte. Als wir vor dem Hauſe ankamen, wurde ein Stück Leinewand auf die Erde ausgebreitet, und der Tragſeſſel auf daſſelbe niedergeſetzt. Darauf wurde bis an die Hausthür ebenfalls ein Laken gelegt, über welches wir nach dem Hauſe giengen. Dieſe Ehrenbezeugungen wiederfahren den Europåern gewöhnlich, wenn ſie in Angelegenheiten und Geſchåften der Compagnie reiſen.

Den 4ten waren wir abgereiſet. Am folgenden Tage langten wir zu Kaltere an; dies iſt eine Feſtung, in welcher ein Lieutenant commandirt.

Nachmittags kamen wir nach Barbary. Hieher wird der Kaneel aus der ganzen umliegenden Gegend geliefert. Zur Aufbewahrung deſſelben ſind hier vier, von Steinen erbaute Waarenhäuſer vorhanden, in welchen zugleich das Kair, eine Art Zeug von Kokosfaſern, verfertigt wird. Im Hafen vor der Stadt, können die Schiffe, welche hier Kaneel laden, ſicher vor Anker liegen.

Am 7ten ſetzten wir die Reiſe weiter fort, und kamen am 8ten des Abend zu Gale an. Dieß iſt eine ſchöne, gut befeſtigte Stadt, die auf einem in die See ſchießenden Vorgebirge liegt.

Das Trinkwaſſer in dieſer Stadt, iſt in medizinischer Rückſicht merkwürdig. Es blähet nämlich den Unterleib ſehr auf und veranlaßt, allem Anſehen nach, auch die ſogenannte malabariſche Krankheit, welche die Hoden und die Füße befällt und hier in dieſer Stadt ſehr gewöhnlich, auſſer derſelben aber ſelten iſt.

Den 13ten November traten wir die Rückreiſe von Mature an, trafen Tages darauf zu Gale ein, reiſeten den 16ten von da wieder ab, und kamen am 19ten nach Columbo zurück.

Nicht lange hernach, den 7ten December machte ich abermals eine Reiſe von Columbo nach Mature, und zwar auf Erſuchen des Gouverneurs, um als Arzt die Gemahlin des Grafen Ranzow zu beſuchen, die an einer ſchweren langwierigen Krankheit darnieder lag. Graf Ranzow war Chef des Comtoirs der Compagnie zu Matſure. Während der wenigen Wochen, die ich hier zubrachte, erwies er mir viel Güte und Wohlwollen.

Ich reiſete Tag und Nacht, von zwölf raſchen Mohren getragen, welche die ganze Reiſe aushielten, ohne auszuruhen, ſo, daß ich in dreimal vier und zwanzig Stunden an Ort und Stelle kam.

Zu Mature machte ich tägliche Excurſionen, beſonders um die auf Ceylon vorhandenen Edelſteine, welche hauptſächlich in dieſer Gegend aus der Erde gegraben werden, nach ihren verſchiedenen Gattungen, desgleichen die Art, wie ſie aufgeſucht, bearbeitet und gebraucht werden, genau kennen zu lernen. Von dieſen Steinen ſchafte ich mir eine Sammlung an.

Den 20ſten December reiſete ich nach Columbo zurück, und traf dort, am Abend vor Neujahr, glücklich wieder ein. Ein junger Graf Ranzow, der mit einem holländiſchen Schiffe als Conſtabel aus Europa hieher gekommen war, und ſeinen Bruder beſucht hatte, reiſete mit. Dieſer junge Herr, der von ungemein hitzigem Temperamente war, hatte zugleich das Unglück, an den Füßen gebrechlich zu ſeyn. Demungeachtet focht er gut und hurtig, und war troz ſeiner ſchiefen Beine und krummen Füße ein vortreflicher Tänzer.

Nach Neujahr kamen, wie jedes Jahr zu geſchehen pflegt, drey Abgeſandte vom Kaiſer zu Candy in Columbo an. Sie wurden, im Namen der Compagnie, von Abgeordneten, bey Situwaka empfangen, bewillkommt und nach der außerhalb der Feſtung liegenden Altſtadt begleitet, wo ſie die für ſie beſtimmte Wohnung bezogen, und bis zum Audienztage blieben.

Den 7ten Februar gieng die Gegen Ambaſſade der Compagnie an den Kaiſer von Columbo ab; ſie pflegt aus einem Kaufmann und zwey Aſſiſtenten zu beſtehen.

Um dieſe Zeit wurde auch mit vieler Pracht und Feſtlichkeit die Inſtallirung des neuen Generalgouverneurs zu Batavia hier gefeyert. Die öffentlichen Freudensbezeugungen darüber beſtanden in Losbrennung des Geſchützes von den Wällen der Feſtung, und von den Schiffen im Hafen. Am Abend gab der Statthalter eine große Mahlzeit und einen Ball, zu welchem alle Beamte der Compagnie, alle Schiffsofficiere und das vornehmſte Frauenzimmer eingeladen waren.

Auf der malabariſchen Küſte waren einige Mißhelligkeiten entſtanden, welche den hieſigen Gouverneur nöthigten, einige Truppen nach Cochin zu ſchicken. Da man mit Ausrüſtung derſelben beſchäftigt war, ſo fragte mich der Gouverneur, ob ich bey dieſer Gelegenheit eine Reiſe nach dem feſten Lande von Oſtindien machen wollte? Weil ich aber ſchon zu Batavia den Entſchluß gefaßt hatte, nun endlich wieder nach Europa zurückzukehren, und das Schiff, mit welchem ich hieher gekommen war, und zu welchem ich gehörte, ſchon ſegelfertig lag, um nach Europa zu gehen, ſchlug ich dies Anerbieten aus, und erbat mir dagegen die Erlaubniß, mit einem andern Schiffschirurgus zu tauſchen, noch einen Monat auf dieſer herrlichen Inſel zu bleiben, und mich auf einem von denjenigen Schiffen, welche im Februar von hier abſegeln ſollten, anſtellen zu laſſen, welches mir auch bewilliget wurde.

Während meines ſolchergeſtalt hier verlängerten Aufenthalts, nahm ich, in Geſellſchaft der Herren Sluyſken und Conradi, eine kleine Reiſe nach Negumbo vor; den 17ten Februar reiſeten wir ab, und am folgenden Tage kamen wir daſelbſt an.

Negumbo iſt ein kleiner befeſtigter Platz, den man mit Wällen umgeben, und mit einem ſteinernen Thorgebäude verſehen hat, und wo ein Fähnrich Commendant iſt.

Unterdeſſen daß hier eine Menge Kaneel eingepackt wurde, reiſete ich, von einem Ceyloner begleitet, zu Pferde etwas landeinwärts, um die in dieſem Bezirke angelegte große und merkwürdige ſogenannte Elephantenfalle zu beſehen, wovon ich unten an ſeinem Orte mehr ſagen werde.

In der folgenden Nacht, da es angenehm kühl war, ritt ich nach Negumbo zurück, und den 20ſten Januar traf ich mit meinen Reiſegefährten wieder zu Columbo ein.

Hier kaufte ich für zwölf Pagoden einen Bezoarſtein, der für ſehr rar, und für den größten der von dieſer Art je in der Gallenblaſe des weißbärtigen Affen (Simia Silenus), gefunden ſey, ausgegeben wurde. Dieſer Stein heißt hier gewöhnlich Apeſteen (Affenſtein), und iſt auswendig glatt. Das hier gedachte Exemplar wird jetzt in der akademiſchen Mineralienſammlung zu Upſala aufbewahrt.

Kurz vor meiner Abreiſe aus Ceylon fand ich zufälligerweiſe Gelegenheit einem meiner Landesleute in Columbo ſehr nützlich zu werden. Ich hatte ſchon verſchiedenemal, wenn ich bey den Schildwachen am Thore vorbeygieng, bemerkt, daß ein gewiſſer Soldat, indem er das Gewehr vor mir präſentirte, welches vor jeden Schiffsofficier geſchieht, mich mit beſonderer Aufmerkſamkeit anſah. Dies veranlaßte mich ihn zu fragen, was für ein Landsmann er ſey. Er antwortete mir, er

ſey ein Schwede, und heiße Bolin; er ſey Notarius (Secretair) in einem Collegium zu Stockholm geweſen; habe eines gehabten Unglücks wegen ſein Vaterland verlaſſen müſſen, ſey darauf als Soldat auf ein holländiſches Schiff gegangen, und habe hier mehrere Jahre zugebracht, ohne irgend weiter befördert zu ſeyn. Sobald ich mich nach ihm näher erkundigt und erfahren hatte, daß er eine gute Hand ſchreibe, etwas vom Buchhalten verſtehe, und Luſt habe nach Batavia zu gehen, bat ich mir für ihn vom Gouverneur die Erlaubniß hiezu aus, welcher ſie auch ſogleich ertheilte. Ich gab ihm Empfehlungsſchreiben an die Herren Radermacher und Wimmercranz mit. Er kam glücklich zu Batavia an, ward von Herrn Radermacher ſogleich zum Aſſiſtenten, und bald hernach zum Buchhalter ernannt. Capitain Wimmercranz nahm ihn in ſein Haus auf, und erzeigte ihm, ſo lange er lebte, die größten Wohlthaten.

Zweyter Abſchnitt.

Zoologiſche Merkwürdigkeiten, beſonders vom Elephanten.

Die Ochſen, welche man in Ceilon hat, ſind ſehr klein und mager; manche waren nicht viel größer als in Europa ein Kalb von zwey Monaten. Sie werden vor Karren geſpannt.

Die Elephanten werden hier in großen Fallen, wenn man dieſe Anſtalten ſo nennen kann, gefangen. In einer ſolchen Falle fängt man ihrer viele nacheinander, und ſchließt ſie zuſammen darin ein. Ich habe oben erzählt, daß ich nach einem Orte, wo eine ſolche

Falle angelegt iſt, hinreiſete, und ſie beſah. Die Falle iſt von ſtarken Kokosbäumen gebauet, und zwar beynahe in Geſtalt eines Dreyecks, deſſen Baſis oder breite Seite nach dem Walde hinſieht, und zugleich mit einzeln ſtehenden Bäumen und Büſchen beſetzt iſt, die ſich immer weiter ausbreiten, und zwey lange, endlich ganz unmerkliche Arme bilden. Da wo dieſelben an der Falle nahe zuſammen kommen, ſtehen zu beyden Seiten, nach außen, ſtarke Pfäle dicht bey einander, auch ſind ſtarke Stricke angebracht. Endlich kommen ſie ſo nahe zuſammen, daß nur ein einziger Elephant ſich durch die Oeffnung durchdrängen kann. Wenn der Gouverneur für die holländiſche Compagnie eine Elephantenjagd anſtellen läßt, welches nach Verlauf gewiſſer Jahre geſchieht, ſo wird es auf folgende Art gemacht. Eine Menge Leute, ſowohl Europäer als Ceiloner, werden in die Wälder detaſchirt, ungefehr eben ſo, als wenn man in den nördlichen Ländern von Europa auf ein Treibjagen ausgeht. Die Leute vertheilen ſich in einen weiten Kreis, und umringen einen gewiſſen Bezirk, wo man zuvor Elephanten ausgeſpürt hat. Darauf kommen ſie immer näher, und treiben die Elephanten durch vieles Lärmen, Geſchrey und Trommeln immer näher nach der Seite hin, wo die Falle für ſie angelegt iſt. Endlich werden Fackeln angezündet, um ſie noch mehr zu ſchrecken und zu zwingen, daß ſie in die Falle hinein müſſen. Sobald ſie alle darinnen ſind, wird die Falle hinter ihnen zugemacht. Als das letztemal auf dieſe Art gejagt wurde, betrug ihre Anzahl über hundert; die vorhergehendenmale hat man bisweilen mehr als hundert und dreyßig bekommen.

Die ſo gefangenen Elephanten werden hernach größtentheils zu Jafnapatnam an die coromandelſchen Fürſten verkauft. Die erſte Sorge iſt daher, ſie aus der Falle zu führen und zu zähmen. Zu dieſem Ende werden ein oder zwey zahme Elephanten an die Seite der Oeffnung geſtellt, durch welche jeder Elephant allein herausgelaſſen, und darauf ſogleich mit ſtarken Stricken neben den zahmen feſt angebunden wird, die ihn denn mit ihren Rüſſeln ſo lange züchtigen, bis er auch zahm wird, und mit ſich nach Gefallen umgehen läßt. Dies geht oft ſehr geſchwind, manchmal werden nur einige Tage dazu erfordert, beſonders wenn die wilden zugleich durch Hunger gebändigt werden. Wenn dies geſchehen iſt, werden ſie beſichtiget und gemeſſen. Zu dem Ende werden ſie auf einen mit Korallenſteinen ganz eben belegten Platz gebracht. Das Meſſen verrichtet ein Mann, der auf einem zahmen Elephanten reitet, mit einem Maasſtabe, der nach Covidos eingetheilt iſt. Drey Covidos ſind ſo viel als zwey Ellen, und gemeiniglich mißt ein Elephant von der Erde bis zum Schulterblatt zehn Covidos, das iſt ohngefähr vierzehn Fuß. Nach dem Meſſen wird der Elephant überall genau beſichtigt und unterſucht, und, nächſt der Größe auch jeder etwa vorgefundene Fehler, Gebrechen oder Schaden, ſchriftlich angemerkt, und der Preis feſtgeſetzt. Im Durchſchnitt gilt ein zahmer Elephant ohngefähr zweyhundert Thaler. Hat er aber einen Fehler, zum Beyſpiel, wenn er den Schwanz verloren hat, ein Ohr in Stücken geriſſen iſt, an den Füßen ein Zehe fehlt, oder was es ſonſt für ein Schaden ſeyn mag, ſo werden für jeden Fehler, je nachdem er von mehr oder weniger Belang iſt, funfzig, ſechzig bis achtzig Thaler abgerechnet. Da es ſehr ſelten iſt, einen Elephan-

Elephanten zu finden, der gar keine Mängel hat, ſo pflegen die fehlerfreyen für fünf hundert bis tauſend Thaler verkauft zu werden. Wenn eine Auction angeſtellt wird, ſo thun gewöhnlich zwey, drey oder mehrere Leute ſich zuſammen, und kaufen gemeinſchaftlich funfzig, ſechzig, achtzig bis hundert Elephanten, die ſie hernach einzeln mit anſehnlichem Gewinn wieder verkaufen. Vor dem öffentlichen Verkaufe werden die Elephanten am Hintertheile mit dem Wappen der Compagnie bezeichnet: das Thier wird zu dem Ende an einen ſtarken Baum gebunden, und mit einem glühenden Eiſen gebrannt.

Der Elephant iſt unſtreitig eins der verſtändigſten und ſanftmüthigſten Thiere, das ſich ſeiner Größe ungeachtet ſehr leicht zahm machen und zu mancherley nützlichen Dienſten abrichten läßt. Wenn er gedrängt, geängſtigt und gepeinigt wird, weint er faſt wie ein Kind. Wenn er zahm iſt, lernt er in kurzer Zeit verſtehen, was man zu ihm ſagt. Geräth er in Gefangenſchaft, ſo wird er von Gram und Betrübniß abgezehrt, beſonders wenn er ſchon zahm war und einen guten Herrn hatte. Bey einer ſolchen Jagd, als ich oben beſchrieben habe, trägt es ſich oft zu, daß zahme Elephanten, die dem Kaiſer zu Candy gehören, und welche man frey umher gehen läßt um in den Wäldern zu weiden, mit anderen gefangen werden. Alsdann kann man ſie in der Falle ſelten dazu bewegen, irgend etwas Nahrung zu ſich zu nehmen, ehe die Leute ankommen, die gewohnt ſind, ihrer zu warten; dieſe kennen ſie ſogleich, und ſie gehen auch, ſobald ſie frey gelaſſen ſind, von ſelbſt mit ihnen.

Die Elephanten freſſen ſehr gern Piſangfrüchte und Kokosnüſſe, man mag ſie ihnen entzwey geſchlagen oder ganz geben; im letztern Falle wiſſen ſie ſie ſelbſt

aufzumachen. Die Jungen ſaugen mit dem Maule nicht mit dem Rüſſel. Verſchiedene von Herrn Sluyſken angeſtellte Verſuche haben es ausgewieſen, daß das tägliche Getränk dieſes Thieres gewöhnlich ſechzig Kannen Waſſer beträgt.

Die zahmen Weibchen werden bisweilen dazu gebraucht, wilde Elephanten zu fangen. Man läßt ſie alsdann in den Wald gehen, und ſie locken wilde Männchen mit ſich in irgend eine Falle, wo ſie eingeſchloſſen werden können. Auf dieſe Art gefangne männliche Elephanten ſah ich verſchiedenemal an einen dicken Baum gebunden, und in wenig Tagen zahm gemacht. Diejenigen männlichen Elephanten, welche von den Holländern dazu gebraucht werden, die wilden zu züchtigen und zahm zu machen, nennen ſie gewöhnlich Zeelverkoopers (Seelenverkäufer). Iſt ein Elephant einmal gut zahm, ſo läßt er ſich ſogar von Kindern regieren, und thut nicht leicht einem Menſchen etwas zu Leide, es wäre denn, daß man ihn gemißhandelt und dadurch zur Rache gereizt hätte. Ich habe oft geſehen, wie der Elephant das eine Bein krumm macht, damit der Reuter da hinauf treten und ſo bequemer auf den Rücken ſteigen könne, und wie er mit dem Rüſſel kleine Knaben ſehr behutſam umfaſſet und aufhebt, um ſie auf ſeinen Rücken zu ſetzen, auch wie er ſie hernach eben ſo vorſichtig wieder herunter nimt. Die holländiſche Compagnie gebraucht ſie überall zum Fortbringen von Balken und andern ſchweren Sachen, wie auch vor Wagen und großen Karren. Wenn man ihn vorſpannt, ſo bindet man ihm erſt ein dickes Seil um den Hals, und an dieſes Seil zu beyden Seiten einen andern dicken Strick, der längs dem Rücken heruntergeht,

und am Wagen befeſtigt wird. Spannt man zwey Elephanten neben einander vor, ſo bringt man zwiſchen ihnen eine ſtarke Stange an.

Wenn der Elephant geht, ſieht man deutlich, daß er die Knie beugt, obgleich das ganze Bein allenthalben gleich dick iſt, und unbiegſam zu ſeyn ſcheint. Sein Rüſſel iſt nicht nur eine vorzügliche Zierde dieſes majeſtätiſchen Thieres, ſondern auch eines ſeiner nöthigſten Werkzeuge, womit es ſeine Nahrung ſammelt, trinkt, und alles faßt; er iſt daher auch des Rüſſels wegen ſehr beſorgt; ſo kann er zum Beyſpiel durchaus nicht leiden, daß eine Ameiſe daran kommt, deren es hier eine große Menge giebt.

Die Elephanten werden hier zu Lande niemals oder doch ſehr ſelten geſchoſſen, weil man ſie lieber lebendig fängt; daher findet man hier auch keine vorzügliche Elephantenſchützen. Vor nicht gar langer Zeit hatte man ein trächtiges Weibchen an einen Baum gebunden, und ſo mit gewöhnlichen Büchſen nach ihr geſchoſſen, um das Junge, in Arrack gelegt, für das Naturaliencabinet nach dem Haag zu ſchicken. Allein man hatte dreyzehn Schüſſe thun müſſen, ehe das Thier gefallen war. Daß aber doch bisweilen nach den wilden Elephanten in den Wäldern geſchoſſen wird, ſcheint folgender Vorfall, den Herr Frobus mir erzählte, zu beweiſen. Er wollte einſt den Zahn eines gefangenen Elephanten durchſägen laſſen, und man fand inwendig im Zahne eine gewöhnliche bleyerne Kugel, die ſich darin feſtgeſetzt hatte, und mit der Zeit ſo über- und umwachſen war, daß man auswendig nicht das geringſte Merkmal davon gewahr werden konnte; er ſchickte hierauf dieſen merkwürdigen Zahn im Jahr 1765 nach dem Haag in die dortige Sammlung.

Da die ceylonſchen Elephanten ſich ſo leicht fangen und zähmen laſſen, ſo iſt es auffallend, daß dies bey den afrikaniſchen Elephanten am Cap ſo viel Schwierigkeiten macht. Kurz vor meiner Abreiſe vom Cap, im Jahr 1775 hatte man ein Junges lebendig gefangen, nachdem die Mutter todt geſchoſſen war; es glückte aber nicht, das Junge groß zu ziehen; es brauchte zu ſeinem Unterhalte täglich die Milch von drey Kühen, war aber doch nicht am Leben zu erhalten.

Auf Ceylon, beſonders um Negumbo, ſind viele Ameiſenfreſſer oder Ameiſenbären (Myrmecophaga). Die Holländer nennen ſie negumboſche Teufel, und die Cingaleſer Kaballe. Das Fleiſch dieſer Thiere wird den Kranken als ein Arzneymittel zu eſſen gegeben. Die Einwohner wiſſen mit einem Meſſer ein Loch durch ſeine Schuppen zu bohren, da ſie ihn denn nach Belieben regieren können, weil die Spitze des Meſſers, das im Loche feſtgehalten wird, ihm Schmerzen verurſacht.

Die Ceylonſche Meerkatze, oder der weißbärtige Affe (Simia Silenus) heißt in der Landesſprache Rollewai. Sie laſſen ſich leicht zahm machen, daher man dergleichen Meerkatzen häufig in den Häuſern antrifft. Wenn ſie einen Bekannten ſehen, ſpringen ſie ihm ſogleich entgegen, umarmen ihn, machen eine gar freundliche Geberde, und bezeugen ihre Freude mit einer beſondern Art Geſchrey, das ſehr hell klingt. Sie ſind von Natur ſehr ſanft, und beißen nicht leicht, wenn ſie nicht zu ſehr gereizt werden. Wenn man ein Kind küſſet und ſtreichelt, ſo will dieſer Affe es auch thun; ſieht er hingegen daß man ein Kind ſchlägt, ſo winſelt und ſchreyet er auf eine jämmerliche Art, und ließe man ihn los, ſo würde

er gewiß den, welcher das Kind ſchlägt, anfallen. Sein Gang iſt mehr Springen oder Hüpfen, als Laufen, weil ſeine Hinterfüße länger als die Vorderfüße ſind. Er iſſet allerhand Früchte und Gartengewächſe, als Kokosnüſſe, Aepfel, Birnen, Kohl, Kartoffeln, auch Brodt und dergleichen mehr. An ſeinem langen Schwanze, der länger als der ganze Körper iſt, iſt er ſehr empfindlich. An Größe gleicht er ungefähr dem Geſpenſtthiere (Lemur), doch iſt er auch wohl etwas größer. Der Leib iſt über und über hellgrau, wiewohl die Farbe bisweilen mehr ins Schwarze, bisweilen, beſonders wenn das Thier alt wird, mehr ins Weiße fällt. Das Geſicht iſt ſchwärzlich und ohne Haare. Der Bart im Kinne und den Backen, iſt weiß und zurückgebogen; am Kinne und der Oberlippe iſt er kurz, an den Backen aber über einen Zoll lang und gegen die Ohren hinaufgekehrt, die davon vorn etwas bedeckt werden. Hände und Füße ſind ſchwärzlich und nackt, die Nägel lang und ſtumpf. Der Daum und der große Zehe iſt von den übrigen Fingern und Zehen abgeſondert und kurz. Das Geſäß hat harte Schwielen, die nicht mit Haaren beſetzt ſind. Der Schwanz iſt rund und behaart; ſo lang er auch iſt, kann das Thier doch damit nichts faſſen, noch ſich an den Zweigen der Bäume feſt halten; gegen das Ende wird er dünner. Die Ohrzipfel ſind rund, faſt ganz nackt und ſchwarz. Wenn das Thier ſich ſetzt, hält es allezeit die Hände kreutzweiſe über einander. Ich nahm bey meiner Abreiſe eine ſolche Meerkatze mit mir an Bord, war aber nicht im Stande ſie lebendig zu erhalten, ſondern ſie ſtarb, als wir in die kälteren Gegenden des Vorgebirges der guten Hoffnung kamen.

In Ceylon findet man eine eigne Art Eichhorn (Sciurus ceilanicus), das von den Einwohnern Rockia oder Ruckia genannt wird. Auf dem Rücken und an den Seiten iſt es ſchwarz, unterm Bauche gelblich. Der Schwanz iſt auch ſchwarz, und länger als der ganze Körper. Von Größe iſt es wie eine Katze, aber ſchlanker. Es läßt ſich leicht zähmen, und man findet dies Thierchen auch in vielen Häuſern zahm. Ehe Pennant dieſe Gattung des Eichhorns beſchrieb, war ſie in Europa gänzlich unbekannt.

Stachelſchweine (Hyſtrix) halten ſich in den Wäldern häufig auf. Die Holländer jagen dies Thier oft mit Hunden, da denn den Hunden, wenn ſie allzu hitzig darauf losgehen, die ſcharfen Stacheln im Leibe ſitzen bleiben, ſo daß ſie nicht ſelten das Leben dabey einbüßen. Das Stachelſchwein macht ſeine Wohnung in der Erde und der Eingang zu ſeiner Höhle iſt nicht größer, als daß ein mittelmäßig großer Jagdhund hineinkriechen, und das Thier durch eine andere Oeffnung derſelben Höhle hinausjagen kann. Die Art, wie es für ſeine Jungen Waſſer holt, iſt merkwürdig. Die Stacheln am Schwanze ſind hohl und am Ende offen, und es kann ſie beugen. Hiedurch iſt es im Stande, ſie mit Waſſer anzufüllen, das es hernach in ſeiner Höhle für die Jungen herauslaufen läßt. Wenigſtens hat man mir ſo erzählt. Im Magen dieſes Thieres findet man oft Bezoarſteine, die man hier zu feinem Pulver zerreibet und in allerhand Krankheiten braucht. Dieſe Steine beſtehen aus ſehr feinen Haaren, die ſich mit den Säften des Magens feſt zuſammengeſetzt haben, und zwar ſchicht= oder lagenweiſe in der Runde über einander, ſo daß ſie aus mehreren Ringen von ungleicher Farbe be=

ſtehen. Ich habe ſie gewöhnlich von der Größe eines Hühnereyes geſehen, aber doch auch eins, das ſo groß als ein Gänſeey, kugelrund und ganz braun war. Gemeiniglich ſind ſie nicht ganz rund, wiewohl ſie auch nicht ſpitz zugehen.

Man hat in dieſem Lande viele zahme Schlangen. Die ſogenannten Schlangenbeſchwörer, welches Malabaren ſind, ziehen damit umher, und laſſen ſie für Geld tanzen und allerhand Künſte machen. Dieſe Leute ſtreicheln ſie, nehmen ſie in die Hand und nöthigen ſie auch wohl zu beißen. Wenn ſie mit einer kleinen Pfeife pfeifen, heben die Schlangen den Kopf in die Höhe und drehen ihn nach einem gewiſſen Tacte hin und her. Dergleichen Schlangenbeſchwörer durchſtreichen das Land eben ſo, als in Europa die Leute, welche Bären, Murmelthiere, Affen und dergleichen für Geld ſehen und ihre Künſte machen laſſen.

Skorpionen hat Ceylon in ſehr großer Menge. Man hört indeſſen doch ſelten von Unglück, das ſie verurſachen. Wenn es geregnet hat, ſieht man ſie, ſo wie auch die indianiſchen Aſſeln (Scolopendra morſitans), aus ihren Löchern hervorkommen, und haufenweiſe in die Häuſer kriechen, wo man die Thüren der Hitze wegen gewöhnlich offen ſtehen läßt.

Blutigel (Hirudo) ſind in den Wäldern, beſonders oben an den Bergen, in Menge anzutreffen. Sie ſind rothbraun, von der Dicke eines Eiſendraths, und einen Zoll lang. Wenn man da, wo ſie ſich aufhalten, geht, ſo ſetzen ſie ſich ſogleich an den Füßen feſt, und ſaugen das Blut aus, wenn man auch zwey baumwollene Strümpfe übereinander an hat. Graf Ranzow erzählte mir, ein Europäer, an welchem einmal

ein ſolcher Blutigel ſich feſtgeſogen, hätte ihn abgeriſſen, daraus ſey ein arger Beinſchade entſtanden, und da dieſer ſchlecht curirt worden, habe der Mann das Leben darüber eingebüßt.

Die Perlenfiſcherey ward vor dieſem in dem zwiſchen der Inſel und der Küſte von Coromandel befindlichen Kanale, welcher nicht ſehr tief iſt, und einen ſandigen Boden hat, mit Vortheil getrieben. Seit vielen Jahren aber hat man ſie nicht vornehmen können, weil zwiſchen einem Nabob auf der Küſte Coromandel und zwiſchen der Compagnie, wegen der Befugniß zu dieſer Fiſcherey, ein Streit entſtanden iſt, den, wie man ſagt, die Engländer unterhalten. Ich habe verſchiedene große und ſchöne Perlen geſehen, die hier gefiſchet worden ſind. Die reichen Kaufmannsfrauen tragen hier auch oft ganze Schnüre großer und kleiner Perlen über den Haaren als einen ſehr prächtigen Kopfſchmuck. Die Perlenfiſcherey wurde ehemals allezeit jährlich an eine oder mehrere Privatperſonen für eine gewiſſe Summe Geldes verpachtet. Dieſe Pächter verpachteten hernach wieder an andre das Recht, mit einer gewiſſen Anzahl Böte und Leute zu fiſchen. Wenn die Muſcheln von den Tauchern herauf geholt ſind, werden ſie am Strande in Haufen bey einander gelegt, und auf Gewinn und Verluſt an Kaufleute, welche zu dieſem Ende dahin kamen, verkauft. Man ſagt, daß die Muſcheln ſich öffnen, ſobald das darin befindliche Thier geſtorben iſt und in Verweſung übergeht, da ſie denn mit leichter Mühe unterſucht, und die Perlen herausgenommen werden können. Manchmal gewann man nichts bey einem ſolchen Handel, manchmal konnte aber auch eine einzige Perle mehrere ganze Haufen bezahlen.

Dritter Abſchnitt.

Vom Kaneel.

Der Kaneel (Zimmt) iſt die vornehmſte Handelswaare, welche die oſtindiſche Compagnie von dieſer Inſel holt. Er iſt hier feiner und koſtbarer, als irgendwo ſonſt in der ganzen Welt.

Aller ächte Kaneel wird vom Zimmetbaume (Laurus cinnamomum) genommen. Dies iſt ein Baum von mittelmäßiger Höhe und Größe. Er unterſcheidet ſich durch ſeine breiteren und nicht ſo ſpitz zugehenden Blätter von der Caſſine oder dem Mutterlorbeer (Laurus caſſia), welcher eine gröbere Art Kaneel giebt, und nur eine Varietät von jenem zu ſeyn ſcheint. Daß dieſe beyden Arten Bäume, die feinern und gröbern Kaneel geben, nur Varietäten ſind, die vom Klima, und beſonders vom Erdreiche, herrühren, iſt um ſo viel glaublicher, da ſelbſt Ceylon nicht allenthalben auf der ganzen Inſel und in allen Gegenden derſelben gleich guten Kaneel liefert. Die ſüdweſtliche Ecke der Inſel iſt es allein, welche die feinere Gattung dieſes angenehmen und ſo herzſtärkenden Gewürzes hervorbringt, und die Gegenden, aus welchen das meiſte davon geholt wird, ſind die um Negumbo, Columbo, Kaltere, Barbary, Gale und Mature, welche alle längs der Seeküſte, oder nicht weit von derſelben liegen. Der Kaneel, welcher aus den tiefer landeinwärts liegenden Gegenden kommt, iſt allezeit gröber, dabey dick und ſcharf, und beißt auf der Zunge.

Die Kaneelbäume wachſen ſehr häufig und in großer Anzahl in den Wäldern, wo ſie ſich ohne Zuthun der Kunſt fortpflanzen. Die Europäer haben lange Zeit geglaubt, und auch die Ceyloner haben es behauptet, daß Bäume die guten Kaneel geben ſollen, allezeit wild wachſen und ſich ſelbſt überlaſſen ſeyn müßten, angepflanzte hingegen weder gedeihen noch ächten Kaneel geben würden. Wild werden die Bäume durch die Vögel im Lande weiter ausgebreitet; dieſe freſſen die reifen Beeren, deren Kerne ſie aber nicht verdauen und ſie folglich in den Wäldern hie und da wieder von ſich geben. Jenes Vorurtheil, daß der Kaneelbaum nicht angepflanzt werden müſſe, herrſchte bis ungefähr 1770, da der Gouverneur Iman Wilhelm Falk den Verſuch machte, im Garten bey ſeinem Landſitze Paß, im Kleinen eine Plantage von Kaneelbäumen anzulegen. Er ließ die Beeren ſäen; die jungen Baumpflanzen kamen auch bald zum Vorſchein, und ſtanden anfangs ſehr gut; nach einiger Zeit aber wurden ſie welk, und giengen eine nach der andern aus. Als man der Urſache hievon genau nachſpürte, fand ſich, daß die Ceyloner, für welche das Abſchälen des Kaneels in den Wäldern eine einträgliche Sache iſt, die daher das Pflanzen deſſelben ungern ſahen, und befürchteten, ihnen möchte dadurch mit der Zeit großer Abbruch geſchehen, (weil das Sammeln des Kaneels in ſolchen Pflanzungen leichter und bequemer als in den Wäldern ſeyn würde) des Nachts die Pflanzen heimlich mit heißem Waſſer begoſſen hatten. Ein paar Jahr nachher ließ der Gouverneur, den Verſuch wiederhohlen, und auf verſchiedene Plätze, theils im Kleinen, theils im Großen, wiederum Beeren ausſäen. Dieſer Verſuch

gelang beſſer; die Pflanzen blieben ſtehen, gediehen und wurden zu Bäumen, die ſehr gut fortkommen und ſchon mehrere Kaneelerndten geliefert haben. In dem einzigen Garten zu Paß allein, ſtehen mehrere tauſend Kaneelbäume, die ſo guten Kaneel geben als man nur wünſchen kann. Eben ſo erwünſchten Fortgang haben ſie durch dieſes Gouverneurs unverdroſſene Bemühung auch an andern Orten gehabt. Namentlich iſt bey Siruwaka, an der Grenze zwiſchen dem Gebiethe des Kaiſers zu Candy und der Compagnie, ein ſehr großer Kaneelgarten angelegt, in welchem man ſchon dreymal Kaneel geſchält hat, wovon auch dies Jahr eine Partey nach Europa geſchickt wurde. Auch um Kalture und Mature ſah ich dergleichen Plantagen von anſehnlicher Größe, die vor zwey oder drey Jahren angelegt worden waren. Dicht vor der Stadt und Feſtung Columbo ſieht man dergleichen ebenfalls ſchon. Wenn alle dieſe und mehrere ähnliche Pflanzungen einmal in vollkommenem Stande ſind, wird es für die holländiſch-oſtindiſche Compagnie ſehr viel bequemer ſeyn, ihren Kaneel aus Gärten zu hohlen, wo die Bäume in ordentlichen Reihen, und keine andre Bäume und Büſche dazwiſchen ſtehen, als es jetzt iſt, da die Leute, welche ihn ſchälen, in dichten Wäldern weit und breit herum kriechen müſſen, um ihn aufzuſuchen. Dazu kommt, daß des Kaneels in den Wäldern ſeit einiger Zeit weniger wird, ſo daß die Kaneelſchäler in verſchiednen Jahren nicht ſo viel, als ſie ſollten, haben liefern können; welches theils daher rührt, daß Strecken Landes, die den beſten Kaneel geben, zu anderm Behuf angewandt, theils daher, daß die Bäume in den Wäldern ohne alle Aufſicht und Wartung geblieben ſind.

Der ſandige Boden iſt für die Kaneelbäume der zuträglichſte. Derjenige Kaneel, welcher in den an der Seeküſte liegenden Sand-Ebenen wächſt, die von den Cingaleſern Marendan genannt werden, wird für den beſten und delicateſten gehalten.

Wenn man auf ſolchen Sand-Ebnen die Bäume abhauet und hernach alles abbrennt, ſo ſchießen die Wurzeln wieder in lange, gerade Stämme auf, die unvergleichliche Rinde geben. Von ſolchen jungen Stämmen hat man die ſogenannten Kaneelſtöcke, welche wie Haſelſtöcke ausſehen, und deren Rinde wie Kaneel riecht, ſo oft man ſie reibt. Dergleichen Stöcke bekam ich verſchiedenemal zum Geſchenk, ob es gleich eben nicht erlaubt iſt, ſie auszuführen.

Die Kaneelblätter haben einen ſtarken Nelkengeruch; die Wurzel hingegen, welche durch Sublimation, Kampfer giebt, riecht ganz wie Saſſafras.

Der Kaneel heißt bey den Cingaleſern allgemein Kurundu.

Er wird in den Wäldern zu zwey verſchiedenen Zeiten im Jahr geſchält. Das eine heißt die große Erndte, die vom April bis Auguſt; das andre die kleine, welche vom November bis Januar währt. Die Leute, welche in den Wäldern die Kaneelbäume aufſuchen und die Rinde abſchälen, heißen Kaneelſchäler; in cingaleſiſcher Sprache werden ſie Schjalias genannt.

Eigentlich ſind es die der Compagnie ſelbſt zugehörenden Gegenden, wo die Schjalias in den Wäldern die Kaneelrinde einſammlen. Doch ſtehlen ſie ſich auch manchmal in die Wälder des Kaiſers, und wohl

gar bis auf eine halbe Meile an die Stadt Candy heran; werden ſie aber dabey ertappt, ſo ſchneidet man ihnen Naſe und Ohren ab.

Jeder Diſtrict oder Dorf in den Ländern der Compagnie iſt ſchuldig, jährlich eine gewiſſe Menge Kaneel zu liefern, wogegen die Ceyloner daſelbſt ein gewiſſes Stück Land frey beſitzen, das ſie nach Gefallen bewohnen und benutzen können, andrer Vortheile nicht zu gedenken.

Ueber eine gewiſſe Anzahl Schjalias ſind Leute geſetzt, welche die Aufſicht über ſie und den Kaneel haben, und auch berechtigt ſind kleine Vergehungen zu beſtrafen. Ueber alle zuſammen iſt wieder ein Europäer geſetzt, der ihr Hauptmann oder Oberhaupt, (Hooft der Mahabadde), im gemeinen Leben auch oft Capteyn Kaneel heißt. Dieſer nimmt zuletzt allen Kaneel in Empfang, und iſt der Compagnie für denſelben verantwortlich. Er hat auch das Recht über ſchwere Verbrechen zu entſcheiden und ſie zu beſtrafen.

Das Kaneelſchälen wird auf folgende Art verrichtet. Zuerſt werden, nach den Blättern und andern Kennzeichen, gute Bäume ausgeſucht, und ſodann diejenigen Zweige welche drey Jahr alt ſind, mit einem gewöhnlichen krummen Gärtnermeſſer abgeſchnitten. Von dieſen abgeſchnittenen Zweigen wird darauf mit einem andern Meſſer, das eine ſcharfe Spitze hat und dazu beſonders eingerichtet iſt, die äußre dünne Haut der Rinde (Epidermis) abgeſchabt. Dann werden die Zweige der Länge nach mit der Spitze des Meſſers aufgeritzt, und mit der weniger ſcharfen Seite deſſelben die Rinde allmählig abgelöſet, bis ſie ganz abgezogen werden kann. Alsdann werden von der abgeſchälten Rinde

mehrere kleine Pfeifen in die größern geſteckt, und zum trocknen ausgebreitet, da denn die Rinde ſich von ſelbſt immer mehr zuſammenrollt. Wenn ſie trocken iſt, werden Bündel von dreißig Pfund ſchwer daraus gemacht, jedes mit drey dünnen Ruthen von Palmriet oder Rottang (Calamus Rotang, Palmjuncus) zuſammengeſchnürt, und theils in Böten, theils zu Lande, nach den an mehreren Orten vorhandenen Magazinen der Compagnie hingeſchaft, dort nach den Dorfſchaften oder Diſtricten, welche ſie geliefert haben, zuſammengelegt, und mit Matten von Baſt zugedeckt.

In Rückſicht auf die Güte des Kaneels giebt es verſchiedene Arten Kanneelbäume; dem Laube nach haben ſie zwar viele Aehnlichkeit mit einander, doch werden ſie nicht alle zum Schälen genommen; man ſtellt eine ſorgfältige Auswahl darunter an. Die Schjalias zählen folgende zehn Arten: 1) Raſſe Curundu, oder Penni Curundu, welches ſo viel ſagen will, als Honigkaneel. Dieſer iſt der beſte und angenehmſte, und der Baum hat große, breite und dicke Blätter. 2) Nai Curundu oder Schlangenkaneel, welcher jenem an Wohlgeruch und vorzüglichem Geſchmack am nächſten, wiewohl nicht gleich kommt. Die Blätter ſind auch groß. 3) Capuru Curundu, das heißt Kampferkaneel. Dieſe Sorte findet ſich nur in den Ländern des Kaiſers. Aus der Wurzel wird Kampfer deſtillirt. 4) Cahatte Curundu, das iſt zuſammenziehender herber Kaneel. Die Blätter ſind etwas kleiner als bey den vorhergehenden Gattungen. — Dieſe vier Sorten, welche ſämtlich zu einer und derſelben Gattung, nemlich vom eigentlichen Zimmetbaume (Laurus cinnamomum) gehören, ſind nichts

anders, als einander ſehr ähnliche Varietäten, welche die Schjalias nur durch den Geſchmack unterſcheiden. Sie ſind die einzigen, welche, wenn man guten Kanneel haben will, geſchält werden müſſen: — Folgende Arten hingegen werden gar nicht geſchält. 5) Säwel Curundu, oder ſchleimiger Kaneel. Die Rinde hat, wenn man ſie käuet, einen ſchleimigen Nachgeſchmack. Sie iſt weich, faſerig, und nicht ſo dicht und feſt, als bey den übrigen Arten; auch iſt ſie zähe, und läßt ſich leicht beugen, ohne daß ſie gleich bricht. Dies iſt ebenfalls eine Varietät vom eigentlichen Zimmetbaume. 6) Dawul Curundu, welches bedeutet platter oder Brettkaneel. Er hat den Namen davon, daß er ſich beym Trocknen nicht krümmt oder zuſammenrollt, ſondern platt bleibt. Dieſe Sorte gehört zur Caſſine (Laurus caſſia). 7) Nica Curundu, das iſt Kaneel mit Blättern, die wie die Blätter von Nicacol, oder Negundoſtrauch (eine Art Müllen, Vitex negundo), ausſehen, nemlich in ſo fern ſie lancettförmig, oder lang und ſchmal ſind. — Außer dieſen ſieben Arten zählt man noch drey, die ſich vom ächten Kaneel merklich unterſcheiden. Man kann auch gleich beym erſten Anblicke ſehen, daß ſie mit Recht nicht zu den Kaneelbäumen gerechnet werden dürfen. Hievon habe ich nur eine Sorte, nemlich die ſogleich folgende geſehen. Die übrigen ſind ſehr ſelten, und werden nur in den Ländern des Kaiſers gefunden. — 8) Caturu Curundu, das bedeutet Dornkaneel. Dieſer iſt von einem ganz andern Geſchlechte, als jene andere Arten. Die Rinde hat auch nicht den geringſten Kaneelgeſchmack, ſo wie die Blätter mit jenen keine Aehnlichkeit, und die Zweige ſind mit Zacken oder Stacheln beſetzt. 9) Mal Curundu, Blumenkaneel,

und 10) Tompat Curundu, Kleekaneel, weil die Blätter ſich gegen die Spitze in drey Lappen theilen.

Vor der jedesmaligen Abſendung von hier müſſen die Wundärzte, ſowohl der zu Columbo anſäßige als die anweſenden Schiffschirurgi, den Zimt genau unterſuchen und dafür einſtehen, daß er ächt, fein und unverdorben iſt. Zu dem Ende nimt man aus jedem Bunde einige Stangen heraus und käuet ihn, weil der Geſchmack die ſicherſte von allen Proben giebt; allein dies iſt ein ſehr unangenehmes Geſchäft, weil der Kaneel von der Zunge und den Lippen allen Schleim, mit dem dieſe Theile überzogen ſind, wegnimmt, und hernach einen brennenden Schmerz verurſacht, der unerträglich iſt, und endlich hindert fortzufahren. Zu einiger Linderung muß man zwiſchenher ein Butterbrod eſſen, wodurch der Schmerz einigermaaßen gemildert wird, aber troß dieſem Hülfsmittel hält man doch ſelten zwey oder drey Tage nach einander dabey aus. Die Kennzeichen des feinen Kaneels ſind folgende: 1) Daß er dünne und etwas biegſam iſt; gewöhnlich muß er ſo dick oder etwas dicker als Rojalpapier ſeyn. 2) Daß er hell und gelblich von Farbe, etwas ins Bräunliche fallend iſt. 3) Daß er ſüßlich ſchmeckt und zugleich nicht ſtärker iſt, als daß man ihn ohne brennende Empfindung im Munde ertragen kann, und daß er keinen Nachſchmack zurück läßt. Je mehr der Kaneel von dieſen Kennzeichen abweicht, deſto gröber und ſchlechter iſt er; nemlich wenn er hart und von der Dicke eines Speciesthalers iſt; wenn er ſehr dunkel oder braun iſt; wen er ſtark auf der Zunge prickelt oder brennt, und dabey einen den Gewürznägelein ähnlichen Geſchmack hat, und bey mehrmaligem verſuchen einen empfindlichen

Schmerz

Schmerz im Munde verurſacht, und den Schleim auf der Zunge wegbeitzt; endlich daß er einen herben und barſchen Nachgeſchmack zurückläßt. Nach dieſen Kennzeichen wird der Kaneel vor der Verſchiffung beurtheilt.

Einmal mußte ich nebſt verſchiedenen andern Aerzten eine Partey Kaneel unterſuchen, die der König von Candy geliefert hatte. Wir fanden, daß er zur Hälfte mit ſchlechtem vermiſcht, untauglich, von ſchlechtem Geſchmack und unächt war. Der beſte, welchen man herausfinden konnte, wurde nach Batavia geſandt. Eben ſo unterſuchten wir zu Columbo einige Bündel Kaneel, von einer vor einiger Zeit gepflanzten Sorte, welche im Jahr 1775 zur Probe nach Europa geſchickt wurden. Allein man hat hernach in Europa bey Ankunft dieſes Kaneels gefunden, daß er den Geſchmack nicht hatte, den er haben mußte, obgleich wir ihn hier zu Columbo, als er eingeſchifft werden ſollte, für fein und gut erklärten. Der Geruch iſt zwar fein und angenehm geweſen; Geſchmack aber hat er ſehr wenig und faſt gar nicht gehabt. Vermuthlich hat er ihn aber unterwegs verloren, und das iſt aller Wahrſcheinlichkeit nach davon hergekommen, daß in den jungen Zweigen, deren Wurzel nicht älter als drey Jahr war, das Oel zu flüchtig und nicht concentrirt genug ſeyn mochte; dreyjährige Zweige ſind zwar zum Schälen brauchbar, aber Wurzel und Stamm müſſen doch einige Jahr älter ſeyn. Auch war beym Einpacken und beym Transport ein Fehler begangen, der vieles, wenn nicht alles, dazu beygetragen hat, daß der Geſchmack verſchwunden war. Die Bündel waren nemlich nur in einfache Säcke gepackt, und in

die Kajüte gelegt; gewöhnlich aber packt man ihn in zwey Säcke, oder legt ihn zwiſchen Pfeffer. Die folgenden Jahre wurden von derſelben Sorte an ſieben und vierzig Bund nach Europa geſchickt.

Wenn die Schiffe fertig ſind den Kaneel einzunehmen, und die Unterſuchung geſchehen iſt, wird er eingepackt. Jedes Bund wird alsdenn ungefähr 4 Fuß lang gemacht und abgewogen; es muß 85 Pfund netto wiegen, ob es gleich nur zu 80 Pfund angeſchrieben und berechnet wird, weil man 5 Pfund auf das Eintrocknen auf der Reiſe rechnet. Darauf wird jedes Bund mit Stricken feſtgeſchnürt, und in einen doppelten Sack oder zwey Säcke über einander eingenähet, welche mit der Pfundezahl und dem Orte, wo die Einpackung geſchehen, bemerkt werden. Die Säcke dürfen nicht von Leinwand oder Segeltuch, ſondern es müſſen wollene Säcke ſeyn, oder ſolche, die in Indien Gunjeſakken heißen, und dem Kaneele während des Transports nicht ſchaden. Es wird auch wohl über den Sack eine Kuhhaut genähet. Am Bord des Schiffes wird über die Zimmtſäcke ſchwarzer Pfeffer hergeſchüttet, um alle Zwiſchenräume und Löcher auszufüllen. Der Pfeffer, welcher trocken und heiß iſt, zieht auf der Reiſe die Feuchtigkeit des Kaneels an ſich, und man hat gefunden, daß dieſer letztere dadurch nicht nur ſeine Güte behält, ſondern ſogar noch ſtärker wird.

Den 6ten November wurden 300 Ballen Kaneel eingeſchifft, wovon ein Theil aus den Plantagen war. Nach einigen Tagen geſchah daſſelbe mit noch andern 320 Ballen.

Wenn der Kaneel zu Columbo einballirt iſt, wird mit Deſtillirung des Kaneelöls angefangen. Dieſes Oel, das koſtbarſte und vorzüglichſte von allen Oelen, wird nirgend, als in der Apotheke der Compagnie zu Columbo, und zwar von denjenigen Stücken Kaneel die beym Einpacken abbrechen oder ſonſt abfallen, deſtillirt. Dieſe kleinen Stücke werden ſorgfältig zuſammengeleſen, in große Gefäße, in jedes gewöhnlich hundert Pfund, gelegt, und alsdenn ſo viel Waſſer darauf gegoſſen, daß alles damit wohl bedeckt iſt. In dieſem Waſſer bleibt der Kaneel ganze ſechs bis acht Tage liegen, damit er macerire. Das ganze wird darauf nach und nach in eine kupferne Deſtillierpfanne gegoſſen, und bey gelindem Feuer abgetrieben. Das Waſſer, welches man Kaneelwaſſer (Aqua Cinnamomi) nennt, geht alsdenn ganz weiß, beynahe milchfarbig, nebſt dem Oele über, welches letztere in der untergeſetzten ofnen Glaskugel oben auf fließt. Alle vier und zwanzig Stunden wird ein Gefäß abgeliefert. Während der ganzen Deſtillationszeit ſollen zwey Mitglieder des Juſtizraths als Commiſſarien, einer um den andern gegenwärtig ſeyn; dies geſchieht aber nicht, ſondern ſie kommen gewöhnlich nur jedesmal hin, wenn das Oel vom Waſſer abgeſondert wird. Das Oel wird alsdann in eine Flaſche gegoſſen, welche die Commiſſarien verſiegeln und in einem Kaſten verwahren, der ebenfalls von ihnen verſiegelt wird. Auf dieſe Art kann der Apotheker nicht dazu kommen etwas zu ſtehlen, wofern er ſich nicht aus dem Recipienten etwas nimmt, ehe die Commiſſarien ankommen. Ich wandte viel Mühe an, zu erfahren, wie viel Oel man von hundert Pfund bekommt, aber allezeit umſonſt, weil es gegen das Intereſſe des Apothekers iſt, es kund werden zu

laſſen. So viel iſt indeſſen gewiß, daß der Kaneel in Verhältniß mit andern Specereyen nicht viel Oel giebt, und daß man aus dieſer Urſach keinen ſonſt brauchbaren Kaneel, ſondern nur die kleinen Stücke und den Abfall, der nicht nach Europa geſchickt werden kann, dazu nimmt. Die Unze Oel wird hier an Ort und Stelle für $9\frac{3}{4}$ holländiſche Thaler verkauft. Er iſt alsdenn blaßgelb von Farbe, mithin nicht dunkelbraun, wie er von dem dicken Kaneele gewöhnlich wird.

Die übrigen Theile des Kaneelbaums, auſſer der Rinde, taugen weder zu Kaneel noch zu Oel. Das Holz iſt porös und ziemlich ſchön. In Bretter geſägt wird es bisweilen zu Coffer und dergleichen gebraucht; allein ſein Geruch ſichert es nicht vor Würmern.

Vierter Abſchnitt.

Andere botaniſche Nachrichten, beſonders von der Brodfrucht.

Die Brodfrucht, welche in den warmen Ländern ſo vielen tauſend Menſchen zur Nahrung dient, wächſt auch auf dieſer Inſel im Ueberfluß, und wird verſchiedene Monat im Jahr zur täglichen Nahrung gebraucht.

Es giebt zwey Arten Bäume, welche dieſe Frucht hervorbringen, und beyde werden hier, ſowohl wild als gepflanzt, angetroffen. Die eine Art, welche kleine Frucht ohne Saamen enthält, fand ich um Columbo, Gale und an mehreren Orten; ſie heißt hier eigentlich maldiviſche Syrſak, und wird nicht überall gebraucht. Die andere wächſt hier häufiger, hat größere Frucht

und wird mehr geſucht. Die Früchte der erſteren werden ſo groß wie ein Kindeskopf, und dieſe Art muß durch Wurzeln fortgepflanzt werden. Die Früchte der letzteren hingegen wiegen dreyßig bis vierzig Pfund, und haben zwey bis dreyhundert Saamenkerne, deren jeder viermal größer als eine Mandel iſt; dieſe laſſen ſich durch die Kerne fortpflanzen. Die Bäume von beyden Gattungen ſind mit einem harzartigen Milchſafte angefüllt, der ſo zäh iſt, daß man damit, wie mit Vogelleim, Vögel fangen kann. Die Frucht iſt über und über ſtachlicht, und hat eine dicke und weiche Schaale. Von der Frucht ſelbſt wird nur das Inwendige zur Nahrung für Menſchen, die Schaale aber für die Schweine gebraucht. Sie hat einen unangenehmen Leichengeruch, und ſchmeckt beynahe wie Kohl. Die Bäume werden hundert Jahr alt, und tragen ſowohl am Stamme ſelbſt, als an den dickſten Zweigen, ganze acht Monate hindurch zu unſchätzbarem Nutzen der Einwohner, ihre Früchte, die eine nach der andern reif werden.

Die Benutzung und verſchiedene Zubereitung der größern Sorte Brodfrucht, welches eigentlich die iſt, die auf Ceylon überall gebraucht wird, iſt folgende. Nach dem ungleichen Alter der Frucht, in welchem ſie zur Nahrung genutzt wird, bekommt ſie von den Ceilonern drey verſchiedene Namen. Pollos heißt ſie, wenn ſie zu der Größe eines Straußeneyes gediehen, und einen oder anderthalb Monat alt iſt; Herreli, wenn ſie halbreif und von der Größe einer Kokosnuß iſt, das Fleiſch iſt alsdenn noch weislich und milchartig. In dieſen beyden Altern kann ſie nicht ohne vorgängige Zubereitung gegeſſen werden. Wenn ſie völlig reif iſt, bekommt ſie den Namen Warreka. Das Fleiſch iſt

alsdann genießbar, und das, was um die Kerne ſitzt, iſt etwas ſüß, ſieht gelb aus, läßt ſich ohne Zubereitung eſſen, und hat einen angenehmen Geſchmack. Brodfrucht hat man ſie deswegen genannt, weil der ärmere Theil der Einwohner, auf Ceylon ſowohl als in andern indiſchen Ländern, ſie ſtatt Brodts oder Reißes ißt. Ich habe oft die Leute dieſe Frucht, fein zerſchnitten entweder mit geraſpelten Kokoskernen allein, oder mit etwas Reis dazu, auch wohl mit ſpaniſchem Pfeffer, Salz oder Zwiebeln eſſen geſehen. Die Kerne können entweder, wie Kaſtanien, für ſich allein, oder mit dem Fleiſche, auf verſchiedne Art zugerichtet, gegeſſen werden. Man iſſet ſie ſowohl gekocht als gebraten; die Armen eſſen ſie meiſtens gekocht, mit geraſpelten Kokoskernen und Salz. Die Reichen füllen Gänſe und anderes Federvieh, auch Ferkel, wenn ſie Braten davon machen wollen, damit.

Man macht hier zu Lande nicht weniger, als funfzehn unterſchiedne Gerichte von der Brodfrucht. Eins derſelben heißt Currii Caldu; dies wird von Pollos gemacht, die in feine Scheiben geſchnitten werden, welche man zuerſt in Waſſer mit Gurkumey etwas kocht, bis ſie gelb geworden ſind. Darauf wird von gedörrten und zerſtoßenem Fiſche, ſo viel man zwiſchen den Fingern faſſen kann, und ein halbes Maas Kokosmilch hinzugethan, und alles zuſammen unter ſtetem Umrühren aufs Neue eine halbe Stunde gekocht. Dieſe Suppe wird am häufigſten gegeſſen, und nicht ſelten wird Brühe von mehrern Fleiſcharten dazu genommen. — Currii Seco unterſcheidet ſich von jenem dadurch, daß zu dieſem mehr Gewürze und andere Zuthaten kommen, als gebrannte, zerſtoßene Kokosnuß, Koriander, Pfeffer, Caneel, Muſkatblu-

men, Salz, gekochter und in kleine Würfel geſchnittener Speck und Kokosmilch, welches alles wohl durcheinander gemiſcht und eine halbe Stunde in Waſſer gekocht wird. Hernach werden Zwiebeln, die vorher in Butter gebraten worden, Citronenſaft, bisweilen ſpaniſcher Pfeffer und Salzlake dazugethan alles gut durcheinander gemengt und zu einem dicken Muſe gekocht. — So wie das erſte Gericht, wird auch ein drittes, das die Ceyloner Pollos Tjundido nennen, zurecht gemacht, aus zerſchnittenen Pollos oder Herreli, mit Gurkumey, geraſpelten Kokos, ſpaniſchen Pfeffer, in Stücke geſchnittnen Zwiebeln und Salz, welches über gelindem Feuer zu einem dicken Brey gekocht wird. — Man kocht auch die Kerne, nachdem ſie in lange ſchmale Streifen entzweygeſchnitten worden, mit Gurkumey in Waſſer, und thut getrockneten Fiſch, zerſchnittenes Graslauch nnd Kokosmilch hinzu, welches in dieſer Miſchung zuſammen gekocht und beſtändig umgerührt wird. Dies Eſſen heißt Kaſtanie Currii. — Dieſem iſt ein anderes ſehr ähnlich, das man Niembela nennt, nur mit dem Unterſchiede, daß die Pollos oder Herreli, ſehr grob geſchnitten werden. — Die Frucht wird auch wohl mit Speck gebraten. Man nimmt alsdann grob geſchnittne unreife Frucht, geſchnittenes Graslauch, gekochten und in Würfel geſchnittenen geſalzenen Speck, Muſkatblumen, Kaneel und Salzwaſſer, kocht dies zuſammen, und ſchüttelt es fleißig um. — Die reife Frucht mit Kernen und Haut in drey oder vier Theile geſchnitten, mit Gurkumey und Salz gekocht, iſt ein gewöhnliches Eſſen geringer Leute. Sie wird alsdann ohngefähr wie geſtobter Kohl, mit geraſpelten Kokos gegeſſen. Wer es beſſer haben kann, thut ſpaniſchen Pfeffer und etwas von

gedörrtem Fiſch hinzu. — Gebratne Pollos werden folgendermaßen zugerichtet; man ſchneidet die unreiſe Frucht in dünne Scheiben, rührt Kokosmilch mit etetwas Mehl zu einem Teige durch einander, tunkt die zuſammengewickelten Polloſcheiben in dieſen Teig und bratet ſie hernach in einer Pfanne mit friſchem Kokosoel. — Wenn zu dieſen gebratnen Scheiben zerſchnittenes Lauch, getrockneter Fiſch, zerſchnittne und gebratne Zwiebeln und pulveriſirter Kaneel gethan, das Ganze bey gelindem Feuer in einem flachen Geſchirre unter beſtändigem Zugieſſen von Kokosmilch, gekocht wird, ſo heißt das Gericht Empade. — Frikadellen werden von Pollos ſo gemacht, daß die Frucht unreif gekocht und zu Brey geſtampſt und zerſchnitne Zwiebeln, Kaneel, Pfeffer, Muſkaten, Salz, geſtoßner Weizenzwieback, nebſt dem Gelben vom Ey dazu gethan wird. Dies rührt man gut durcheinander, macht Klöße davon, rollt ſie in Eyweiß, daß ſie zuſammenhalten, brät ſie in Butter, oder auch wohl in Butter und Kokosöl zugleich, bis ſie braun werden; zuletzt gießt man eine Brühe von Butter, fein geſtoßnem Kaneel, Pfeffer, Salz und Zitronenſaft darüber. — Von den Kernen und den fleiſchartigen Häuten derſelben, macht man bisweilen auch Konfect. Man ſchneidet alsdann die Häute, welche die Kerne umgeben, in zwey oder drey Stücke, und brät ſie in friſch ausgepreßtem Kokosöle. Das Oel wird hernach mit einem Handtuche wohl abgewiſcht, und die gebratnen Häute in ein Sieb gelegt, damit das Oel noch beſſer ablaufen möge; darauf werden ſie in Syrup gekocht, getrocknet und in gläſerne Flaſchen, die aber wohl zugepfropft werden müſſen, aufbewahrt. Dieſer Confect hält ſich mehrere Monate und wird zum Thee

gegeſſen. Die Kerne werden auch, nachdem die flei-ſchigen Häute abgelöſet, und die Kerne wohl gereini-get ſind, in Oel gebraten und auf gleiche Art in Sy-rup gekocht, aufbewahrt, und ebenfalls zum Thee ge-geben; man kann auch die Flaſchen oben mit Syrup vollgieſſen, und ſie ſodann ein ganzes Jahr aufbewah-ren. — Wenn man reife Kerne in Kokosmilch mit dem Gelben vom Ey zu einer klebrigten Maſſe gemacht, tunkt, und in friſchem Kokosöl brät, ſo wird dies Ge-richt Fios genannt. — Auch Pfannkuchen werden von der Brodfrucht gebacken; man rührt Suryſaft, Kokosmilch, getrocknetes Mehl von den Kernen, und Eydotter zuſammen, und läßt den Teig die Nacht über ſtehen, daß er gährt. — Was die Ceyloner Pei oder Jambal nennen, iſt ehe eine Sauce, als ein Gericht. Es wird auch nur zu andern Gerichten, zum Exempel zu Fiſchen, Reis und dergleichen, gebraucht. Man nimmt gekochte unreiſe Frucht, Senf und Gurkumey dazu, welches jedes für ſich erſt zu einem Brey ge-ſtoßen, und hernach mit Eßig wohl durch einander ge-mengt wird. Einige thun auch ſpaniſchen Pfeffer, Ingwer und Salz, vorher wohl zerſtoßen und zuſam-mengemiſcht, dazu. — Endlich trocknet man die Frucht auch wohl, um ſie für die Monate, da man ſie nicht friſch haben kann, aufzubewahren. Man pflückt zu dieſem Ende die Frucht, wenn ſie halb reif iſt, vom Baume, nimmt das Fleiſchartige heraus, und läßt ſie dabey entweder ganz, oder ſchneidet ſie in Stücken. Darauf wird ſie ein wenig gekocht, und ſodann an der Sonne gedörret. Hernach hängt man ſie entweder im Schornſteine oder an einem andern trocknen Ort auf. Vermittelſt dieſer Zubereitung hält ſie ſich das ganze Jahr über, und die Armen eſſen ſie

mit geraſpelten Kokos, entweder ſo trocken, oder noch einmal gekocht.

Ich bemühete mich von den Bäumen dieſer ſo nützlichen Frucht einige lebendig mit nach Europa zu bringen. In dieſer Abſicht ſammelte ich von der kleinern Art, die keine Saamenkerne hat, ungefehr funfzig lebendige Wurzeln, die ich in einen großen Bretterkaſten pflanzte, hatte auch das Vergnügen, nach Verlauf einiger Wochen, ſie ausſchlagen und friſch wachſen zu ſehen. Von der größern Art ſammelte ich mehrere hundert Kerne, wovon ich in einem andern großen Kaſten über hundert ſäete, die bald aufgiengen, und ſehr gut fortkamen. Die übrigen Kerne verwahrte ich unterwegs auf verſchiedene Art, damit ſie nicht vertrocknen, ranzig werden, oder auf andre Weiſe verderben möchten. Einige wickelte ich bloß in Papier, legte ſie in einen Kaſten, und brachte ſie unterwegens verſchiedene mal an die freye Luft; andre legte ich in große gläſerne Flaſchen, die ich ſorgfältig vermachte; ſehr viele umklebte ich mit Wachs, um die Luft davon abzuhalten; andere legte ich in trockenen Sand, und wieder andere legte ich auf der Reiſe, monatlich einige, in die Erde, damit ſie nach und nach aufgehen möchten.

Allenthalben längſt der ganzen Küſte ſieht man Kokoswälder, die ſich von Negumbo bis jenſeit Mature erſtrecken und eine unzählige Menge Bäume enthalten, von deren Früchten ebenfalls die Einwohner dieſes Landes unglaublichen Nutzen haben. Die Wälder gehen jedoch nicht ins Land hinein, ſondern halten ſich am Strande, und lieben ſandigen Boden, und die Seeluft. Die Kokosbäume wachſen ſogar nicht ſelten ſo nahe am Strande, daß ſie ſich ganz über das Waſſer neigen, und oft ſtehen ſie in ſo kahlem Sande, daß da

nicht ein einziger Halm Gras würde wachſen können. Die Blätter dieſes Baums bindet man um den Stamm, und bedient ſich ihrer alsdann ſtatt einer Leiter, um hinauf zu ſteigen, und die Früchte abzunehmen. Auch ſah ich an verſchiedenen Orten einen Strick zwiſchen zwey Bäumen befeſtigt, auf welchem die Ceyloner von dem einen Baum zum andern gehen. — Die Kokosnüſſe ſind bekanntlich die tägliche Nahrung der Indier. Nächſt dieſem Gebrauch preßt man aber auch eine große Menge Oel daraus. Die Nuß wird zu dem Ende, ſo wie ſie vom Baume kommt, zwiſchen zwey Cylindern zerquetſcht. So lange das Oel friſch iſt, iſt es ſehr milde, und wird ſowohl von den Europäern, als von den Indianern ans Eſſen, in den Lampen, und zu anderm Behufe gebraucht. Aus der faſerigen Bekleidung, welche die Nüſſe umgiebt, werden überall Taue und Seile, ſelbſt zum Gebrauch auf den Schiffen gemacht, und zwar, welches ich nicht für möglich gehalten hatte, dicke Kabeltaue für die holländiſchen Schiffe. Die Stämme ſelbſt gebraucht man hier beym Waſſerbau zu Pfählen, und man verſicherte mich, daß ſie hundert Jahre ausdauern können ohne zu faulen, wiewohl mir dies kaum glaublich ſcheint.

Maldiviſche Kokosnüſſe, oder ſogenannte Seekalappen (Zeekalappers) bekommt der hieſige Gouverneur nebſt andern Geſchenken, durch Abgeordnete, alljährlich von den maldiviſchen Inſeln zugeſchickt. Sie haben mit den gewöhnlichen Kokosnüſſen große Aehnlichkeit, der Kern aber, wird als ein wirkſames Gegengift, und als ein gutes Arzeneymittel gegen die rothe Ruhr, die fallende Sucht und den Schlagfluß gerühmt; man nimmt ein halbes bis zum ganzen Quentchen davon ein. Im Garten des Gouverneurs zu Paß, ſah

ich einen ſolchen Kokosbaum. Er war aus einem von den maldiviſchen Inſeln gekommenen Kerne, den man in die Erde geſteckt hatte, gezogen, und gut fortgekommen. Er war jetzt im dritten Jahre, und hatte nur drey Blätter. Die Nuß hatte acht Monathe in der Erde gelegen, ehe das erſte Blatt hervorkam.

In dieſem Garten fand ich auch einen Arekbaum oder Arekapalme, die ſehr hoch, aber ungewöhnlich dünn, und, welches etwas ganz beſonderes iſt, in zwey Zweige vertheilt war, deren jeder ſeine Blätterkrone hatte.

Die Melanzanäpfel (Solanum melangena) werden ſowohl von Indiern als Europäern häufig gegeſſen. Man ſchreibt ihnen zugleich die Kraft zu, den Urin zu treiben, und die Blaſenſteine aufzulöſen.

Die Frucht, welche man Tjeremelle nennt, wird im October und November reif; ſie wird geſalzen gegeſſen.

Die Marmellen werden ebenfalls im October reif. Das Inwendige dieſer Frucht wird ſowohl mit als ohne Zucker gegeſſen. Sie iſt ſehr ſchleimigt, daher die Holländer ſie auch Slym Appels (Schleimäpfel) nennen.

Die Bolangen werden reif mit etwas Zucker, unreif mit Salz gegeſſen. Sie ſind von der Größe einer Apfelſine.

Panningai, iſt die Frucht eines Palmbaums, der beſonders um Jafna in großer Menge wächſt. Sie iſt länglich, mondförmig, von Farbe beynahe wie ein Piſang, aber vielmal größer. Sie ſchließt zwey, drey, und wohl noch mehr ganz harte Nüſſe in ſich. Gehörig zubereitet ſchmekt ſie dem, welcher gewohnt iſt, ſie zu eſſen, ſüßlich, wer aber nicht daran gewöhnt iſt, dem iſt ſie ſehr unangenehm. Beym Auf-

machen ſtinkt ſie. Wenn die Nüſſe geſteckt, und die Herzblätter aufgeſchoſſen ſind, wird ſie unterwärts abgeſchnitten, und entweder gekocht mit Salz und Reis, oder allein gegeſſen, auch wohl zu Mehl geſtampft, das wie anderes Mehl, beſonderes aber zu Fiſchſuppen, gebraucht wird. Man kann ſie auch getrocknet aufbewahren. Vom May bis zum Schluß des Jahres, können dieſe Früchte gegeſſen werden, und ſie machen die vornehmſte Speiſe der Malabaren aus.

An den Bächen und an anderm Gewäſſer in der Gegend von Columbo, traf ich häufig die Barringtonie (Barringtonia) an; ſie hat große ſchöne Blumen, welche das Eigne haben, daß die Staubfäden gar nicht herausfallen. — Auch wachſen hier die juckenden Faſolen, (eine Art Bohnen, Dolichos pruriens) in Menge. Sie haben rauhe Schoten, und das Rauhe ſetzt ſich, wenn man ſie angreift, an die Hände, und verurſacht einen heftig brennenden Schmerz, den man mit Oel oder Decoct von Reis vertreibt. Die Bohnen ſollen gegen die Würmer gut zu gebrauchen ſeyn. — Ferner fand ich hier zwey Arten von der Klapperſchote (Crotolaria) nämlich die bohnenbaumblättriche (laburnifolia) und die ſtumpfblättriche (retuſa) an. Auf cingaleſiſch heißen ſie Jacheri. Sie haben gelbe Blumen. —

Man hat zum Theil geglaubt, dies Gewächs ſey die ſogenannte Columbowurzel (Radix Columbo), die man ſeit einigen Jahren nach Europa bringt, und als ein gutes Arzeneymittel empfiehlt. Dieſe kann aber weder die Klapperſchote noch der Fiſchkörnermohnſaamen (Meniſpermum cocculus) ſeyn. Die Wurzel hat ihren Namen von der Stadt Columbo, von wo ſie zu Schiffe nach Europa kommt. Aber ſo viel man

weiß, findet ſie ſich weder in der Gegend dieſer Stadt, noch auf der ganzen Inſel, ſondern ſie wird von der malabariſchen Küſte hieher gebracht; die Klapperſchote iſt ein annuelles Gewächs, deſſen Wurzel daher keine medicíniſche Kraft beſitzen kann. Der Fiſchkörnermohnſaamen iſt ein in den Wäldern allenthalben wachſendes Rankengewächs, deſſen Wurzel ich verſchiedne mal habe ausgraben laſſen; ich fand aber keine Aehnlichkeit mit der Columbowurzel, weder im Geſchmack, noch in der Größe, noch im äußern Anſehen; vielmehr iſt ſie ſehr dünne und lang, und hat erhobne Streifen.

Die weitſchweifige Boerhaavie (Boerhavia diffuſa) wird hier Jan Lopes genannt. Man muß ſie aber nicht mit der Lopeswurzel (Radix Lopes) verwechſeln. Dieſe letztere wird von der malabariſchen Küſte hieher gebracht; dies Jahr wurden für Rechnung der Compagnie ungefehr dreyhundert Pfund davon nach Europa geſchickt.

Die Moringawurzel (Radix Moringa) mit langem Pfeffer (Piper longum) geſtoßen wird, wie bey uns Senfteich, aufgelegt, um Blaſen zu ziehen.

Sacſanda und Jermus ſind zwey unter den ceylonſchen Aerzten ſehr berühmte Gewächſe. Sie ſind in mehreren Rückſichten verſchieden. Das erſtere iſt die oſtindiſche Oſterluzey (Ariſtolochia indica) deren Wurzel in Branntwein gelegt bitter iſt, den Magen ſtärkt und die Blähungen vertreibt. Das letztere wächſt in Ueberfluß, ſowohl in den Sandebnen bey Columbo, als um Mature und andrer Orten. Die Geſtalt deſſelben zeigt hinreichend, daß ſie zu der Ordnung der Contortae gehört, und aller Wahrſcheinlichkeit nach eine Gattung der Schlingen (Periploca) iſt, welche eine giftige und reinigende Wurzel haben.

Man hat auf Ceylon auch eine Art Ipecacuanha, welche die Einwohner Binnuge nennen. Die Wurzel iſt ein ſehr gutes Brechmittel, aber von der amerikaniſchen ſehr unterſchieden. Man ſoll ſie in den Hoſpitälern zu Columbo, Gale, Mature und Jafna mit Nutzen gebraucht haben. Die Doſis davon muß etwas größer, als von der gewöhnlichen ſeyn. Man zeigte mir zwey Arten, die eine iſt weiß und heißt Elle Binnuge; die andere ſieht roth aus, und heißt Rat Binnuge. Dieſe letztere wird für die beſte ausgegeben; die weiße iſt fein und etwas faſerig, die rothe etwas dicker. Beyde ſind ebenfalls Gattungen der Schlingen, und kriechen entweder auf den Sandebnen fort, oder ſchlängeln ſich an den Büſchen hinauf, welche in dem lockern Sandboden wachſen.

Der Stinkbaum, bey den Holländern Struntbout (Struntholz), bey den Ceylonern Urenne, alles Namen, die dieſem Baume von ſeinem widrigen Geruche gegeben ſind, wächſt auf Ceylon häufig. Der Geruch, welcher ſich in dem dicken Holze und den großen Zweigen aufhält, iſt dem von Menſchenkoth ſo ähnlich, daß man nicht den geringſten Unterſchied merken kann. Wenn das Holz geraſpelt, und die Späne mit Waſſer angefeucht werden, iſt der Geſtank ganz unerträglich. Demungeachtet gebrauchen die Ceyloner es innerlich als ein heilſames Mittel: Fein geſchabt und mit Citronenſaft vermiſcht, nehmen ſie es, als eine blutreinigende Arzney gegen die Krätze, und andere langwierige Arten von Ausſchlag, ein, ſchmieren ſich auch äußerlich damit. Ich gab mir viel Mühe, Blumen von dieſem Baume zu bekommen, um beſtimmen zu können, zu welchem Geſchlechte er gehöre; aber umſonſt. Die Ceyloner, welche ich in dieſer

Abſicht weit in die Wälder landwärts ein ſchickte, brachten mir nur einige Zweige ohne Blumen, woraus ich doch ſah, daß der Baum weder die ſtinkende Anagyris (Anagyris foetida) noch der eigentliche ſogenannte größere Stinkbaum (Sterculia foetida) iſt. Ich hatte auch einige kleine lebendige Bäume in Kaſten gepflanzt, und brachte ſie auch wohlbehalten bis in den Kanal zwiſchen Frankreich und England; hier wurden ſie aber, nebſt vielen andern ſeltnen Bäumen und Gewächſen von Sturm und Kälte ſo ruinirt, daß ſie ganz verloren giengen. Vom Holze nahm ich auch einige Stücke mit; dieſe aber haben mit der Zeit ihren Geruch ſo ganz verloren, daß man gar nichts mehr davon ſpürt.

Ich lernte hier auch einen andern merkwürdigen Baum kennen, den die Holländer Slangenhout (Schlangenholz), die Cingaleſer Godagandu nennen, deſſen Holz einen ſehr barſchen Geſchmack hat. Das Holz wird nicht nur, als ein gutes Gegengift, wie auch wenn jemand von Schlangen gebiſſen iſt, ſondern in ſchlimmen hitzigen Fiebern gebraucht. Die Europäer laſſen Becher daraus drechſeln, welche ſie voll Wein gieſſen, der in kurzer Zeit die Kraft aus dem Holze zieht, einen barſchen Geſchmack annimmt, und als ein magenſtärkendes Mittel gebraucht wird. Das Waſſer zieht eine grünliche Tinctur aus dem Holze. Vermuthlich iſt dieſer Baum das eigentliche oder wahre Schlangenholz (Ophioxylum ſerpentinum), wiewohl ich nicht Gelegenheit gehabt habe, Blumen davon zu ſehen. Das Holz ſieht wie Eichenholz aus, hat eben ſolche graue Farbe und viele kleine Löcher, durch welche in den daraus gedrechſelten Bechern das Waſſer ſich durchſeihet.

Die

Die Flechten in der Haut (Herpes) werden hier mit den Saamenkapſeln des lindenblättrigen Eibiſch (Hibiſcus tiliaceus) vertrieben, indem man den Saft davon auf die ausgeſchlagene Stelle ſtreicht. Dieſer ſchöne Baum wird zu Columbo und an andern Orten in Alleen gepflanzt; er blühet mehrere Monathe nach einander, und giebt durch die veränderte Farbe ſeiner Blumen viel Schmuck. Die Mungosſchlangenwurz (Ophiorrhiza Mungos) ceyloniſch Mendi, wird von den Indianern gegen den Biß der Schlangen; Blätter und Rinde aber gekocht wie ein Decoct gebraucht.

Auf der Reiſe nach Negumbo hatte ich ein Vergnügen, welches ich jetzt am wenigſten erwartete, nemlich die ſchöne zweyzeilige Burmannie (Burmannia diſticha) zu finden, die ich fünf Monathe hindurch ſehr emſig geſucht, und welche aufzuſuchen und mir zu verſchaffen ich viele Cingaleſer aufgemuntert hatte. Sie ſtand an den niedrigen und noch mit Waſſer angefüllten Stellen im Walde, und hatte erſt vor kurzem ihre kleinen Blumen geöfnet. Ich ſammelte und trocknete davon ſoviel als ich hier fand, um dieſe Seltenheit ſowohl für meinen vortreflichen Gönner und Wohlthäter, Profeſſor Burmannus ſelbſt, als für andre meiner Freunde in Europa mitzunehmen. Die Ceyloner nennen ſie Wilende Wenne.

Zu Columbo brachte man mir Kardomom, der im Innern des Landes gezogen ſeyn ſollte. Er beſtand aus länglichen, dreyeckigen Saamenkapſeln, beynahe von der Länge eines Zolls, mithin von demjenigen ganz verſchieden, der auf der Inſel Java gebaut wird. Blumen davon konnte ich nicht bekommen; ich hätte ſie gern gehabt, um das Geſchlecht beſtimmen zu können.

Ich vermuthete indeſſen, daß es eine Art Alpinie (Alpinia) war.

Vor meiner Abreiſe kaufte ich eine Menge getrokneter Früchte des Betelpfefferbaums, die hier wohlfeil verkauft werden, und welche man mit anſehnlichem Vortheile, wenigſtens mit hundert Procent Gewinn, zu Cap wieder abſetzt. Unterdeß die Sklaven und die Indier hier allenthalben friſche Bettelblätter genug zum Käuen bekommen können, müſſen die Sklaven in jenen Ländern, wo das kältere Klima die Cultur dieſes Pfeffers nicht erlaubt, ſich ſtatt der Blätter mit der Frucht behelfen.

Die kletternde Schlangenzunge (Ophiogloſſum ſcandens), ein Rankengewächs, das ſich an den Bäumen hinauf ſchlingt, wird auf Ceylon an manchen Orten wie gemeiner Epheu gebraucht, um die Zäune, oder vielmehr Stakete, damit zu bedecken und gegen den Seewind zu ſchützen. Eigentlich Zäune hat man hier zu Lande nicht, ſondern die Befriedigungen der Gärten und Aecker beſtehen nur aus dünnen Pfälen oder Stangen, die dicht neben einander in die Erde geſchlagen ſind, und dieſe läßt man mit jenem Kraute auswendig ganz bewachſen.

Auf meiner Reiſe nach Mature ſah ich an verſchiednen Orten Hecken von Jarrakbäumen, (die ſchwarze Purgiernuß, Jatropha curcas) um die Gärten und Felder.

Auf Ceylon wächſt auch das Lackcroton (Croton lacciferum), beſonders in den ſandigen Gegenden um Columbo häufig. Das Harz dieſes Strauchs wird hier bisweilen zum Lackiren gebraucht, nachdem man es in Spiritus aufgelöſet hat.

Auf dieſer Inſel gebraucht man, ſo wie auf den ſämtlichen Küſten des feſten Landes, die Blätter der fächertragenden Weinpalme (Boraſſus flabelliformis), bisweilen auch die vom Talpat- oder Licualabaume, oder der Schirmpalme (Licuala Spinoſa, Corypha umbraculifera) anſtatt des Papiers. Die Weinpalme iſt ein auf Ceylon ſehr häufig wachſender Palmbaum, deſſen Blätter hier, wie anderwärts, auch zu Fächern gebraucht werden. Die Licualapalme, welche ſeltner iſt, hat ſehr große Blätter, und wetteifert in dieſem Stücke mit dem Kokosbaume ſelbſt. Dieſe Blätter, welche in Falten liegen, werden gegen die Spitze zu von einander geſpalten, und alsdann überall zu Regen- und Sonnenſchirmen gebraucht. Ein ſolches Blatt, eine Klafter lang und ohngefähr eben ſo breit abgeſchnitten und mit verſchiednen Zierrathen geſchmückt, heißt durchgängig Talpat, welchen Namen auch der Baum ſelbſt führt, und wird, gerade wie ein Sonnen- oder Regenſchirm, den vornehmen Indianern oder Europäern von einem Sklaven über den Kopf gehalten und getragen. Ein einziges Blatt hat gemeiniglich eine ſolche Größe, daß ſechs erwachſene Menſchen Schutz vor dem Regen darunter haben können. Dieſe ſchöne Palme wächſt mitten in den Wäldern, iſt aber ſelten. Man kann ſie mit Recht zu den höchſten Bäumen zählen, und ſie wird noch höher, wenn ſie aus dem Blätterwipfel in Blumen ſchießt. Die Hülſe, welche die Blume alsdann umgiebt, iſt ſehr groß und wenn ſie aufberſtet, giebt ſie einen Knall, als wenn eine Kanone abgeſchoſſen wird. Hernach ſchießen die Zweige nach allen Seiten und auch in die Höhe ſechs und dreyßig bis vierzig Fuß weit. Die Frucht wird erſt im folgenden Jahre reif. Ich war ſo glücklich, einen dieſer

Bäume mit der Frucht zu ſehen; da er aber ſchon das Jahr vorher geblühet hatte, mußte ich auf das Vergnügen, ſeine Blumen zu ſehen und zu unterſuchen, Verzicht thun.

Der heilige oder Götzenfeigenbaum (Ficus religioſa) hat ſeinen Namen davon, daß die Ceyloner ihn wie einen heiligen Baum anſehen und glauben, der Gott Budu ruhe unter demſelben. Sie hauen daher ſolche Bäume nie um. Auch thun ſie unter denſelben ihre heiligſten Gelübde und Verſprechen. Wenn ſie unter einem ſolchen Baume einen Eid abgelegt, oder einen Contract gemacht haben, ſo iſt man ſicher, daß ſie ihn halten. Die Holländer nennen ihn Duyvels boom (Teufelsbaum), und die Ceyloner Boga.

In Ceylon wachſen übrigens auch verſchiedne ſchöne und prächtige Blumen, als die Prachtlilie (Glorioſa), das umgebogne Kolbenmoos (Lycopodium cernuum), die Jxore (Ixora) und dergleichen mehr.

Eines merkwürdigen und für die Einwohner überaus nützlichen Baums muß ich noch beſonders erwähnen, der den Namen Calaminder führt. Dies iſt ein ſehr ſchöner Baum und das Holz iſt zu allen Arten Tiſchlerarbeit vorzüglich brauchbar. Ich habe verſchiedne ſehr hübſche und ſaubere Meublen, als Bureaux, Stühle, Tiſche, Sopha, Schränke, Käſtchen und dergleichen in den Häuſern der Holländer geſehen, die von dieſem Holze gemacht waren. Gebohnt ſind dieſe ſo glatt wie ein Spiegel. Das Holz iſt ſo hart, daß man es mit ſcharfen Eiſen nicht bearbeiten kann, ſondern es raſpeln und beynahe ſchleifen muß. Selten hält auch der Leim feſt daran. Das Wort Calaminder heißt in cingaleſiſcher Sprache ſchwarz geflammtes Holz, und dieſer Baum wird deswegen ſo genannt, weil der

ganz inwendige holzartige Theil deſſelben weiße oder weißgelbe, und ſchwarze oder braune Adern, Streifen und Wellen hat, welches ſehr ſchön ausſieht. In der Wurzel ſind dieſe Wellen dichter und dunkler; je näher von der Wurzel daher ein Stück genommen iſt, für deſto koſtbarer wird es gehalten, denn höher im Stamme hinauf werden die Stellen dünner und bleicher. Das Aeuſſere des Baums, wenigſtens ein Drittheil, beynahe die Hälfte, taugt zu nichts, ſondern wird weggeworfen. Ameiſen ſchaden dem Holze nicht. Den Baum ſelbſt habe ich nicht zu ſehen bekommen. Er ſoll ſehr groß und bisweilen ſo dick ſeyn, daß drey bis vier Männer ihn nicht umſpannen können. An den Zweigen, die ich mir durch Ceyloner aus den tief im Lande befindlichen Wäldern holen ließ, ſah ich, daß es der Ebenbaum (Diospyros Ebenum), oder derſelbe Baum iſt, von dem das ſchwarze Ebenholz kommt.

Die Kaffeeplantagen auf Ceylon ſind eben ſo als die auf Java; der einzige Unterſchied iſt, daß man hier groſſe Bäume aus dem Geſchlechte der Bignonie (Bignonia) zwiſchen die Kaffeeſtauden pflanzt, um ihnen einigen Schatten zu geben, und ſie durch die Kronen dieſer Bäume gegen die allzu ſtarke Hitze der Sonne zu ſchützen. Die hieſigen Kaffeebohnen ſollen indeſſen den javaniſchen an Güte nicht gleich kommen.

Reis wird auf dieſer Inſel, ſo wie auch auf den Küſten Coromandel und Malabar, gebauet, jedoch nicht in der Menge, daß dieſe Länder hinlänglichen Vorrath davon haben. Auf den jetzt genannten Küſten iſt bisweilen ſo großer Miswachs an Reis, und ſo große Hungersnoth, daß, beſonders auf der malabariſchen Küſte, Aeltern ſich genöthigt ſehen, ihre Kinder für eine

einzige Metze Reis zu Sklaven zu verkaufen, oder wohl gar ſie ganz weg zuſchenken, um ſie nur nicht Hungers ſterben zu ſehen.

Fünfter Abſchnitt.

Von den Edelſteinen und andern Mineralien in Ceylon.

In Ceylon nennt man gemeiniglich alle diejenigen Steine, Edelſteine, welche durchſichtig und ſo hart ſind, daß ſie durch Schleifen eine feine Politur annehmen. Ich habe ſie nicht nur alle, nebſt ihren holländiſchen, malabariſchen und cingaleſiſchen Namen, kennen gelernt, ſondern auch eine Sammlung davon mit nach Europa gebracht, und will hier eine kurze Beſchreibung davon mittheilen.

Der rothe Turmalin, malabariſch Pani Turemali, ceyloniſch Penni Turemali, iſt ein ins Rothe fallender Quarz. Liegend ſieht er dunkel aus und ſcheint undurchſichtig zu ſeyn, aber gegen das Tageslicht gehalten erſcheint er bleichroth. Die Farbe iſt meiſtens überall gleich und ſelten an einer Stelle blaſſer oder dunkler als an der andern. Die größten, welche ich bekommen habe, ſind von der Größe einer Erbſe; die meiſten ſind nicht größer als Reiskörner. Einige habe ich geſehen, die kriſtalliſirt, aber faſt alle ſchadhaft und unvollkommen waren; dieſe ſchienen unten vier gleiche Seiten zu haben, und eine vierſeitige Pyramide zu bilden. Die meiſten dieſer Steine ſind von dem hin und herſpülen im Waſſer geſchliffen ſo, daß ſie die Ecken und ſcharfen Seiten verloren haben.

Der blaue Turmalin, malabariſch und ceyloniſch Nile Turemali, iſt nichts anders, als ein etwas ins Blaue fallender Quarz.

Katzenauge, malabariſch und cingaliſch Weirodi, wird ein ſehr harter Stein genannt, der bald mehr, bald weniger ins Weiße oder Grüne fällt, halb durchſichtig iſt, in der Mitte einen Streif von der Breite einer Linie hat, welcher weiſſer iſt, als der übrige Stein, und ſein Licht verändert, je nachdem er nach dieſer oder jener Seite gekehrt wird. In dieſem Stücke hat er alſo Aehnlichkeit mit einem Katzenauge, und davon hat er auch den Namen. Es iſt übrigens ein Pſeudoopal. Der größte, den ich geſehen habe, war von der Größe einer Haſelnuß; Es giebt ihrer aber viel kleinere. Roh ſcheinen ſie keine eckige Seiten oder Merkmale von Kryſtalliſation zu haben. Ihr Werth richtet ſich nach der Größe und der Reinheit. Einer wie eine Nuß groß, ohne Ritzen und andre Fehler, wird bisweilen mit funfzig, ſechzig und mehr holländiſchen Thalern bezahlt. Sie werden erhoben und länglich geſchliffen, ohne Flächen, ſo, daß der Strich wo die Farben ſpielen, in die Mitte kommt, und hernach in Ringe eingefaßt, welche die Malabaren und Mohren tragen.

Der weiße Kriſtall, malabariſch Wille-Palingu, cеylaniſch Sudu Palind, iſt ein klarer Bergkriſtall ohne Farbe. Man findet ihn hier ſowohl kriſtalliſirt, als auch vom Waſſer zu unebnen, zu flachen, zu langen, und auch wohl zu Stücken mit Vertiefungen geſchliffen. Er ſieht klar, bald mehr, bald weniger waſſerfarben oder glänzend weiß aus. Die Kleinen habe ich oft mit Grundflächen und Seitenflächen, als förmliche Pyramiden geſehen. Die großen ſind gemeiniglich vom Rollen im Waſſer ründlich geworden. Sie ſind zum Theil ſehr groß; man findet ihrer nicht ſelten ſolche, die zwey geballte Fäuſte groß ſind. Man

ſchleift Knöpfe an Weſten und Bruſttücher, auch Steine zu Knöpfen an Unterhoſen und zum Einfaſſen in Schuhſchnallen daraus.

Der Amethyſt, malabariſch und cingaliſch Scuandi, iſt in der That nichts anders, als ein purpur- oder violettfarbner Bergkryſtal, der aber in Anſehung des Grades, in welchem er gefärbt iſt, ſehr verſchiedne Sorten giebt. Man findet ſolche, die beynahe weiß ſind, mit einer ſo geringen Tinctur von Violet, daß, wenn man ſie allein ſähe, man ſie eher für Bergkriſtalle anſehen würde, beſonders wenn man kein Kenner iſt. Andre findet man, die nach einem Ende zu, andre nur in der Mitte, andre hin und wieder, und zwar in höherem oder geringerem Grade farbig ſind. Einige ſind ſo dunkelfarbig, daß ſie, wenn ſie auf einem Tiſche liegen beynahe ſchwarz ausſehen, und, gegen das Licht gehalten, eine ſehr ſchöne violette Farbe haben. Oft ſieht man ſowohl Flecken als Streifen, die blaſſer und ſtellenweiſe dunkler ſind. Sie brechen in verſchiedener Größe, ſelten ſo groß, wie eine Wallnuß, meiſt nur ganz klein. Je größer ſie ſind, deſto blaſſer ſind ſie, und daher von weniger Anſehen und geringerem Werth. Die Kleinen haben gewöhnlich eine höhere Farbe, ſind aber doch eben nicht theuer, weil ſie nur kleine Steine zum Schleifen geben. Am mehrſten gelten die, welche hoch tingirt, ohne Ritzen und von einiger Größe ſind. Je dunkler die Farbe in denſelben iſt, deſto reifer, und im Gegentheil, je blaſſer, deſto unreifer werden ſie genannt. Es iſt auſſer allem Zweifel, daß dieſe Amethyſte flüßig geweſen, und daß ſie vor der Kriſtalliſation von einer violetten Farbe tingirt worden

ſind, die ſich mit dem Flüſſigen, entweder zum Theil, oder überall, vermiſcht hat. Einige findet man geründet und beym Fortrollen im Waſſer wie geſchliffen; andre ſind von unregelmäßiger Figur, auf allen Seiten gebrochen, oft mit tiefen und großen Vertiefungen. Einige haben ſechs Seiten, die auch ſechsſeitig in eine Spitze zuſammenlaufen. Ich habe keinen geſehen, der ganz vollkommen und unbeſchädigt war. Es iſt etwas ſeltnes einen anzutreffen, der beyde Enden hat, wiewohl ſie auch alsdenn allezeit von äußrer Gewalt gelitten haben. Einige haben ganz lange violette Streifen, mit weißen Streifen dazwiſchen. Aus den größten werden gemeiniglich Knöpfe zu Weſten, dergleichen man in Oſtindien von weißem Kattun häufig trägt, und, aus den kleinen, Bruſttuch- und Aermelknöpfe gemacht.

Waſſerſaphire, auch wohl weiße Saphire, malabariſch Wille Padjan, ceyloniſch Sudu Padjan genannt, ſind abgeſchliffne Stücken des hellſten Bergkriſtalls. Sie ſind den weißen Kriſtallen ſehr ähnlich, aber doch, gegen das Tageslicht beſehen, nicht nur klarer ſondern auch weißer; am meiſten unterſcheiden ſie ſich durch ihre Härte, woran ſie die Kriſtalle übertreffen. Ich habe niemals eine dieſer Steine bekommen können, der ſeine Seiten, Ecken und Spitze hatte; ſondern alle waren ſie vom Waſſer zu unförmlichen Stücken gebildet, auch wohl platt und rund geſchliffen, mit unebener, und mit kleinen eingedruckten Puncten angefüllter Oberfläche. Die größten waren von der Größe einer Wallnuß. Dieſe ſind viel theurer

als Kriſtalle, und werden zu Weſt- und Bruſttuchknöpfen und zu Steinen in Schuhſchnallen geſchliffen.

Der gelbe Kriſtall, malabariſch Manjel Palinge, cingaliſch Kaha Patingu, iſt ein heller Rauchtopas. Vermuthlich iſt er einerley mit dem weißen Kryſtalle, nur mit dem Unterſchiede, daß er in eine unangenehme gelbliche Farbe fällt. Kriſtalliſirt habe ich ihn nie geſehen, ſondern allezeit vom Rollen im Waſſer ſchon zu runden Stücken mit unebner Oberfläche geworden.

Von dieſem unterſcheidet ſich der braune Kryſtall, malabariſch und eingaliſch Tillia Palingu, welcher ein rauchiger Bergkryſtall, oder ein dunkler Rauchtopas iſt, bloß dadurch, daß er ſchwärzlich iſt oder wie blaſſe, ſchwarze Tinte ausſieht. Wenn er liegt, ſcheint er undurchſichtig zu ſeyn; gegen das Tageslicht gehalten aber gerade durch durchſichtig. Dieſe Steine habe ich allezeit, vom Hin- und Herrollen das ſie im Waſſer erlitten, geründet geſehen, und zwar in ſo großen Stücken, als eine große Haſelnuß oder kleine Wallnuß. Die Oberfläche iſt uneben und rauh, und mit feinen eingedrückten Puncten und einer grauen Rinde beſetzt, welche den Stein, wenn er ganz iſt, bisweilen undurchſichtig macht, obgleich das Inwendige klar iſt, wie man ſieht, wenn man ihn entzwey ſchlägt. Man ſchleift Knöpfe zu Beinkleidern und anderm Gebrauche daraus.

Die Hyacinthen ſind kleine gelbbraune oder röthliche Priſmen, die ſo wie der Robal oft für Rubine ausgegeben werden.

Die eigentlich ſo genannten Topaſe, malabariſch Puresjeragen, ceyloniſch Pusperagan, ſind wahre To-

paſe, brechen meiſt in gelblichen Splittern, und ſind bald mehr, bald weniger dunkelfarbig.

Der weiße Turmalin, welcher eigentlich Matureſe Diamant genannt wird, malabariſch und ceyloniſch Sudu Turemali, iſt ein weißgelber Topas. Die Weiße iſt nicht bey allen dieſelbe, gewöhnlich iſt er aber doch milchfarbig, ſo daß er nicht vollkommen durchſichtig iſt. Aus dieſer Urſach wird er oft ausgebrannt, wodurch die Farbe vergeht, ſo daß er viel klarer wird, wiewohl er keine vollkommne Weiße erlangt.

Grüne Turmaline, auch Matureſe Diamanten, malabariſch und ceyloniſch Patje Turemali, werden ſowohl Chryſolithen, die ein vierſeitiges Priſma haben, als auch bisweilen Chryſopraſe genannt. Der grüne Turmalin iſt von dunkler Farbe, die bisweilen ins Gelbliche, bisweilen ins Bläuliche, bisweilen ins Grünliche, am öfterſten aber ins Schwärzliche fällt. Manchmal iſt er durchſichtig; manchmal mit einer undurchſichtigen Oberfläche umgeben; manchmal iſt er ganz undurchſichtig, ſieht wie Schörl aus, glänzt im Bruche, und hat nicht ſelten knotige Lamellen mit vielen Ritzen in die Länge und in die Breite. Einige findet man kriſtalliſirt mit einer länglichen Säule von vier gleichen Seiten und einer vierſeitigen Pyramide. Gewöhnlich wird er ſchon etwas abgeſchliffen und zerbrochen, in unförmlichen, bald dicken, bald dünnen Stücken, die bisweilen von der Größe einer Wallnuß, bisweilen aber ſo klein wie Körnchen ſind, gefunden. Der grüne, oder der Chryſopras iſt ſchön grasgrün, klar und durchſichtig, und man ſchleift allerhand daraus; dieſer heißt eigentlich grüner Turmalin, obgleich

dieſer Name auch verſchiednen andern Arten gegeben wird.

Den gelben Turmalin, welcher ebenfalls Maturese Diamant, malabariſch und eingaliſch Kaneke Turemali heißt, und ein grüngelber Topas iſt, wird von den Mohren auch wohl Turmalin Topas genannt, weil er dem eigentlichen Topaſe oft ſehr gleich kommt. Von Anſehen hat er mit Bernſtein viel Aehnlichkeit. Einige ſind dunkelfarbiger oder beynahe brandgelb; andre ſind blaßgelb; einige ſogar weißgelb. Kriſtalliſirt habe ich dieſe Steine nicht geſehen, ſondern allezeit vom Rollen im Waſſer geſchliffen, und zwar von der Größe eines Reiskorns bis zu der Größe einer Erbſe. Man ſchleift ſie, um ſie in Ringe zu faſſen, und ſie haben ein ſchönes Anſehen.

Der ſchwarze Kriſtall, malabariſch Karte Palingu, eingaliſch Kallu Palingu, wird theils in Kriſtallen, theils in zerbrochnen Stücken angetroffen, und iſt der elektriſche ceylonſche Turmalin. Eigentlich iſt es ein ganz ſchwarzer, ſcheinender und undurchſichtiger Schörl. Oft findet man ihn in unförmliche Stücke zerbrochen, die vom Rollen im Waſſer zum Theil rund, zum Theil länglich, geſchliffen ſind. Im Bruche iſt er glänzend, und fällt in ſchiefrige Stücke, welche an den Kanten durchſichtig ſind, und wovon ich einige ſo groß, wie eine Wallnuß, andre hingegen ganz klein, wie eine Erbſe, geſehen habe. Einige bekam ich, wiewohl mit Mühe, die kriſtalliſirt, jedoch nicht ganz unbeſchädigt waren, ſechs ungleiche Seiten und eine dreyſeitige, ſtumpfe Pyramide hatten. Hieraus werden Knöpfe geſchliffen, die an Röcke, Weſten und

Beinkleider in der Trauer getragen werden, und wie Knöpfe von Steinkohlen ausſehen. Dieſer Kriſtall iſt ſehr häufig, und weder theuer noch ſehr geſchätzt. Ich konnte nicht merken, daß die Indier ſeine elektriſche Eigenſchaft kennen, auch geben ſie ihm niemals den Namen Turmalin, womit ſie im Gegentheil verſchiedene andre Arten benennen.

Robale, malabariſch Rauwa, ceyloniſch Rawa, ſind kleine dunkelrothe, undurchſichtige Granaten, dunkler als Rubine, aber nicht ſo hart. Liegend iſt er faſt ganz undurchſichtig, wenn er ſehr dunkelfarbig iſt. Meiſtens wird er in kleinen, abgerundeten und glatt gewordnen Stücken gefunden. Er wird zu Steinen in Ringe geſchliffen, und oft für Rubin verkauft.

Der Kaneelſtein, malabariſch und ceyloniſch Komedegam, iſt ein ſchöner braungelber oder gelbbrauner Granat. Den Namen hat er von ſeiner Farbe, welche einigermaßen wie die Farbe des Kaneelöls vom feinſten und beſten Kaneel ausſieht, aber doch nicht immer gleich, ſondern bald mehr, bald weniger blaß oder hochbrandgelb iſt. Man findet ſie, unbeſchädigt, ſelten von beträchtlicher Größe, ſondern gewöhnlich ſind ſie, auch die kleinen, ſowohl der Länge als der Breite nach geſprungen, welches verurſacht, daß ſie alsdann nicht klar ſind, und zum Schleifen nicht taugen. Dieſe Ritzen oder feinen Borſten machen, daß ſie in Würfel und ſchiefe Scheiben fallen. Bisweilen ſehen ſie faſt wie Benzoegummi aus. Geſchliffen geben ſie ſchöne Steine, beſonders zu Ringen, Halsbindenſchnallen und dergleichen.

Was die Holländer Rubin, die Malabaren Elinges Chogeppu, und die Ceyloner Lankaratte nennen, iſt ein wahrer Rubin. Dieſer Stein iſt bald mehr bald weniger reif, das heißt nach indiſcher Art zu reden, von mehr oder weniger hoher Farbe. Der Amethyſt iſt violett, der Rubin aber roth, und zwar gemeiniglich blutroth. Je hochrother die Farbe, und je größer, klarer und fehlerfreyer der Stein iſt, deſto größer iſt ſein Werth. Von bedeutender Größe findet man ihn indeſſen hier ſelten, ſehr oft nicht größer als große Sandkörner, Geſtenkörner und dergleichen. Je höher die Farbe iſt, deſto klarer und durchſichtiger iſt der Stein. Die unreifen ſind nicht ſo klar, haben auch bisweilen dunklere Flecke oder Streifen. Einige von dieſen letzteren fallen beynahe ins Violette. Die meiſten ſind im Waſſer gerollt, und theils rund, theils flach. Einige habe ich jedoch kriſtalliſirt gefunden, und zwar mit acht Seiten, wovon vier breit und vier ganz ſchmal waren. Die Mohren ſagen, daß dieſer Stein an Härte dem Diamant am nächſten komme, und ſchleifen ihn zum Einfaſſen in Ringe.

Der blaue Saphir, malabariſch Nilem, cingaliſch Nile, iſt ein wahrer bläulicher Saphir. Man findet ihn, wie andre ceylonſche farbige Steine, reif und unreif in ſehr verſchiednen Graden, das iſt mehr oder weniger hochblau. Bisweilen ſind ſie ſo blaß, daß ſie beynahe Waſſerfarbe haben, ſelten ſind ſie dunkelblau. Sie ſind doch mehr gleich gefärbt, als die Amethyſte, ohne ſo viele Flecken und Streiſe, obgleich ſie oft blaue Flecken haben, und ich einen ſah, der an dem einen Ende ganz hellblau und am andern dunkelblau war. Alle, die mir vorgekommen ſind,

waren vom Umherſpülen im Waſſer in runde und aller-
hand andre Geſtalten geſchliffen. Einen bekam ich,
der wie eine Haſelnuß groß war; die meiſten ſind viel-
mal kleiner. Sie werden geſchliffen, und zu Knöpfen
und in Ringen gebraucht.

Die grünen Saphire, malabariſch und cinga-
liſch Patje Padian, ſind gleichfalls wahre Saphire.
Die Farbe iſt hellgrün, bey einigen grünlich, bey eini-
gen auch blaß. Sie werden wie die Vorhergehenden
geſchliffen und gebraucht.

Taripo heißt auf Ceylon ein weißer Stein, der
vermuthlich nichts anders, als ein einfarbiger Quarz
oder ein weißer Kriſtall iſt. Seine Farbe iſt entweder
ganz weiß, oder etwas waſſerfarbig, aber nicht ſo klar
und durchſichtig, als beym Kriſtall, ſondern mehr
wie beym Quarz. Kriſtalliſirt habe ich ihn nie geſe-
hen, ſondern in unförmlichen Klumpen. Auch aus
dieſen ſchleift man Steine zum Einfaſſen.

Aus dieſen Beſchreibungen erhellet, daß der
Stein, welcher in Europa unter dem Namen Turma-
lin, und ſeiner elektriſchen Kraft wegen bekannt iſt,
bey den Indiern dieſen Namen nicht führt, ſondern
daß dieſe mit dem Namen Turmalin verſchiedne Steine
von unterſchiedlicher Farbe und Klarheit bezeichnen,
die nichts Elektriſches an ſich haben.

Die meiſten dieſer Steine habe ich den Hrn. Pro-
feſſor Bergmann mitgetheilt, der ſo gefällig gewe-
ſen iſt, mir ihre mineralogiſchen Benennungen mit-
zutheilen.

Die Mohren ſind es hauptſächlich, welche zu Co-
lumbo, Gale und Mature dieſe Steine, ſowohl roh,
als geſchliffen und eingefaßt, verkaufen. Ein Frem-
der muß aber bey dem Handel mit ihnen ſehr vorſichtig

ſeyn, nicht nur deswegen, weil ſie weit mehr, als ſie gewöhnlich werth ſind, dafür fordern, ſondern auch, weil ſie den Käufer oft mit Glasflüſſen und daraus geſchliffnen Steinen betrügen, die ſie ſo ſchön und künſtlich zu machen wiſſen, daß der, welcher nicht ein guter Kenner iſt, ſich leicht täuſchen läßt.

Alle dieſe Edelſteine, welche auf Ceylon, beſonders im Lande Mature angetroffen werden, findet man in Thälern und am Fuße der Berge in einer Miſchung von Erde und fettem Thon. Oft findet man verſchiedne Arten in einer und derſelben Erde und am nämlichen Orte. Manchmal werden ſie auch durch ſtarken Regen oder herabſtrömendes Waſſer von den Bergen herunter geſpült, und alsdann in der Ebene auf der Oberfläche gefunden. An einigen Stellen findet man Steine ohne viele Mühe ein, zwey oder drey Fuß tief unter der Erde, dagegen man nach andern zwanzig und mehr Fuß tief graben kann. Die ausgegrabene Erde legt man in einen großen Rohrkorb, und ſchlämmt ſie, da denn die Steine zum Vorſchein kommen.

Das Graben der Edelſteine in den um Mature liegenden Diſtricten, wird jährlich im Auguſt für Rechnung der holländiſch oſtindiſchen Compagnie an den Meiſtbietenden verpachtet. Für die Jahre 1777 und 1778 hat ein Mohr dieſe Pacht für hundert und achtzig Reichsthaler gehabt. Das Land, welches zum Graben der Steine verpachtet wird, liegt nicht immer in einer Strecke, ſondern man ſucht verſchiedene Stücke Landes die hin und wieder zerſtreut liegen, und wovon man gefunden hat, daß ſie Edelſteine enthalten, dazu aus. Ehe die Verpachtung geſchieht, werden dieſe Plätze von Committirten der Compagnie beſichtigt. Zu ſolchen

Stücken

Stücken Landes gehören oft die Gärten der Cingaleſer, welche alsdann nicht frey ſind, ſondern ebenfalls zum Graben hergegeben werden müſſen. Der nemliche Platz wird bisweilen mehr als einmal verpachtet, weil mehr Jahre nacheinander da gegraben werden kann. Gemeiniglich und am liebſten werden ſolche Plätze genommen, die an den Bergen, beſonders, um des Auswaſchens willen, die welche zugleich nicht weit von Bächen liegen. Der Hauptpächter verkauft hernach oft an verſchiedene Andere die Freyheit, mit einer gewiſſen Anzahl Leuten zu graben, zum Exempel: für funfzehn Thaler an den, welcher mit zehn Mann, und ſo in Proportion an den, welcher mit fünf oder mit zwanzig Mann graben läßt. Dieſe haben denn die Freyheit, das ganze Jahr hindurch, wo ſie wollen, zu graben, aber nicht mit mehr Leuten, als wofür ſie an den Hauptpächter bezahlen. Wer die Freyheit zu graben gekauft hat, bezahlt auch die Arbeitsleute. Was man nach geſchehenem Graben und Waſchen bekommen hat, wird am Schluße jedes Monats in einen Beutel gelegt, der alsdann verſiegelt und dem Eigenthümer zugeſchickt wird, welcher nun ſeine Steine ausſucht und ſortirt, und erwartet, wie viel ſie ihm einbringen werden.

Verſchiedene von dieſen Edelſteinen werden ganz roh nach Europa gebracht. Die meiſten aber werden hier geſchliffen, bisweilen auch gefaßt, und hernach in Indien ſelbſt verkauft. Das Schleifen iſt gemeiniglich die Arbeit der Aermeren unter den Mohren. Es geſchieht auf einer bleyernen Scheibe und für ſehr billigen Preis. Ich erhandelte nur von den Mohren die hier befindlichen Sorten nicht nur geſchliffen, ſondern

auch roh, um ſie unter andern mineralogiſchen Sammlungen aufzubewahren. Anfangs mußte ich ſie ſehr theuer bezahlen, beſonders da ich damals ausſuchte, hernach fand ich aber, daß ich ſie, durch die Bank gekauft, viel wohlfeiler bekommen konnte.

Einige andere ceylonſche Mineralien ſind folgende.

Eiſenerz wird in Erde und Thon, die damit durchwachſen ſind, und zwar bisweilen ziemlich tief in der Erde gefunden. Es wird in Tiegeln über Feuer, gegen welches man zwey Blasbälge ſpielen läßt, geſchmolzen. Die Schlacken werden mit Zangen abgeſondert, die beſonders dazu gemacht ſind, und die geſchmolzene Maſſe wird in eine von Thon verfertigte Form gegoſſen, hernach weiter gereinigt, und zu allerhand Gebrauch geſchmiedet.

Glimmer (Mica, cingaliſch Mirinan) findet man in großen blättrigen Stücken. Die Blättchen davon werden als Zierrath an den oben beſchriebenen Talpatſen, das iſt, von großen Talpatblättern gemachten Regenſchirmen, gebraucht.

Waſſerbley oder Reißbley (Ferrum molybdaena, ceyloniſch Kalu Miniran), wird mit Glimmer zuſammen an einem und demſelben Orte, am Fuße der Berge, in Thon, Lehm und rother Erde, oft ſehr tief liegend, gefunden. Man trifft es bisweilen auch allein im trocknen Erdreiche an.

Der Stahlſtein oder kryſtalliſirte Schwefelkies hält etwas Kupfer. Man ſchleift Knöpfe daraus.

Sechſter Abſchnitt.

Allerley andre Nachrichten von Ceylon; Einwohner, Religion, Sitten und Gewohnheiten, Sprache, Münzen und dergleichen betreffend.

Die Küſten rund um die ganze Inſel Ceylon, ungefehr ſechs oder mehr Meilen tief ins Land, gehören ganz und gar der holländiſchen oſtindiſchen Compagnie, und ſtehen unter einem Gouverneur derſelben, obgleich das Land von den Cingaleſern bewohnet wird, welche nach geendigtem Kriege Unterthanen der Compagnie wurden. Das Innere, Mittlere und Gebirgige der Inſel gehört dem Könige oder Kaiſer zu Candy, welcher jeẓt von allen Seiten ſo eingeſchloſſen iſt, daß er keinen Kaneel an fremde Nationen, auch nicht heimlich und durch Schleichhandel, verkaufen kann.

Candy, die Hauptſtadt des Kaiſers von Ceylon und der ganzen Inſel, liegt auf einer Höhe faſt mitten im Lande. Nicht weit davon liegt ein ſehr hoher Berg, von dem eine noch höhere Spiẓe emporſteigt. Dieſer Berg heißt der Adamsberg, und die Spiẓe Adamsſpiẓe (Adams-Piek), weil man glaubt, Adam, der erſte Menſch, liege da begraben. Die Ceyloner ſtellen Wallfahrten dahin an, und geben vor, daß Adams Fußſtapfen da noch in der Erde eingedruckt zu ſehen ſind.

Der Mohren, welche von den Küſten des feſten Landes nach Ceylon kommen, ſind beſonders zu Colum-

bo, wo ſie anſehnliche Handlung treiben, eine ziemlich große Anzahl. Sie ſind meiſtens lang von Statur, ſchwärzer als die eingebornen Inſulaner und wohl gekleidet.

Die Portugieſen haben hier, wie anderwärts, während ihres Hierſeyns ſowohl die chriſtliche Religion, als auch ihre Sprache einzuführen geſucht. Die Holländer haben ſich ſeitdem ſie hieher gekommen ſind, bemühet, das Chriſtenthum hier aufrecht zu erhalten. Zu dieſem Ende ſind von der Compagnie ſowohl Kirchen als Schulen für die Eingebornen und Sklaven beybehalten, auch Geiſtliche zu ihrer Unterweiſung und zur Haltung des Gottesdienſtes beſtellt.

Kurz vor meiner Ankunft war von der däniſchen Miſſion zu Trankebar ein lutheriſcher Geiſtlicher nach Ceylon gekommen, um zu Columbo einige Predigten zu halten, beſonders aber ſeinen hieſigen Glaubensgenoſſen das heilige Abendmal zu reichen, weil dieſe hier weder Kirche, noch einen eignen Prediger haben. Gewöhnlich macht alle Jahr ein ſolcher Geiſtlicher die Reiſe von Trankebar hieher, aus Eifer für ſeine Religion, und aus Liebe zu ſeinen Glaubensverwandten, die gleichwohl ſeine Mühe und Beſchwerde nur ſehr mäßig belohnen. Einige legen hier der gedachten däniſchen Miſſion großen Ruhm bey. Man hat mich verſichert, daß, wenn die Katholiken mit eben ſo viel Sanftmuth, Leutſeligkeit und chriſtlicher Liebe, als dieſe Miſſionäre thun, ohne Haabſucht, Herrſchbegierde, Uebermuth und Gewalthätigkeit, die Lehre Jeſu in Indien auszubreiten geſucht hätten, der größte Theil der zahlreichen Einwohner Aſiens jetzt Bekenner derſelben ſeyn würden.

Die Heiden in Ceylon beten, wie andere öſtliche Völker Aſiens, vorzüglich den Abgott Budha oder Budſo an, deſſen Bild man nicht nur in ihrem Tempel, ſondern auch oft in ihren Häuſern antrifft. Sie nennen ihn Deani Budu Hamdrue, das heißt, Herr Gott Budu. In den Tempeln bringen ſie ihm allerley Opfer dar, welche zugleich die Einkünfte der Prieſter ausmachen. Mit dieſen Opfern bezeichnen ſie oft ihre Bedürfniſſe und Anliegen. Wenn einer oder mehrere in einem Hauſe krank geworden ſind, ſo laſſen ſie dünne Silberbleche ſchmieden, und daraus eine oder mehrere menſchliche Figuren im Kleinen bilden, die ſie dann auf den Altar des Budha legen. Hat jemand kranke Augen, ſo laſſen ſie ein Paar ſilberne Augen machen, und ſo weiter. Wenn ſie aber ſeine Hülfe im Allgemeinen anrufen, ſo laſſen ſie die Figur des oben erwähnten heiligen Feigenbaums oder auch die Frucht des Nierenbaums (Anacardium), die ihrer Meinung nach dieſem Gotte beſonders angenehm ſind, von Silber verfertigen. Wenn die Prieſter eine Menge ſolcher Opfer zuſammen gebracht haben, ſo ſchmelzen ſie ſie wieder ein, oder verkaufen ſie nach dem Gewicht an die Goldſchmiede. Ich hatte Gelegenheit verſchiedene ſolcher Opferſtücke zu Kauf zu bekommen, ſo wie auch einen kleinen, von purem Silber verfertigten Hausgott Budha, der das harte Schickſal hatte, von ſeinem Beſitzer an einen Europäer verpfändet zu werden. Es trägt ſich bisweilen zu, daß die äußerſte Noth ſie dazu treibt, ein ſolches Götterbild zu verpfänden; allein ſobald ſie nur einigermaaßen dazu kommen können, löſen ſie dergleichen Pfänder richtig ein. Der Budha wird allezeit nach indiſcher Art, die Beine kreuzweiſe über

einander ſitzend, eine Hand oben auf dem Kopfe, oder auch wohl beyde Hände gefalten vor dem Leibe haltend, und mit langen, bis auf die Schultern reichenden Ohren abgebildet. In den Tempeln traf ich dies Bild bald von Stein, bald von Holz, und zwar von verſchiedner Größe an.

Die Mohren betragen ſich in den hieſigen Moſcheen ſehr ſittſam und anſtändig. Mit äußerſter Ehrerbietung verrichten ſie ihr Gebet; während dem Beten drehen ſie nicht einmal den Kopf im Geringſten zur Seite, geſchweige daß ſie mit einander ſprechen ſollten.

Zu Columbo hat die Compagnie eine eigne Druckerey, in welcher verſchiedene, meiſtens auf die chriſtliche Religion Bezug habende Bücher gedruckt ſind. Von dieſen verſchaffte ich mir einige, die ich hernach der Univerſitätsbibliothek zu Upſala einverleibt habe, als: Kort Begryp der chriſtelyke Religie, in de Tamulſche Spraak, door Sigisbertus Abrahamſs Bronsveld, Colombo 1754, 8. (Kurzer Inbegriff der chriſtlichen Religion in tamuliſcher Sprache). Tamulſch Kindercatechismus, door Sigisbert Abrahamſs Bronsveld, Colombo 1776, 8. (Tamuliſcher Kinderkatechismus). Evangelium Jeſu Chriſti van Matthaeus, in de Mallabaarſe Taal, Colombo 1741, 4. (Das Evangelium Matthäi in malabariſcher Sprache). Evangelium Jeſu Chriſti van Matthaeus, Marcus, Lucas ende Johannes, ende de Handelingen der Apoſtelen in de Tamulſche Taal, Colombo 1748, 4. (Die vier Evangeliſten und die Apoſtelgeſchichte in tamuliſcher Sprache). Die vier Evangeliſten in cingaleſiſcher Sprache, in 4., bekam ich ohne Titelblatt. Zeſtien Predikatien in de Tamulſche Taal,

door Philippus de Vrieſt, Colombo 1747, 4. (Sechzehn Predigten in tamuliſcher Sprache). Auch bekam ich hier Grammatica af Singaleeſche Taal-Konſt, door Johannes Ruell, Amſterdam 1708, 4. (Grammatik der cingaleſiſchen Sprache).

Das Baden in kaltem Waſſer, beſonders in der offnen See an einem Strande, der vor Krokodillen ſicher iſt, iſt ſowohl unter den hieſigen Europäern, als auch vorzüglich unter den Indianern allgemein gebräuchlich. Wenn man am Nachmittage vor der Stadt ſpatzieren geht, ſieht man Schwarze und Weiße, Alte und Junge, Freye und Sklaven, weiblichen und männlichen Geſchlechts, zu Hunderten im Waſſer plätſchern. Hiedurch geben ſie dem Körper die nöthige Kühle, und den durch die brennende Sonnenhitze geſchwächten Fibern neue Stärke.

Man reiſet in Ceylon in Tragſeſſeln oder ſogenannten Palankinen. Ein Palankin iſt mehr offen, als ein japaniſcher Norimon, auch in einigen andern Stücken davon unterſchieden, ob ſie gleich in den meiſten Rückſichten einander ähnlich ſind. Die Bamboſtange, woran er getragen wird, geht über dem Dache oder der Decke her, und wird von mehreren Mohren, die unterwegens einander ablöſen, getragen. Man kann in einem ſolchen Tragſtuhle nach Belieben ſitzen und liegen. Er hat an allen vier Seiten Gardienen, damit man ſich gegen die Hitze der Sonne verwahren kann. Gewöhnlich reiſet man mit ſechs oder zwölf Trägern.

Die Vornehmen unter den Ceylonern, imgleichen die Hofleute zu Candy, und die Kaiſerlichen Abgeſandten an die Holländer, tragen lange goldne Ketten um

den Hals, die bis auf die Bruſt, und wohl gar bis auf den Unterleib herabhangen. Dergleichen hatten unter andern die Abgeſandten, welche zu meiner Zeit nach Columbo kamen. Auch giebt der König dergleichen als ein Ehrengeſchenk dem holländiſchen Ambaſſadeur und deſſen Secretair, wenn ſie zu Candy ankommen. Dieſe Ketten beſtehen nicht aus Gliedern, ſondern aus runden Kugeln, die inwendig hohl, überall durchbrochen, und wie die feine Drathfädenarbeit der europäiſchen Gold- und Silberarbeiter, von Golddrath geflochten ſind. Die Kugeln werden, wenn eine Kette daraus gemacht werden ſoll, entweder auf eine ſeidne Schnur oder auf Golddrath, ſo lang als man die Kette haben will, an einander gereihet. Eine ſolche Kette iſt ſehr leicht und wohl gearbeitet, und ſieht ſehr ſchön aus; kommt aber wegen ihres geringen Gewichts nicht viel höher als zwanzig, dreyßig bis vierzig Pagoden, die Pagode zu einem Dukaten gerechnet, zu ſtehen.

Die Kleidung der in Ceylon ſich aufhaltenden Mohren ſieht beynahe wie ein weiter Damenanzug aus, iſt gewöhnlich von weißem Cattun, ſehr weit, und um den Leib in Falten zuſammengelegt, und mitten über den Leib mit einem Gürtel von weißem bauwollenen Zeuge, der an der rechten Seite geknüpft wird, zuſammengebunden. Auf dem Kopfe tragen ſie einen Turban. Die Ohren ſchmücken ſie gewöhnlich mit langen goldnen Ohrgehängen, die auf verſchiedne Art gearbeitet ſind. Einige ſind ſchlicht, andre gewunden; in andre ſind rothe, blaue oder grüne Edelſteine gefaßt; einige ſind ſehr groß, zum Theil einen Finger lang, andre hingegen klein. Bisweilen tragen ſie in jedem Ohre ein ſolches Gehänge, bisweilen ihrer mehrere, bisweilen fünf bis ſechs, ſo daß durch die Schwere der-

ſelben das Loch im Ohre und der Ohrlappen gar ſehr verlängert wird, und das Ohr wohl bis auf die Schulter herabreicht. Viele laſſen in dieſe Ohrringe, eine kleine runde, mit kleinen rundlichen Erhabenheiten beſetzte Frucht faſſen, die der Sage nach, auf einem heiligen Berge im Lande Kaſchi wächſt. Die Frucht heißt Uteratie, und iſt gemeiniglich ſo groß, wie eine kleine Erbſe, manchmal aber auch wohl wie eine Flintenkugel. Einige glauben in den Löchern und Falten derſelben gleichſam ſieben menſchliche Geſichte zu ſehen; alsdenn iſt ſie von hohem Werth, und wird von den Vornehmen und Reichen mit zweyhundert Thalern bezahlt. Sobald die Kinder drey Jahr alt ſind, wird ihnen ein kleiner Ohrring zum Schmuck gegeben. Eigentlich ſind es nur die Reichen, welche viele Gehänge in den Ohren tragen, ſo, daß man aus der Beſchaffenheit, Größe und Menge der Ringe auf den gröſſern oder geringern Reichthum derſelben ſchlieſſen kann.

Unter den mancherley Arten Kattun und Sitſe, die aus Malabar und Coromandel hieher kommen, ſchienen mir die von Suratte und Bengalen, und namentlich die letztern, die allerſchönſten zu ſeyn. Von Tutucorin ſah ich auch ſolche, die nicht gedruckt, ſondern worauf die Blumen, wie auf Tapeten, mit dem Pinſel gemahlt waren. Es iſt unglaublich, zu welcher Feinheit die Baumwolle auf den indiſchen Küſten geſponnen wird. Ich hatte Gelegenheit, baumwollene Zeuge zu ſehen, die ſo fein waren, daß ich ein halbes Dutzend Hemden davon in eine Hand ganz von allen Seiten zuſammen faſſen konnte.

Auf Ceylon giebt es, ſo wie in ganz Indien eine Menge giftiger Thiere, Säfte und Früchte. Dagegen ſind die Einwohner auch mit ſogenannten Gegen-

giften reichlich verſehen. Dahin gehört das Schlangenholz (Lignum colubrinum), die Schlangenwurzel (Ophiorrhiza) und die Mungobohne (Phaſeolus Mungo). Die Mohren rechnen auch das Rhinoceroshorn dazu. Beſonders muß ich hier von den Schlangenſteinen etwas ſagen. Man hatte mir von ihrer Wirkung gegen den Schlangenbiß ſo viel gerühmt, daß es mir ſehr wichtig war, mich bey den Malabaren genau darnach zu erkundigen, und auch die Zubereitung und Verfertigung derſelben zu erfahren. Man brachte mir oft ſolche Steine, hielt ſie aber lange in ziemlich hohem Preiſe. Als ich aber endlich keine mehr kaufen wollte, und andre Abnehmer auch ſelten waren, bekam ich ſie ſo wohlfeil, daß ich hernach zu Cap meinen Freunden das Stück für einen Thaler überlaſſen konnte. Der Stein iſt durch Kunſt gemacht, groß, und beynahe von der nämlichen Geſtalt als eine Bohne, obwohl Größe und Figur ſelten gleich ſind. Gemeiniglich iſt er ründlich, oder ein wenig länglich rund, mit ſtumpfen Kanten, auf der einen Seite faſt ganz platt, und auf der andern etwas erhoben. Er wird aus einer zu Aſche gebrannten Wurzel gemacht, welche mit einer gewiſſen Art Erde, die man bey Diu findet, vermiſcht, hierauf abermals gebrannt, ſodann zu einem Teige gemacht, und dieſem die Figur, welche der Stein haben ſoll, gegeben, und zuletzt an der Luft getrocknet wird. Nicht alle haben einerley Farbe; die, welche am meiſten gebrannt ſind, ſehen mehr hellgrau, die andern mehr dunkelgrau aus; gewöhnlich ſind ſie ſchwarz und grau gefleckt. Inwendig hat der Stein feine Löcher, oder Zwiſchenräume, die man aber doch nicht ſelten mit bloßen Augen ſehen kann. Zugleich iſt er ſo zerbrechlich, daß er in Stükken fällt, wenn man ihn auf einen Stein fallen läßt.

Wenn man von einer Schlange gebiſſen wird, ſo legt man einen ſolchen Stein auf die Wunde, bindet ihn darauf feſt, und läßt ihn ſo lange liegen, bis alle Zwiſchenräume des Steins mit dem ausgezognen Gifte angefüllt ſind. Man ſagt, er falle dann von ſelbſt ab, wie ein Blutigel der ſich vollgeſogen hat; und wenn man ihn ſodann in ſüße Milch legt, glaubt man, daß das Gift wieder heraus ziehe, worauf man den Stein von neuem auf die Wunde legt, wenn man meint, daß noch Gift darin ſey. Fein geſchabt, und in Wein eingenommen, ſoll er bey hitzigen- und Faulfiebern große Heilkräfte äuſſern. Man erzählte mir, daß es auch falſche, nachgemachte Schlangenſteine gebe, die gar keine Arzeneykraft haben. Die Kennzeichen der ächten Schlangenſteine ſind: daß ſie am Gaumen, und, wenn man warm iſt, auch an der Stirn feſtkleben, und im Waſſer gelegt, nach Verlauf einer kurzen Zeit verſchiedne kleine Waſſerblaſen aufſteigen laſſen.

Wie auf der Küſte des feſten Landes von Oſtindien, ſo bedient man ſich auch auf der Inſel Ceylon, der Blätter der Boraſſuspalme, bisweilen auch der vom Talpatbaume (um drauf zu ſchreiben, wie bereits erwähnt) ſtatt Papiers. Die Indier machen nämlich nicht wie ihre öſtlicher wohnenden Nachbaren, ihr Papier aus Baumrinde, ſondern ſchreiben auf Blätter. Man legt die Blätter jener beiden Arten Palmbäume zu dieſem Ende in Falten wie einen Fächer, und die hiedurch ſich bildenden Streife, bedürfen keiner weitern Bereitung, als daß ſie mit einem Meſſer von einander getrennt und an den Seiten gerade geſchnitten werden.

Auf dieſe Blätter-Streife, ſchreibt man ſtatt der Feder, mit einem ſpitzigen eiſernen Griffel, mit welchem

die Buchſtaben eingeritzt oder eingegraben werden. Damit das Geſchriebne hernach deſto beſſer zu leſen ſey, werden pulveriſirte Kohlen, oder ſonſt etwas Schwarzes, darüber geſtrichen, ſo daß die Buchſtaben völlig wie in Kupfer geſtochen ausſehen. Die Spitze eines ſolchen Griffels iſt entweder in einen meſſingnen Stift eingefaßt, den man in einem hölzernen Futteral trägt, und der bisweilen eine Viertelelle lang iſt; oder der ganze Griffel iſt von Eiſen und aus einem Stücke, und zugleich mit einer Meſſerklinge verſehen, womit man die Blätter ſchneiden kann, da denn ſowohl der Griffel als das Meſſer in einem gemeinſchaftlichen Stiel eingeſetzt ſind, worin man ſie umlegen und bey ſich tragen kann. Auf ſolche Streife von Blättern werden alle Briefe, die Befehle der Fürſten und dergleichen geſchrieben, und offen und unverſiegelt weggeſchickt. Wenn ein einziger Streif nicht hinreicht, ſo legt man mehrere zuſammen, und reihet ſie, vermittelſt eines an dem einen Ende hinein gemachten Lochs und einer hindurchgezognen Schnur, auf. Wenn ein Buch zum Gebrauche im Tempel, oder zu anderm Behuf gemacht werden ſoll, ſo ſucht man recht breite und ſchöne Streife von Talpatblättern aus, auf welchen die Schrift ſehr ſchön und genau eingeritzt, und auch verſchiedne Figuren zum Zierrath hinzugefügt werden. Darauf werden die ſämtlichen Streife mit zwey Löchern durchbohrt, auf eine ſchöne und künſtlich gemachte Schnur gereihet, und mit zwey hölzernen Seitendeckeln ſtatt des Bandes verſehen, die hernach lackirt werden. Vermittelſt der Schnur werden die Blätter dicht und eben zuſammen gehalten, und wenn man das Buch gebraucht, kann man ſie durch Ausziehung der Schnur nach Gefallen aus einander nehmen. Ein Buch dieſer Art, das,

wie man mir geſagt hat, verſchiedne Gebete enthält, hatte ich, durch Graf Ranzows Vermittelung, Gelegenheit mir von einem ceylonſchen Prieſter zu verſchaffen.

Auf Erlernung der ceylonſchen und der malabariſchen Sprache einen Theil meiner koſtbaren Zeit zu verwenden, dazu war mein Aufenthalt in dieſem Lande zu kurz. Ich bemerkte indeſſen doch, daß dieſe beyden Sprachen ſehr unterſchieden ſind, und von einander eben ſo ſehr abweichen, als die Sprache der Mohren von Beyden. Von der malabariſchen Sprache kann ich hier wenigſtens die Zahlwörter mittheilen.

1. Unnu, undu.	20. Iruedu.
2. Rendu, rindu.	21. Iruedondu.
3. Mundu.	30. Muppedu.
4. Nalu.	40. Natpedu.
5. Anji, anju.	50. Anbedu.
6. Aru.	60. Aruedu.
7. Elu.	70. Eluedu.
8. Ettu, ittu.	80. Enbedu, aymbedu.
9. Ombedu.	90. Tonnuru, imbedu.
10. Pattu.	100. Nuru, nur.
11. Pattinendu.	101. Nutcondu.
12. Pattirendu.	200. Irnur.
13. Pattimundu.	300. Munur.
14. Pattinalu.	1000. Ayrem, ayrim.
15. Pattinanju.	10000. Patairim.

Da zu Columbo mit der ganzen Küſte des feſten Landes von Indien ein ausgebreiteter Handel getrieben wird, und auch eine Menge Mohren des Handels wegen ſich hier aufhalten, ſo war es mir leicht, verſchiedene theils gangbare, theils ſeltene, indiſche Münzen zu bekommen.

Unter den ceylonſchen Münzen iſt eine, die in Anſehung ihrer Geſtalt etwas beſonders hat und, auf Malabar und Coromandel zugleich, gäng und gebe iſt. Der Kaiſer zu Candy läßt ſie ſchlagen; ſie iſt von verſchiedner

Größe und verſchiednem Werth, heißt aber durchgängig Laryn. Sie beſteht aus einem gehämmerten ſilbernen Cylinder, der in der Mitte zuſammen gebogen, und an beyden Enden wie ein Haken gekrümmt iſt. Das obere Ende iſt mit einigen Buchſtaben, Sternen oder andern eingegrabnen Figuren bezeichnet. Eins von den Exemplaren, welche ich mir einwechſelte, koſtete zehn, ein anderes, kleineres, neun holländiſche Stüber, beyde ſind von feinem Silber.

In einigen Gegenden der Inſel wird eiue Art Kupfergeld aus der Erde gegraben, das kleiner aber etwas dicker, als ein gewöhnlicher Pfennig, und mit einem Bilde nebſt malabariſchen Buchſtaben beprägt iſt. Man glaubt, es ſey malabariſche Münze, die ehedem hier gangbar geweſen. Unter den geringen und armen Leuten circuliren viele von den großen ſowohl als kleinen Pfennigen, welche die Compagnie ſchlagen läßt, und zwar von derjenigen Gattung, die auf einer Seite das Wapen derſelben hat.

Im Handel und Wandel zwiſchen den Europäern und Indiern ſind goldne und ſilberne Rupien und Pagoden die gebräuchlichſten Münzſorten. Von den Rupien giebt es hier verſchiedene Sorten, die von mehreren Fürſten geſchlagen ſind; auch hat man halbe, und noch kleinere Stücke davon: Pagoden, die man im öſtlichen Indien ſelten antrifft, ſind hier ſehr allgemein; es ſind faſt die einzigen Münzen, die ein Bild haben. Das Gold, woraus ſie geprägt werden, hat etwas Zuſatz von Kupfer. Sie halten faſt genau einen Dukaten, und gelten zwey Reichsthaler und einen Schilling holländiſch. Auf einer Seite ſind ſie erhoben, auf der andern etwas flach, ohngefähr wie ein Bruſtkuchen geſtalltet. Auf der einen Seite

ſieht man ein Bild, auf der andern, nämlich bey denjenigen Stücken, die am meiſten nach holländiſchen Comtoiren gehen, nur einige erhabne Punkte, bey denen aber die im Handel nach engliſchen Comtoiren gehen, einen Stern. Man muß ſich bey dieſen Pagoden ſorgfältig für Betrug in Acht nehmeu, denn ſie werden häufig verfälſcht, und die Falſchen, welche ſtark vergoldet ſind, laſſen ſich nicht leicht anders als durch den Klang, von den ächten unterſcheiden. Pagoden mit der Figur eines Elephanten ſind ungemein rar; ſie werden für ſehr alt ausgegeben, ſind größer als die gewöhnlichen, und beſtehen aus feinem Golde. Die maſſulipatnamſchen Pagoden, welche von Coromandel hieher kommen, ſind auch mit drey Figuren bezeichnet; man hat ſie ganz, und auch, ſogar bis zu Achttheilen, getheilt; auch dieſe ſind von feinem Golde. Die mangalorſchen Pagoden ſind von zweyerley Art; die eine iſt alt, und hat auf der Rückſeite Buchſtaben; die andre curſirt noch jetzt, und hat einen Mond auf der Rückſeite, auf der Hauptſeite aber zwey Bilder; es giebt ganze und halbe; ſie ſind ebenfalls von feinem Golde.

Die ſowohl hier, als auch auf den Küſten Malabar und Coromondel gangbare Scheidemünze, beſteht entweder aus ganz kleinen, goldnen und ſilbernen Münzen, die Fanum heißen, oder aus Kupferpfennigen von unterſchiedlicher Größe, die auf den von den Europäern errichteten Handelscontoiren geſchlagen ſind. Die Fanum ſind alle klein und dünn, die goldnen mit etwas Kupfer vermiſcht. Verſchiedne Fürſten auf dem feſten Lande laſſen ſie ſchlagen. Sie ſind auf beyden Seiten mit verſchiednen Strichen und Punkten bezeichnet. Ihr Werth iſt ungleich, und richtet ſich nach Gehalt und Größe. Unter dem Kupfergelde ſind

verſchiedne, von den Holländern, Engländern, Franzoſen und Dänen geprägte Sorten, von ungleicher Größe, Dicke, Gepräge und Werth. Einige kleine ſilberne Münzen circuliren hier auch, die zu Madras, Pondichery und Trankebar geſchlagen ſind. Dieſe alle ausführlich zu beſchreiben, würde zu weitläuftig ſeyn; vielleicht theile ich einmal in Zukunft dem Publicum eine eigne Beſchreibung der oſtindiſchen Münzen mit. Von Malabar werden auch zwey Arten bleyernes Geld, das etwas größer iſt, als das javaniſche, hieher gebracht; die eine Art hat ein rundes, die andre ein viereckigtes Loch in der Mitte. Von eben daher kommen auch zwey Kupfer-Münzen Dudu und Baiſa genannt; die eine iſt größer die andere kleiner, beyde aber ſind auf einer Seite mit der Figur eines Elephanten bezeichnet.

Fünfte Abtheilung.

Rückreiſe nach Schweden, vom 28ſten Januar 1778 bis den 14ten März 1779.

Erſter Abſchnitt.

Reiſe von Ceylon nach Holland.

Am 28ſten Januar 1778 reiſete ich von Columbo ab. Ich nahm den Landweg nach Gale, und zwar in Geſellſchaft des Polizeyſecretairs Belling, welcher die Briefe dahin brachte, die mit den zur Rückreiſe nach Europa fertig liegenden Schiffen abgehen ſollten.

Der Hafen von Gale wird durch die Feſtungswerke der Stadt beſchützt. Er krümmet ſich in eine Bucht, weshalb das Ein- und Auslaufen beſchwerlich iſt. Alle nach Europa und Indien gehende Schiffe, müſſen ihre letzte Ladung hier einnehmen, und von hier aus abſeegeln.

Am 6ſten Februar gieng ich nebſt mehreren Paſſagieren an Bord des Schiffes Loo, welches vom Capitain Cock, einem gebornen Norweger, geführt wurde, unter Seegel. Die Ladung beſtand in ungefehr funfzehn hundert Ballen Kaneel von der eignen Erndte der Compagnie, etwas Kaneel von Candy, einer Menge Ballen weißer baumwollner Zeuge von Suratte und Tutucorin, und Pfeffer von der malabariſchen Küſte.

Die Officiere hatten einige und dreißig Sklaven mitgenommen, die ſie hernach zu Cap mit anſehnlichem Gewinn verkauften. Dieſe ware alle vom männlichen Geſchlechte, die meiſten von der Küſte Malabar, und nur einige wenige Pampuſen mit krauſem Haar darunter. Ich als Arzt mußte genau unterſuchen, ob ſie auch alle die Pocken und Maſern gehabt hatten, und eben ſo ſorgfältig mußte ich auch unterwegens acht haben, ob ſich etwa die eine oder andere dieſer beyden Krankheiten bey ihnen zeigte. Wäre dies der Fall geweſen, ſo hätte das Schiff, bey der Ankunft am Cap, bey Robbeneyland vor Anker gehen, und förmlich Quarantaine halten müſſen, ſo daß, vor Ablauf von 40 Tagen Niemand von uns hätte ans Land kommen dürfen. Man fürchtet ſich nemlich am Cap eben ſo ſehr vor Pocken und Maſern, als vor der Peſt; und gleichwohl macht man gar keine Anſtalten zur Einimpfung!

Unſre Fahrt gieng von Gale aus mit günſtigem Winde von ſtatten; am 11ten Februar paſſirten wir den Aequator, und am 16ten März den Wendezirkel des Steinbocks.

Als wir zwiſchen dem 30ſten und 35ſten Grade ſüdlicher Breite waren, hatten wir ſehr oft Donnerwetter mit Regen, Hagel oder Schnee, welcher jedoch ſogleich ſchmolz. Einmal ſahen wir während eines Gewitters an der Spitze des vorderſten Maſtes eine electriſche Flamme.

In dieſen Gegenden war es auch, wo verſchiedne Nächte nach einander mehrere lange Leuchtwürmer oder Glanzaſſeln (Scolopendra electrica) auf das Verdeck herunterfielen. Sie kamen immer von derſelben Seite als der Wind, und fielen auch auf eben der Seite nieder. Gewiß war es auch der Wind, der ſie herabwehete, und

folglich kamen ſie keinesweges von den Seegeln, ſondern von den Maſten und Stangen. Wenn ſie zertreten, oder ſonſt auf andre Art auf dem Verdecke zerquetſcht wurden, ſo ſah man allezeit ein phosphoriſches Feuer ſo weit ſich der zerdrückte Wurm erſtreckte. Merkmale von Flügeln konnte man an dieſen Würmern nicht entdecken, ſondern ohne Zweifel kriechen ſie mit ihren vielen Füßen an die Maſten hinauf, von wo ſie hernach, wenn der Wind ſtark wehet, herunterfallen.

Den 22ſten April zwiſchen 45 und 46 Grad Breite, nicht weit oſtwärts vom Vorgebürge der guten Hoffnung, ſahen wir Mittags einige wenige Minuten nach 12 Uhr einen auf der Oberfläche des Waſſers ſelbſt liegenden Regenbogen; der Wind wehete ſtark, und die Sonne hatte ihren höchſten Stand am Himmel in Nordnordweſten, und der Regenbogen war in Südſüdoſten. Er fieng am Horizonte ſelbſt mit einem hellen Zirkelabſchnitte an, welcher ſich allmälig mehr und mehr erhob und zugleich nach den Seiten ausbreitete, und ganz oben einen ſchmalen dunkelrothen Rand bekam. Von den beyden Enden des Bogens erſtreckten ſich zwey Arme, wie zwey Hörner, die ſich einwärts bogen, und Zweydrittheil ihrer Länge weit, ſich zwiſchen der Erdfläche und dem Schiffe ausdehnten, und mit ſehr angenehmen Farben, Roth, Gelb, Grün und Purpurblau, prangten. In dieſer Stellung blieb er eine halbe Viertelſtunde, worauf er in umgekehrter Ordnung allmälig verſchwand. Auf der öſtlichen, oder linken Seite, ſah man einen andern Regenbogen, mit Farben in entgegenſtehender Folge; dieſer war daher weiter nichts als eine Wirkung der von jenem wirklichen Bogen zurückgeworfenen Stralen; oberwärts war er nicht ſehr hoch, ſtand aber doch höher, als das Segment des

erſteren an der Erdfläche. Nach einer Viertelſtunde erhob ſich zwar wieder ein ähnliches Segment, es dehnte ſich aber in keinen Regenbogen aus. Der Himmel war dieſe ganze Zeit trübe, und mit wolkenartigen Stellen beſetzt, und man konnte mit Mühe gewahr werden, daß unten am Horizonte Regen fiel. Dergleichen Regenbogen, die nur auf dem Meere und auf großen Seen entſtehen können, ſind vielleicht nicht oft beobachtet.

Auf dieſer Seereiſe ſahen wir auch mehrmals waſſerziehende Wirbel (ſogenannte Waſſerhoſen), die verſchiedentlich geſtaltet in der Luft ſchwebten. Sie fiengen allezeit am untern Ende an zu verſchwinden. Wenn ſie ſich zeigten, hatten wir gewöhnlich zugleich Gewitterregenſchauer mit ſtarken Windſtößen.

Endlich ließen ſich die Malacaßvögel, eine Art Pelikane (Pelecanus Sula) ſehen, und gaben uns die ſichere und frohe Hoffnung, daß wir bald Land erblicken würden. Dieſe Vögel ſind für die Seefahrer allezeit ein zuverläßiges Kennzeichen, daß ſie nicht weit von der afrikaniſchen Küſte ſind; oft ſieht man, wenn ſie zum Vorſchein kommen, oben vom Maſtkorbe aus bereits Land. Selten gehen ſie tiefer in die See hinein, als daß ſie gegen Abend wieder nach den Buchten zurückkommen können, wo ſie gewöhnlich die Nächte zubringen. Wir entdeckten auch ſogleich nachher Land. Da aber der Südoſtwind uns ſehr heftig entgegen wehete, konnten wir die kapſche Reede nicht erreichen, ſondern kamen am Abend, mit Mühe und Noth, bey Robbeneyland vor Anker.

Bey dem ſtarken Winde und der dadurch verurſachten Kälte, hatte ich das unbeſchreibliche Misvergnügen, verſchiedne von meinen Brodfruchtbäumen und anderen Gewächſen, theils erfroren, theils durch

das heftige Hin- und Herſchwanken des Schiffs umgeworfen und ruinirt zu ſehen.

Die meiſten Krankheiten, welche auf dieſer Reiſe vorkamen, waren veneriſche, die ſowohl Matroſen als Sklaven durch ein lüderliches Leben auf Ceylon ſich zugezogen hatten. Sie äußerten ſich mit den ſchrecklichſten Symptomen.

Am 27ſten April kamen wir endlich zu dem gewöhnlichen Ankerplatze auf der Rhede bey Cap, wo bereits eilf Schiffe lagen. Sobald das Schiff durch Commiſſarien aus der Stadt gehörig viſitirt worden war, bekamen wir Erlaubniß ans Land zu gehen.

Ich ließ mich daher ſogleich nach der Stadt rudern, und nahm meine Wohnung bey meinem vormaligen Wirthe, Herrn Fehrſen, in denſelben Zimmern, die ich ehedem drey Jahr bewohnt hatte.

Während dieſe Zimmer für mich zurecht gemacht wurden, fand ich Gelegenheit eine botaniſche Bemerkung zu machen, die mich in Verwunderung ſetzte. Im Vorzimmer ſtand ein meinem Wirthe gehörender ſehr großer Kaſten, den ich bey meinem vorigen hieſigen Aufenthalte oft anſtatt eines Tiſches gebraucht hatte, um meine Kräuter, Zwiebeln und Sämereyen darauf zu legen. Im letzten Jahre hatte ich auf dieſem Kaſten die in den afrikaniſchen Wüſten wachſenden fleiſchigen Gewächſe in Ordnung gebracht, um ſie nach Europa zu ſchicken. Bey dieſer Arbeit war eines dieſer Gewächſe, das äußerlich ganz vertrocknet ausſah, hinter den Kaſten gefallen. Als jetzt beym Reinmachen des Zimmers der Kaſten von der Wand gezogen wurde, fand man das dem Anſcheine nach vertrocknete Gewächs dahinter liegen, das unterdeß einen Stengel von einer Viertelelle getrieben hatte, unerachtet es, als ich es

vor viertehalb Jahren in den öden Sandebnen fand, nicht das geringſte Merkmal des Lebens zeigte, und hernach in den drey verfloſſenen Jahren weder irgend Erde, noch die mindeſte Feuchtigkeit, außer der Kühle des ſteinernen Fußbodens, gehabt hatte. Dies beweiſet, welch ein zähes Leben die in den allerdürrſten Wüſteneyen wachſenden afrikaniſchen Gewächſe haben, und wie lange ſie ohne Waſſer und Nahrung aushalten können. Ich nahm dies Gewächs hernach mit nach Europa, und fand, daß die, welche ich von dieſer Art vorher weggeſchickt hatte, im botaniſchen Garten zu Amſterdam Zweige und Blätter, aber bisher noch keine Blumen getrieben hatten, woraus ihr Geſchlecht und ihr Name zu beſtimmen geweſen wäre.

Zu Cap verſchaffte ein jeßt auf der Rhede liegendes ſchwediſches Schiff mir das Vergnügen, viele Freunde zu umarmen, die aus meinem Vaterlande gekommen waren, und mir außer vielen Briefen und Neuigkeiten auch die angenehme Nachricht brachten, daß ich in Profeſſor Linnees Stelle, der ſeinem unſterblichen Vater im Amte nachgefolgt war, zum Demonſtrator der Botanik auf der Univerſität zu Upſala ernannt worden ſey.

In den drey Jahren meines Aufenthalts in Indien hatte ſich die Capſtadt faſt durchgehends durch den Anbau theils neuer, theils verbeſſerter Häuſer, die nicht ſelten zwey oder drey Stockwerke hoch waren, dermaaßen verändert, daß ich ſie kaum wieder kannte.

Im letzten Sommer hatte der Südoſtwind das ganze Land verheert. Er war ungewöhnlich heftig, und dabey die Dürre ſo groß geweſen, daß faſt im ganzen Lande allgemeine Klage über Getreidemangel war. An den meiſten Orten hatte vor Dürre nichts

wachſen können; an einigen Orten hingegen, wo die Saat herrlich geſtanden hatte, unter andern jenſeit des hottentottiſchholländiſchen Gebirges, war ſo erſtaunlich viel Regen gefallen, daß das ſchon gemähete Korn in den Haufen oder Femen verfault war, und das noch auf dem Halme ſtehende in den Aehren auszuwachſen angefangen hatte. Dadurch war der Preis des Getreides in der Stadt zu ſo ungewöhnlich hohem Preiſe geſtiegen, daß eine ſogenannte Fracht Weizen, die vorher für zehn Reichsthaler verkauft ward, jetzt zwey und dreyßig galt.

Bey meiner jetzigen Anweſenheit allhier, lernte ich unter andern einen Engländer, Namens Paterſon, kennen, der hieher gekommen war, um Sämereyen und lebendige Wurzeln, der dieſem Lande eignen und ſeltnen Gewächſe, aus den innern Gegenden von Afrika zu ſammeln, und nach ſeinem Vaterlande zu ſchicken. Er ſagte mir, er reiſe auf Koſten eines Privatmannes, und beſaß einige botaniſche Kenntniſſe, eigentlich war er nur ein Gärtner.

Die holländiſche Compagnie geſtattet jedem Officiere auf ihren Schiffen einigen Handel zu treiben; ſie dürfen nemlich eine große Kiſte, fünftehalb Fuß lang, nnd drittehalb Fuß breit, mit gewiſſen Waaren anfüllen, welche hernach in öffentlicher Auction für ihre Rechnung verkauft werden. Die, welche ſich in Oſtindien noch nicht mit Waaren verſorgt, ſondern ihre Kiſten mit Tamarinden oder etwas anderm angefüllt hatten, kauften jetzt hier am Cap grobe Sitſe, und ähnliche nicht verbotne Sachen, um ſie mit nach Europa zu nehmen. Feine Sitſe und Kattune, Specereyen und verſchiedne andre Waaren, womit die Compagnie ausſchließlich handelt, ſind den Particuliers

ganz verboten, und werden, wenn ſie damit handeln, als Contrebande weggenommen.

Den 15ten May traten wir vom Cap aus die Rückreiſe nach Europa an. Wir ſeegelten in Geſellſchaft vier andrer holländiſcher Schiffe, und ſollten zu wechſelſeitiger Vertheidigung beyſammen bleiben. Ein däniſches Schiff, das mit uns zugleich auslief, kam uns bald vorbey, und verſchwand als ein weit beſſrer Segler in kurzer Zeit vor unſern Augen.

Die Matroſen hatten verſchiedne Baviane gekauft, die ſie mit nach Holland nehmen wollten. Dieſe Thiere ſind von böſer Gemüthsart, ergrimmen leicht und beißen ſehr arg. Man muß ſie daher faſt ſtets angebunden halten. Wenn einmal einer loskam, war es hernach nicht leicht, ihn wieder zu fangen, weil ſie unbeſchreiblich behende an den Tauen hinaufkletterten, und ſich bis an die Spitze des höchſten Maſtes flüchteten.

Bisher waren wir durch wiedrigen Wind in unſrer Fahrt ſehr aufgehalten worden, und hatten daher die afrikaniſche Küſte noch immer im Geſichte; dazu kam jetzt noch ein ſo ſtarker Nebel, daß wir nicht um uns ſehen konnten. Am 26ſten May, geriethen wir dadurch, und namentlich das Commandeurſchiff, dem Lande ſo nahe, daß, als das Wetter anfieng ſich aufzuklären, wir ſchon ganz dicht an die Klippen getrieben waren. Hätten wir da zugleich Sturm aus Nordweſt bekommen, ſo wären wir gewiß unwiederbringlich verloren geweſen; glücklicherweiſe aber drehete ſich der Wind nach Norden, und brachte uns wieder ſeewärts. Dieſe drohende Gefahr hatte offenbar unſer Commandeur Koelbier, auf dem Schiffe Kanaan, dadurch veranlaßt, daß er am Abend vorher nach dem Lande hingeſteuert hatte, anſtatt daß er hätte ſuchen ſollen,

ſeewärts zu gehen, um den Wind zu gewinnen; wir andern Schiffe waren verbunden ihm zu folgen. In der folgenden Nacht verloren wir das Commandeurſchif ganz aus dem Geſichte, weshalb das Commando nunmehr unſerm Capitain Kock übertragen wurde. Den Morgen darauf bekamen wir es wieder zu ſehen, nach zwey Tagen aber wurde es uns abermals unſichtbar. Nach einigen Tagen kamen wir ihm ſehr nahe, indem es wegen widrigen Windes, da es ſich zu ſehr nach dem Lande gehalten hatte, jetzt die Flotte nicht erreichen konnte. Demungeachtet war am folgenden Tag wieder nichts von ihm zu ſehen, obgleich die Nacht über wenig Wind geweſen war. Hieraus ergab ſich nun ganz klar, daß der Commandeur gar nicht geſonnen war, bey ſeiner Flotte zu bleiben, ſondern im Gegentheil ſich davon zu trennen ſuchte, allem Anſchein nach, um ſeine Zuhauſereiſe deſtomehr beſchleunigen zu können. Bisher waren wir alſo, auſſer widrigem Winde und Windſtillen, durch des Commandeurs Winkelzüge doppelt und dreyfach aufgehalten worden.

Am 6ſten Junius bekamen wir endlich den Südoſtpaſſatwind, und am 12ten paſſirten wir den nördlichen Wendezirkel.

Einige Tage nachher ſahen wir auf dem Waſſer etwas herum treiben, das uns wie weiſſe Blumen vorkam. Ich fiſchte einige davon auf, und fand, daß ſie nichts anders waren, als Enten- und Gänſemuſcheln aus dem Geſchlechte der Meereicheln (Lepas anatifera und anſerifera), welche ſich mit ihrem loſen Stengel oder Stiel an Stücke Bamborohr und Holz, zu Dutzenden und mehr, feſtgeſetzt hatten, und jetzt auf dem Waſſer ſchwammen. Wenn das Thier ſeine fünf Schaalen öffnete, ſah es völlig wie eine aufgebrochne Blume aus.

Am 24ſten Morgens entdeckten wir die den Engländern zugehörige Inſel St. Helena, deren Hafen durch ſtarke Batterien wohl befeſtigt iſt. Das Land iſt ſehr hoch und gebürgig, und zeigt ſich ſchon in ſehr weiter Entfernung. Bey dem damaligen Kriege mit den Amerikanern verſammleten ſich hier allezeit die aus Oſtindien zurückkommenden engliſchen Schiffe, um hernach in Geſchwadern oder ganzen Flotten weiter zu ſegeln. Als wir vor der Rhede des Hafens, wo jetzt keine Schiffe lagen, gekommen waren, und von unſerm verlornen Commandeur nichts ſahen oder hörten, wurde Schiffsrath gehalten und beſchloſſen, hier nicht weiter auf ihn zu warten, ſondern mit dem friſchen Winde, den wir jetzt hatten, unſern Weg fortzuſetzen. Der Strand an der Rhede ſoll ſo ſteil ſeyn, daß die Schiffe ganz dicht am Lande vor Anker liegen können.

Am 30ſten kamen wir die Inſel Aſcenſion vorbey. Hier pflegen ſchwediſche und andere Oſtindienfahrer, auf der Rückreiſe anzulegen und ſich namentlich mit Schildkröten zu verſorgen; wer aber am Cap vor Anker geweſen iſt, ſegelt hier gewöhnlich vorüber. Dieſe Inſel iſt gebürgig, unfruchtbar, und ohne friſches Waſſer; die Oberfläche iſt mit Aſche bedeckt, welches ihren vulkaniſchen Urſprung hinlänglich zu erkennen giebt.

In der Nacht vom 6ſten auf den 7ten Julius, waren wir den Aequator paſſirt, und wurden deswegen heute Mittags von den beyden andern Schiffen mit eilf Kanononſchüſſen begrüßt, die wir auf gleiche Art beantworteten.

Am 24ſten paſſirten wir die Sonne. Von allem, was ſenkrecht auf das Verdeck geſtellt wurde, war gar kein Schatten auf irgend einer Seite zu bemerken. Bisher hatten wir die Mittagsſonne auf der Nordſeite

gehabt; jetzt ſtand ſie gerade über uns, und hernach ſahen wir ſie in Süden, und je weiter wir fortſegelten, deſto geringer war ihre Höhe überm Horizonte.

Am 29ſten kamen die Capitaine der beiden andern Schiffe zu uns an Bord, um die verſiegelten Briefe zu eröffnen, welche ausweiſen ſollten, ob die Schiffe durch den Kanal ſegeln, oder, wie in Kriegs-Zeiten zu geſchehen pflegt, um Irland und Schottland herumgehen ſollten.

Wir kamen nunmehr in diejenige Gegend des Oceans, die von Sargazo oder ſchwimmendem Tang (Fucus natans) faſt ganz bedeckt iſt Dies Seegewächs fließet auf der Oberfläche des Meers in unglaublicher Menge, bisweilen breitet es ſich bey ſtillem Wetter über daſſelbe ſo aus, daß man durch eine Wieſe zu ſegeln glaubt, bisweilen bildet es gleichſam große Inſeln; bisweilen aber, beſonders bey etwas ſtarkem Winde, vertheilt es ſich mehr. Dieſer Tang ſchien deutlich zu beweiſen, daß er auf dem Waſſer fließend wächſt und an den Enden neue Schößlinge treibt, die allmählig größer werden. Zwiſchen dem Tang fand ich verſchiedne kleine Thiere, die da ihren Aufenthalt hatten, und ihre Nahrung ſuchten, die häufigſten darunter waren Seegraskriecher (Scyllaea pelagica) Seekrabben (Cancer minutus) von verſchiedner Größe; und Seekröten (Lophius Hiſtrio). Dieſe letzteren werden von den Holländern Kronfiſche genannt, und wenn ſie von einiger Größe ſind, ſehr geſchätzt. Sie ſind ſehr bunt und ſchön. Ich vewahrte einige davon in Weingeiſt; die meiſten waren ganz klein ſelten bekommt man ſie einen Finger lang oder gröſſer. Die loſen Strahlen, welche ſie auf dem Kopfe und Rücken haben, und die wie eine Krone ausſehen, haben zu jener Benennung

Anlaß gegeben. Man bringt ſie ſelten lebendig nach Holland, wenn es aber glückt, und ſie einigermaßen groß ſind, kann man das Stück für zehn Ducaten verkaufen.

Am 12ten September lotheten wir ſchon Grund und ſalutirten (zum Glückwunſch, daß wir uns wiederum in der Nachbarſchaft unſers vaterländiſchen Welttheils befanden), die andern Schiffe mit eilf Kanonenſchüſſen, die von ihnen beantwortet wurden.

Am 16ten bekamen wir die engliſche Küſte bey Cap Lizard zu Geſicht. Wir lavirten hier ganze vier und zwanzig Stunden, bis wir die holländiſchen Kriegsſchiffe gewahr wurden, die den von Oſtindien ankommenden reich beladenen Kauffahrteyſchiffen entgegen geſchickt waren, und ſie ſicher nach Hauſe begleiten ſollten. Das erſte Zeichen wurde von uns mit vier Kanonenſchüſſen, unter wechſelsweiſem Aufziehen und Niederlaſſen des Wimpels, gegeben, worauf das Kriegesſchiff mit Aufziehen und Streichen des Wimpels nebſt fünf Kanonenſchüſſen, antwortete. Sobald die Schiffe etwas näher gekommen waren, wurden vom Kriegsſchiffe ein Lieutenant und ein Schreiber abgeſchickt, um unſer Schiff zu viſitiren, ob auch verbotene Waaren darauf befindlich wären. Die Viſitation gieng indeſſen nur in des Capitains Zimmer unter deſſen Weinflaſchen vor ſich.

Am andern Tage darauf verfügten die Capitaine der drey Schiffe ſich nach dem Kriegsſchiffe, um daſelbſt einen verſiegelten Brief von dem einen Schiffe, welches von China kam, zu eröfnen, woraus man nun erſt jetzt erfuhr, daß die Ladung nach Amſterdam beſtimmt war.

Jetzt bekamen wir auch die Nachricht, daß unſer Commandeur Koelbier mit ſeinem Schiffe vor zwey Tagen angekommen und voraus geſegelt war.

Den 28ſten fuhren wir, bey günſtigem Winde und unter Bedeckung des einen Kriegsſchiffes, Dover und Calais vorbey. Aber gegen Abend ungefehr um 10 Uhr entſtand plötzlich ein heftiger Sturm, der uns gegen das Land trieb, unſre Segel zerriß und den Obertheil der Maſten herunterſtürzte; dabey ward das Schiff ſo gewaltſam hin und her geworfen, daß es unmöglich war, auf den Füßen ſtehen zu bleiben. Wir waren den Brandungen ſo nahe, daß ſich jedermann für verloren hielt, und auch kein Matroſe mehr zur Rettung des Schiffs Hand anlegen wollte. Es war ſtok finſter und zu noch größerem Unglück war auch die Mannſchaft ſchwach und ſo abgemattet, daß die Matroſen bey der Arbeit kraftlos von den Tauen herabfielen, und andere auf dem Verdecke ſelbſt in Ohnmacht ſanken. Hieran war der ſchändliche Geitz des Capitains und des Oberſteuermanns ſchuld. In der Hofnung, daß die Fahrt nicht ſo lange dauern würde, hatten ſie am Cap, auf eine ſehr unerlaubte Art, einen großen Theil des Fleiſches, Specks und anderes für die Mannſchaft beſtimmten Proviants verkauft und das Geld in ihre Taſchen geſteckt. Die ganze Reiſe über hatten ſich alſo die Leute größtentheils mit Reis und Hülſenfrüchten behelfen müſſen, und wenig nahrhafte Sachen bekommen. Da nun die Reiſe ſich überdem noch ſo in die Länge zog, ſo kamen die Leute dabey immer mehr von Kräften und wurden ganz mißmüthig. Wirklich verklagten ſie auch den Capitain und den Oberſteuermann wegen dieſes Diebſtahls und beyde wurden für un-

würdig erklärt, je weiter zu dienen. Sobald es anfing Tag zu werden, wurden wir gewahr, daß wir, ungefehr Oſtende gegenüber, zwiſchen die Dünen gerathen, und von unſern Gefährten ganz getrennt waren. Da wir uns nun durch eine beſondere Vorſehung Gottes in der vorigen Nacht vom Untergange errettet fanden, faßte die Beſatzung neuen Muth, dem Schiffe auch jetzt aus ſeiner gefährlichen Lage zu helfen, welches dann, durch Begünſtigung des Windes, auch gelang. Auſſer allem andern Schaden, hatte ich für meine Perſon bey dieſer Gelegenheit das Unglück, meine Plantage von mehr als hundert jungen Brodfruchtbäumen von beyden Arten, nebſt andern vorzüglich ſeltnen Gewächſen, ganz umgeworfen und ruinirt zu ſehen.

Nach überſtandner Gefahr kamen wir endlich am 29ſten im Texel an.

Am erſten October ſegelten wir zwiſchen Texel und Helder hinein, ſalutirten die Rhede und legten uns vor Anker. Froh dankten wir jetzt alle der göttlichen Vorſehung, und ich hatte mehr als irgend ein andrer Urſach dazu, da ich auf meiner ſiebenjährigen mühvollen und oft gefährlichen Reiſe den mächtigen Schutz derſelben in ſo reichem Maaße erfahren hatte.

Nach einigen Tagen kam der Directeur Beaumont an Bord, in deſſen Gegenwart alle unſere Coffer, Kaſten und andre Sachen viſitirt und die Mannſchaft, auſſer etwa ſechszig Mann, die zum Ausladen des Schiffs gebraucht werden ſollten, verabſchiedet wurde.

Auf dieſer Reiſe hatten wir einen Mann am Bord gehabt, deſſen ſeltſames, unglückliches Schickſal hier beſondere Erwähnung verdient. Er hieß Bergacker, und war als erſter Wundarzt auf einem vom Capitain Klein geführten Schiffe angeſtellt geweſen, mit dieſem aber,

noch vor der Abreiſe aus Europa, ich weiß nicht wodurch, in Uneinigkeit gerathen. Dafür rächte ſich nun der Capitain an ihm auf die unverantwortlichſte und niederträchtigſte Art. Zuerſt that er ihm, während daß das Schiff vor der Abfahrt im Texel auf der Rede lag, allen nur möglichen Verdruß an, und geſtattete ſo gar den Schiffsjungen ihren Spott mit ihm zu treiben. Endlich, nachdem der Direktor das Schiff gemuſtert hatte und es nun im Begrif war abzuſegeln, bat er ſich von demſelben, an Bergackers Stelle, einen andern Chirurgus aus. Man ſchickt ihm einen, allein anſtatt Bergackern nun dagegen an Land zu ſetzen, nimmt er jenen als dienſtthuenden Wundarzt, Bergackern aber als Arreſtanten mit und erlaubt ihm die ganze Reiſe über nicht Einmahl auf das Verdeck zu kommen, um friſche Luft zu ſchöpfen! Ja hieran noch nicht genug läßt er unterwegens von einigen Officieren des Schiffs, die ſeine Creaturen waren, eine Schrift unterzeichnen, worin ſie bezeugen, daß Bergacker völlig unklug ſey. Unter dieſem Vorwand wird er nun, bey der Ankunft des Schiffes am Cap, ſogleich in ſichre Verwahrung gebracht und erhält weder die Erlaubniß auszugehen noch Mittel ſich über die erlittene Behandlung zu beklagen. Endlich, als das Schiff mit welchem ich vom Cap zurück gieng, ſegelfertig lag, ward der arme Bergacker, als ein Arreſtant der mit nach Europa genommen werden ſollte, an uns abgeliefert. Er hatte alſo die Hin- und die Rückreiſe, desgleichen ſeinen Aufenthalt am Cap, ohne Urtheil und Recht, als ein Gefangener zubringen müſſen, und die ganze Zeit über nicht einen Pfennig Geld bekommen! Er war ein ältlicher, ernſthafter,

dem Anſchein nach grundehrlicher Mann, an dem ich, auf der ganzen Reiſe, nicht die geringſten Merkmale wahrnahm, daß er noch itzt oder zuvor je wahnwitzig geweſen ſey. In Rückſicht auf dieſe Beſchuldigung, geſchah ihm alſo unerhörtes Unrecht. Man wird nicht begreifen können, warum die Regierung am Cap gar keine Notiz von dieſer Sache genommen, warum ſie den Unſchuldigen nicht in Freyheit geſetzt und den Böſewicht nicht zur verdienten Strafe gezogen habe? Aber leyder habe ich in den ſieben Jahren die ich im Dienſte der oſtindiſchen Compagnie geweſen bin, mehrere Beyſpiele von Gewaltthätigkeit und eigenmächtigem Verfahren deſpotiſcher, ſchlechtdenkender und brutaler Schiffscapitaine geſehen! Zu dieſen letzteren gehörte der Schiffer Klein in vorzüglichem Maaße; jeder bey dem ich mich nach ihm erkundigte, ſprach von ihm mit größter Verachtung nicht nur als von einem boshaften und ruchloſen, ſondern, was noch unbegreiflicher iſt, ſelbſt als von einem im Seedienſt ungeſchickten Manne!

Eine andere Merkwürdigkeit, aber freylich von geringerem Belange, die mir während der Rückreiſe vom Cap in meinem Fache vorkam, war, daß ſich in der Blaſe eines Schweins, das wir von Columbo lebendig mitgenommen hatten, beym Schlachten ein kalkartiger Stein fand. Er war von der Größe einer Flintenkugel, beynahe rund, allenthalben ſehr uneben und inwendig dicht, anfangs kaſtanienbraun, wurde aber, ſo wie er trocknete, allmählig bleicher.

Zweyter

Zweyter Abſchnitt.

Aufenthalt in Holland und zu London, und Reiſe nach Schweden.

Ich begab mich nebſt andern Officieren auf einem gemietheten Fahrzeuge nach Amſterdam, wo mein theurer Freund, Profeſſor Burmann, mir Haus und Tiſch anbot.

Zu Amſterdam brachte ich meine Zeit damit zu, die daſigen Naturalienſammlungen zu beſehen, worunter die, welche der Kaufmann van der Meulen beſitzt, beſonders in Rückſicht auf Vögel und Inſekten, die anſehnlichſte war.

Darauf machte ich eine Reiſe nach der Gegend um Harlem, um meine drey Gönner, van der Poll, van der Deutz und ten Hoven zu beſuchen, und ihre Landgüter, nebſt den ſchönen Pflanzungen von allerhand ausländiſchen Bäumen und Stauden zu beſehen, die ſie mit unglaublichen Koſten in den magerſten Sandfeldern dieſer Gegend haben anlegen laſſen. Nicht ohne beſondere Freude ſah ich hier verſchiedne afrikaniſche und japaniſche Gewächſe, die bewieſen, daß die von mir bey Einſendung derſelben mit mancherley Gefahren angewandte Mühe nicht ganz vergeblich geweſen war. Ich hatte auch das ſehr große und belohnende Vergnügen, daß dieſe Männer mir ihre ganze Zufriedenheit mit meinen Bemühungen und ihr Wohlwollen auf die uneingeſchränkteſte Art bezeugten. Ueberdem belohnten ſie mich auf eine großmüthige Weiſe. Dies

that namentlich Herr ten Hoven nach meiner Zurückkunft zu Amſterdam auf eine, wenigſtens der Form nach für mich ſehr überraſchende Art. Er iſt ein Mann der mehr als hundert und funfzig tauſend holländiſche Gulden jährlicher Einkünfte hat, fand es aber doch nicht unter ſeiner Würde, zu Fuß und ohne Bedienten, einen Beſuch bey mir abzuſtatten, und mit eigner Hand mir ein Geſchenk von hundert und acht und zwanzig Dukaten zu überreichen.

Mit Herrn Doctor Klochner reiſete ich auch nach Harlem, um die vortreflichen Inſektenſammlungen der Herren Vriend, nebſt den Thieren, welche im Hauſe der harlemſchen Societät der Wiſſenſchaften aufbewahrt werden, und die vorzüglichſten aus allen Klaſſen ſind, zu beſehen.

In den Obſtgärten waren jetzt die Winterſchmetterlinge (Phalaena brumata) in großer Menge. Man hindert ſie, ihre Eyer in die Blumenknoſpe zu legen, dadurch, daß man um den Stamm des Baums getheerte Birkenrinde gebunden hatte. Unſer ſchwediſcher Profeſſor Bergmann hat bekanntlich dies Mittel erfunden, und es wurde hier allgemein gerühmt.

Unter andern Seltenheiten, die ich zu Amſterdam beſah, war auch eine ſehr gute Münzſammlung des erſten Predigers bey der ſogenannten alten Kirche (Oude kerk). Ich hatte da das unerwartete Vergnügen, zum erſten mal die ſogenannten goldenen Zodiakrupien, alle zwölf beyſammen zu ſehen. In Indien hatte ich dieſe ſeltnen Münzen weder beyſammen gefunden, noch ihrer zum Einwechſeln habhaft werden können; und in Europa findet man die ganze Anzahl auch nur äußerſt ſelten.

Der Prediger hatte ſie für dreyhundert holländiſche Gulden gekauft, und war ſo gütig, ſie mir auf mein inſtändiges Bitten für ſiebenhundert Gulden abzuſtehen. Dieſe Sammlung, nebſt dem Portrait Selims des Erſten, war vom Generalgouverneur Imhoff zu Batavia einem ſeiner Verwandten in Holland geſchenkt worden, der hernach genöthigt geweſen war, ſie zu verkaufen. Die Münzen ſind von der Kaiſerin Nour Mahal, Selims Gemahlin, während der Zeit von vier und zwanzig Stunden, da ſie mit deſſen Erlaubniß unumſchränkt regierte, ſowohl von Gold als von Silber geprägt. Da ſie nach dem Tode des Monarchen verboten, eingewechſelt und eingeſchmolzen wurden, ſo iſt es jetzt ſo ſehr ſelten, ſie vollzählig zu finden. Sie ſind auf der einen Seite jede mit einem der zwölf himmliſchen Zeichen, auf der andern mit einer perſiſchen oder arabiſchen Inſchrift bezeichnet.

Des Profeſſor Burmannus freundſchaftliches Anerbieten: bey ihm zu wohnen, hatte ich zwar nicht angenommen, ich beſuchte ihn aber täglich und genoß dort ſo viel Wolthaten, daß ich ſtets das dankbarſte Andenken dafür hegen werde; gleichen Antheil an meiner gerührten Erinnerung muß ich hier, nach vierzehn Jahren, den mannigfaltigen Freundſchaftsbezeugungen und würklichen Dienſtleiſtungen wiederfahren laſſen, welche meine wackern Landsleute in Amſterdam, Herr General Conſul, Haſſelgren, Herr Floberg, (bey welchem ich mir eine Wohnung gemiethet hatte), imgleichen die Herren Fähräus, Swart, Lunge und andere mir zu erzeigen ſo gütig waren.

Da jetzt meine Verbindung mit der holländiſch oſtindiſchen Compagnie zu Ende war, und ich meine Beſoldung nebſt der gewöhnlichen Prämie bekommen

hatte, entſchloß ich mich, eine Reiſe nach England vorzunehmen, und einen Theil des Winters in London zuzubringen.

In dieſer Abſicht reiſete ich im November nach dem Haag, beſah die daſigen, dem Erbſtatthalter zugehörenden koſtbaren Sammlungen von Naturalien und Kunſtſachen, beſuchte Herrn Lyonets ausgeſuchtes Konchylienkabinet, reiſete von da nach Rotterdam und weiter nach Helvoetsluis.

An dem letzteren Orte hinderte mich wiedriger Wind verſchiedne Tage lang an der Ueberfahrt; und als ich endlich in Geſellſchaft mehrerer Paſſagiere mit dem engliſchen Paketboote abſegelte, entſtand ein ſo heftiger Sturm und zuletzt contrairer Wind, der uns weit von unſerm Wege abtrieb. Am 14ten December langte ich endlich in London an.

Hier hatte mein guter Freund und ehemaliger Univerſitätsgenoſſe, Herr Dryander, für mich eine Wohnung beſtellt. Ich ſuchte ihn ſogleich in Herrn Banks Hauſe auf, wurde von Herrn Doctor Solander auf die höflichſte Art aufgenommen, und durch ihn Herrn Banks vorgeſtellt, und in deſſen Naturalienkabinet geführt.

Herr Banks empfieng mich überaus gütig, und fuhr während meines Aufenthalts in London in gleicher Art gegen mich fort. Er verſtattete mir, welches der höchſte Zweck meiner Wünſche war, freyen Zutritt zu ſeinen unvergleichlichen Sammlungen, beſonders aus dem Pflanzenreiche, eine Sammlung, die aus allen Gegenden des Erdkreiſes zuſammengebracht iſt. Ich brachte ſeitdem alle Vormittage in ſeinem Hauſe zu, und vermehrte, indem ich ſein Herbarium ſtudirte, meine Kenntniſſe in meinem Lieblingsfache. Und da

zugleich in dieſem Saale, wie in einer Academie der Naturgeſchichte, täglich eine Menge gelehrter Männer ſich verſammelte, ſo hatte ich dadurch auch Gelegenheit, verſchiedene ehrenvolle und nützliche Bekanntſchaften zu machen.

In der kurzen Zeit meines hieſigen Aufenthalts beſah ich übrigens alles was London, beſonders im naturhiſtoriſchen Fache, merkwürdiges hat, als das brittiſche Muſeum, Lewers Muſeum und dergleichen. Jenes erſtere iſt ſehr weitläuftig und groß, und hat Sammlungen von ſehr vielen Arten, als: Bücher, Handſchriften, Antiquitäten, Münzen, Kleidungsſtücke und Hausgeräth, entfernter Völker und ſo weiter. Beſonders freuete es mich, Kämpfers Handſchriften, Zeichnungen und Kräuterſammlung hier zu finden; ſie waren jetzt beynahe hundert Jahr alt; nach Kämpfers Tode waren ſie vom Ritter Sloane gekauft worden.

Auch ſtellte ich verſchiedne Reiſen in der Nähe von London an, um den ſchönen und an Gewächſen ſehr reichen Garten zu Kew, worüber Herr Aiton die Aufſicht hatte; Herrn Lees Garten, der beſonders einen großen Vorrath von Bäumen und Stauden hat, Doctor Fothergills Garten, Chelſea und dergleichen mehr zu beſehen. Bey Herrn Lee beſah ich zugleich die vortrefliche Inſektenſammlung ſeiner Tochter, welche ſeit einiger Zeit mit den vorzüglich ſchönen Inſecten von der bengaliſchen Küſte vermehrt war, die Frau Monſon daſelbſt geſammelt, und Mis Lee im Teſtamente vermacht hatte.

Der ältere Forſter, welchem ich auch meinen Beſuch machte, nahm mich mit vieler Freundſchaft auf, und

verſchafte mir nicht nur das Vergnügen, die von ihm auf ſeiner Reiſe im Südmeere, geſammelten Gewächſe, und Konchylien zu beſehen, ſondern ſchenkte mir auch eine ganze Collection, und verpflichtete mich dadurch zu ſteter Dankbarkeit.

Unter allen Beweiſen von Gewogenheit, womit Herr Banks mich überhäufte, ſchätzte ich den als einen der vorzüglichſten, daß er mir kurz vor meiner Abreiſe erlaubte, ſeine auf den Inſeln des ſüdlichen Oceans gemachte Sammlung von Gewächſen zu ſehen, die noch nicht unter ſeine übrigen Kräuter gelegt waren, und welche er nicht jedem Fremden ſehen läßt; Doctor Solander der, wie Herr Dryander, mir den Aufenthalt zu London nicht nur angenehm, ſondern auch nützlich zu machen ſuchte, war dabey ſo gefällig, jedes Geſchlecht mit mir beſonders durchzugehen.

Herrn Banks Bibliothek iſt wohl, im Fache der Naturhiſtorie, die vollſtändigſte, die es giebt. Sie iſt in einem eignen großen Zimmer vor dem Saale, der die Sammlungen enthält, aufgeſtellt; hiedurch hat man ganz unvergleichliche Gelegenheit, bey Unterſuchung eines Gegenſtandes ſogleich auf der Stelle jeden Schriftſteller, den man will, nachzuſchlagen und ſich bey ihm Raths zu erhohlen.

Den 30ſten Januar 1778 reiſete ich in Geſellſchaft des damaligen Capitains, jetzigen Oberſten, Cronſtedt, der ohnlängſt aus Nordamerika zurückgekommen war, von England ab. Wir nahmen unſern Weg durch Holland und Deutſchland nach Yſtad und Lund. Von Harwich fuhren wir über den Kanal nach

Helvoet, und reiſeten weiter nach Amſterdam, wo wir uns aber nur einige wenige Tage aufhielten.

Den 16ten ſetzten wir die Reiſe ferner nach Gröningen; den 22ſten nach Bremen; den 24ſten nach Hamburg, und ſo weiter über Lübeck, Wismar und Roſtock nach Stralſund fort, wo wir den 2ten März ankamen.

Während wir zu Stralſund auf den Abgang der Poſtjacht warten mußten, machten wir eine Reiſe nach Greifswald, um die daſige Univerſität kennen zu lernen, und giengen bald darauf nach Yſtad ab. Den 14ten Februar langte ich in meinem Vaterlande, wonach ich mich ſo lange geſehnt hatte, endlich wieder an.

Druck-

Druckfehler.

Bey dem vom Aufenthalt des Ueberſetzers entfernten Druckorte ſind in dieſem Werke folgende Druckfehler ſtehen geblieben, welche vorzüglich in den Namen fremder Pflanzen ꝛc. vorkommen, und auf nachſtehende Art zu verbeſſern ſind.

Erſter Band. Erſter Theil.

pag. 15.	Zeile 15.	ſtatt	Calmia lies Kalmia.
— 93.	— 14.	—	loviren — laviren.
— 135.	— 28.	—	Capra doreas lies Capra Dorcas.
— 152.	— 29.	—	Viscus capenſis — Viscum capenſe.
— 167.	— 7.	—	ſchrapen lies ſchaben.
— 255.	— 3.	—	geſpaltne lies gefaltete.
— 264.	— 15.	—	geſpaltene — gefaltete.

Erſter Band. Zweyter Theil.

pag. 98.	Zeile 3.	ſtatt	Capra leucophaca lies Capra leucophaea.
— 112.	— 27.		Die ächte Kaſtanie heißt Fagus Caſtanea und nicht Aeſculus Pavia, denn die Frucht der letztern wird keiner genießen können.
— 124.	— 1.	—	Fulices lies Fulicae.
— 168.	— 3.	—	tygomaticum lies zygomaticum.
— 191.	— 26.	—	Unicornum lies Unicornu.
— 246.	— 12.	—	mais lies Mays.
— 258.	— 23.	—	Nila lies Anil.

Zweyter Band. Erſter Theil.

pag. 41.	Zeile 30.	ſtatt	virens lies ſempervirens.
— 123.	— 5.	—	baſtatum lies haſtatum.
— 123.	— 26.	—	Licium lies Lycium.

Zweyten Bandes. Zweyter Theil.

pag. 65.	Zeile 29.	ſtatt	panium lies Panicum.
— 66.	— 7.	—	Satirus — ſativus.
— 66.	— 31.	—	Punicum lies Punica.
— 67.	— 10.	—	Mioya lies Mioga.
— 87.	— 21.	—	Azedarach, Melia lies Melia Azedarach.
— 113.	— 18.	—	ſirofa lies ſcrofa.
— 114.	— 17.	—	pyrrhyla lies Pyrrhula.
— 115.	— 2.	—	Opnichthys lies Ophichthus.
— 115.	— 10.	—	Fiſtelaria lies Fiſtularia.
— 115.	— 30.	—	Melve lies Meloe.
— 117.	— 16.	—	Oniſius lies Oniſcus.
— 120.	— 1.	—	cannena lies Canrena.
— 204.	— 12.	—	melangena lies Melongena.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Thunberg, Carl Peter, 1743-1828

Karl Peter Thunbergs Reise durch einen Theil von Europa, Afrika und Asien

Bd.: 2,2

Berlin 1794

Bamberg, Staatsbibliothek -- Geogr.it.o.257(2#1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11449424-8
VD18 80373291-001